

1955 P544

Schau-ins-Land

Herausgegeben

vom

Breisgau-Verein Schau-ins-Land

Freiburg i. Br.



Jahrlauf 73

1955

H 465, da



H
465
da
73.
1955

Inhaltsverzeichnis zum 73. Jahrlauf

	Seite
Werner Noack, Freiburg: Fragen des Kunsthistorikers an den Historiker im Zusammenhang mit der Vorgeschichte der Freiburger Stadtgründung	3
Ernst Adam, Freiburg: Der Turm des Freiburger Münsters	18
Gustav Münzel, Freiburg: Der Skulpturenzyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters	66
Emil Nothelfer, Freiburg: Mittelalterliche Flurwüstungen am Schönberg	83
Friedrich Hefele, Freiburg: Bickensohl — Eine dorfgeschichtliche Skizze	88
Wolfgang Kleiber: Noch einmal der Name „Ravenna“	105
Joseph L. Wohleb: Die Glashütte und Glasmacherrodung Äule	108
William Freiherr von Schröder, Frankfurt am Main: Neue Kunde über die Besitzer des Freiburger Colombi-Schlössles	122
Alfred Engler, Weisweil: Das Wirtshaus zum Erbprinzen in Weisweil	129

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des Regierungspräsidiums Südbaden
und der Stadt Freiburg im Breisgau

Schriftleitung: Archivrat Dr. Martin Wellmer, Freiburg i. Br., Reiterstraße 12

Selbstverlag des Breisgau-Vereins Schau-ins-Land

Anschrift: Kreisoberschulrat J. L. Wohleb, Freiburg i. Br., Colombistraße 3

Postschließfach 244, Postcheckkonto Karlsruhe 305 40

Mitgliedsbeitrag jährlich 5 DM

Gedruckt bei Poppen & Ortmann, Universitätsdruckerei,
Freiburg i. Br., Kaiser-Joseph-Straße 229

Fragen des Kunsthistorikers an den Historiker im Zusammenhang mit der Vorgeschichte der Freiburger Stadtgründung

Don Werner Noack

Die folgenden Ausführungen wollen nicht mehr sein, als einige bescheidene Gedanken eines Außenseiters zu historischen Fragen, die an einem bestimmten Punkt, der Stadtgründung von Freiburg und ihrer Vorgeschichte, sein eigenes Arbeitsgebiet gelegentlich berührt und ihn in diesem Zusammenhang beschäftigt haben. Es soll zur Diskussion gestellt werden, ob diese Überlegungen einen brauchbaren Weg für die Erforschung und Aufhellung der Frühgeschichte und der Christianisierung unserer Landschaft weisen könnten. Sie wollen keinesfalls mehr sein, als methodische Anregungen und Arbeitshypothesen. Vielleicht ist aber doch einiges daran für die weitere Forschung verwertbar. Sie haben einen wesentlichen Anstoß erhalten durch eine, wie mir scheinen möchte, sehr bedeutsame Äußerung des verehrten Jubilars in einer Sitzung des Alemannischen Instituts.

Mit dem Beginn des 12. Jahrhunderts tritt das deutsche Städtewesen in ein ganz neues Stadium ein. Es beginnen die planmäßigen Neugründungen von Städten. Diese Stadtanlagen sind ebenso großartige Werke hochromanischer Baukunst, wie ihre Verfassungen bedeutende rechtsgeschichtliche Denkmäler. Schon seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts sehen wir die großen Geschlechter des Hochadels bemüht, mit mehr oder weniger Nachdruck und Geschick ihre Hausmacht auszubauen. Die verschiedensten Mittel werden dafür eingesetzt: Reichs- und Kirchenlehen, Grafenrechte und sonstige hoheitsrechtliche Funktionen, Kirchen- und Klostervogteien, Klostergründungen, Förderung der Innenkolonisation durch Rodung der großen unausgenutzten Waldgebiete und durch Ansetzung von bäuerlichen Siedlern — unmittelbar oder durch Klöster —, Ausbau des Straßennetzes, Burgenbau, Schaffung einer starken, abhängigen Dienstmannschaft (Ministerialen)¹. Alle diese Mittel haben wie etwa die Staufer und Welfen auch die Zähringer systematisch und erfolgreich angewendet. Aber sie fügen ihnen als etwas vollkommen Neues, als ihre eigenste

Der Aufsatz ist der dem Direktor der Universitätsbibliothek in Freiburg i. Br., Herrn Professor Dr. Josef Rest, zu seinem 65. Geburtstag am 19. Dezember 1949 im Manuskript überreichten Festschrift entnommen. Nachträge konnten nurmehr in beschränktem Umfang eingefügt werden.

¹ Karl Siegfried Bader: Grundzüge der territorialen Entwicklung der Oberrheinlande und Schwabens in nachstauferischer Zeit. — Oberrheiner, Schwaben, Südalemannen. Veröffentlichungen des Instituts für geschichtliche Landeskunde an der Universität Freiburg i. Br., 2. Bd., Straßburg 1942, S. 113 f.

Theodor Mayer: Der Staat der Herzoge von Zähringen. — Freiburger Universitätsreden h. 20, Freiburg i. Br. 1935, S. 18.

geniale Schöpfung die planvolle Neugründung von Städten hinzu als einheitlicher rechtlicher, wirtschaftlicher, militärischer und architektonischer Körper. 1120 gründen sie als erste die Städte Freiburg, Dillingen und Offenburg.

Wenn sich der Kunsthistoriker mit diesen Stadtanlagen als Werken der Baukunst beschäftigt, so kann er sich nicht darauf beschränken, die formalen Voraussetzungen und Grundlagen festzustellen, sondern er muß ebensosehr bemüht sein, die geographischen, historisch-politischen, militärischen, rechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Gegebenheiten zu ergründen, die alle bei der Plangestaltung mitgewirkt und auf ihre individuelle Form Einfluß gewonnen haben. Von den sich hierbei ergebenden Fragen sollen einige im folgenden herausgegriffen werden.

In Dillingen liegt die Stadt neben dem alten, 999 mit Marktrecht bewidmeten Dorf, dessen Namen auf sie übergeht. Hier konnte der Erbauer auf vollkommen ebenem Gelände seinen Plan ungestört durch irgendwelche Rücksichten auf historische Gegebenheiten, wie vorhandene Straßen und Wege, Besitzrechte oder dergleichen, in einer großartigen Klarheit und Konsequenz verwirklichen². Auch in Offenburg erfolgt die Stadtgründung in Anlehnung an ein altes Dorf, dessen Name „Kinzigdorf“ (der sich für die Siedlungsreste vor dem Nordtor bis ins 16. Jahrhundert hält) durch den neuen Namen abgelöst wird. Aber das Hochufer der Kinzig und der Verlauf der Landstraßen mit der Gabelung nach Basel einerseits und durch das Kinzigtal über den Schwarzwald nach Dillingen andererseits innerhalb des Weichbildes der Stadt verlangte hier Berücksichtigung bei der sonst ebenfalls sehr klaren und regelmäßigen Planung.

Welche Auskünfte gibt die Gründungsurkunde von 1120 über das Vorhandensein einer älteren Siedlung „Freiburg“?

Für Freiburg war die Forschung bis vor kurzem nahezu unwidersprochen zu der Auffassung gekommen, daß wir hier, außer einer 1091 mit der Anlage der Burg auf dem Schloßberg entstandenen Ministerialensiedlung in der Oberau auf dem eigentlichen Stadtgebiet keine älteren Siedlungen oder Siedlungsreste voraussetzen haben, daß die Stadt also „aus wilder Wurzel“ gegründet worden sei³. Schon in der Wahl des Namens habe der Stadtgründer die Neuartigkeit seiner Unternehmung und die besonderen Freiheiten des Stadtrechts zum Ausdruck bringen wollen. Der Vorschlag Franz Beyerles, den Namen von den Burgum-Anlagen burgundischer Bischofsstädte abzuleiten⁴, ist aus sachlichen und sprachlichen Gründen weitgehend abgelehnt worden, zuletzt von Ferdinand Güterbock⁵. Güterbock vertritt aber auch auf Grund sorgfältiger und kritischer Prüfung der Überlieferung mit guten Gründen die Ansicht, daß schon vor der Stadtgründung 1120 eine Siedlung mit dem Namen Freiburg vorhanden gewesen sein müsse, an die sich die Neuanlage

² Werner Hoack: Die Stadtanlage von Dillingen als Baudenkmal. — Badische Heimat, Bd. 25, „Die Baar“, Freiburg i. Br. 1938, S. 234—246.

³ Ernst Hamm: Die Städtegründungen der Zähringer in Südwestdeutschland. — Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br., Bd. 1, Freiburg i. Br. 1932.

⁴ Franz Beyerle: Zur Typenfrage in der Stadtverfassung. — Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germ. Abt., Bd. 50, Weimar 1930, S. 1 ff.

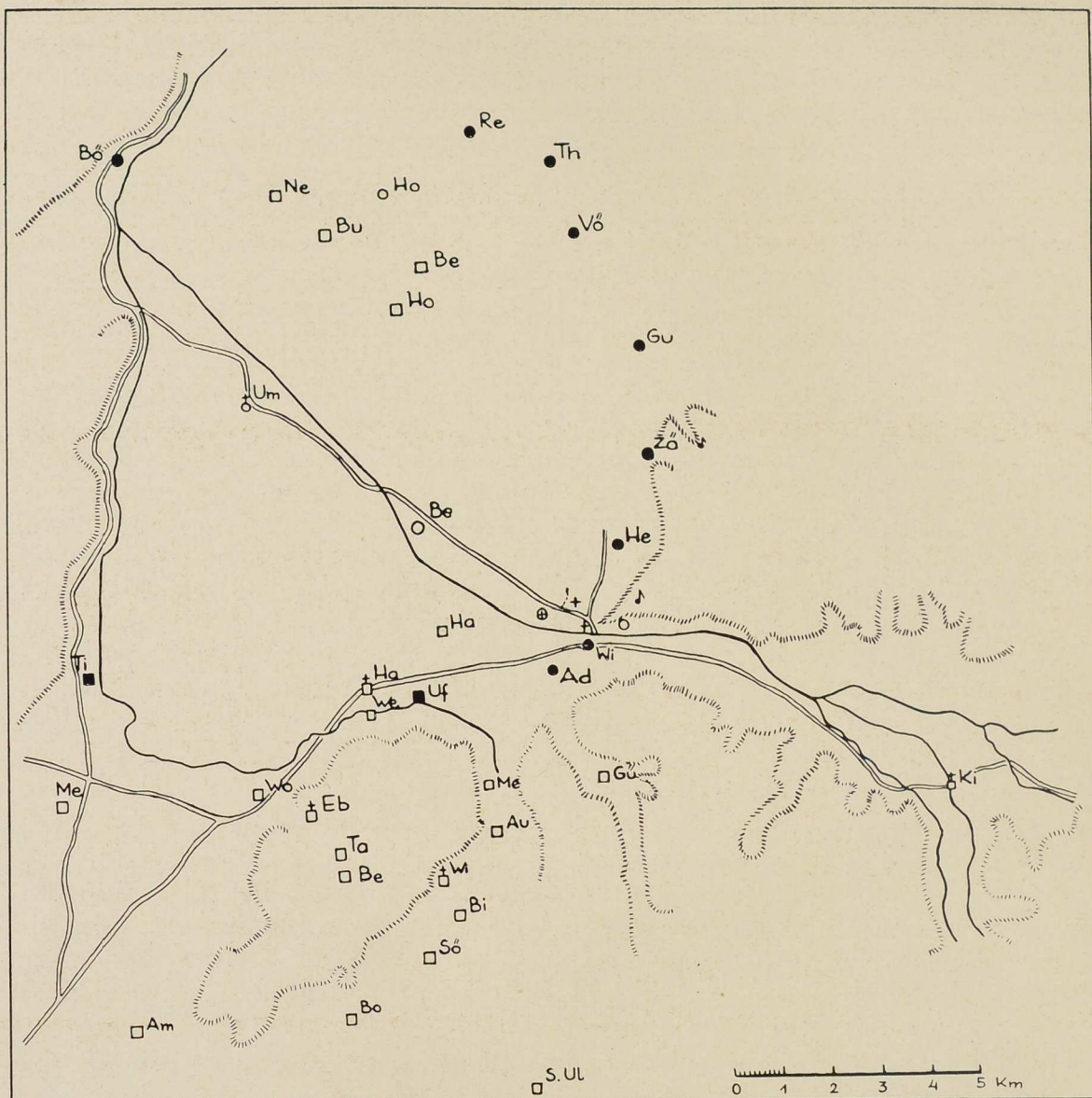
⁵ Ferdinand Güterbock: Zur Entstehung Freiburgs im Breisgau. — Zeitschrift für Schweizerische Geschichte, 22. Jg., Zürich 1942, S. 185—219. — Hier auch die wesentliche frühere Literatur zur Frage der Freiburger Stadtgründung.

wie in Dillingen und Offenburg (und wie wir es weiterhin bei der Mehrzahl der neuen Städte im Altreich finden) angelehnt und deren Namen sie übernommen habe. Das Vorhandensein dieser älteren Siedlung sei „mit absoluter Gewißheit“ zu erschließen aus dem Wortlaut, mit dem der Gründungsvorgang in der im Tennenbacher Güterbuch überlieferten sogenannten Konradsurkunde („in loco mei proprii iuris, scilicet Friburg . . .“) und im Stadtrodel von 1218 („in loco proprii fundi sui, Friburg videlicet . . .“) beschrieben wird. „In den beiden Überlieferungen lassen sich die Worte scilicet Friburg oder Friburg videlicet einzig und allein auf das Vorausgehende „in loco mei proprii iuris“ oder „in loco proprii fundi sui“ beziehen; und alsdann läßt sich in beiden Urkunden der gleicherweise gebrauchte Ausdruck „locus“ nur als eine „Freiburg“ benannte Örtlichkeit auffassen, also nicht etwa, wie dies bisher üblich geworden ist, mit der hier mißverständlichen Redewendung „Grund und Boden“ übersetzen. Vielmehr ergibt sich aus einer aufmerksamen Interpretation des Wortlauts das überraschende Resultat, daß vor der Stadtgründung eine Ansiedlung einfacherer Art, die bereits den Namen „Freiburg“ trug, existiert hat.“ Von dieser Feststellung aus erscheinen auch eine Reihe späterer Chroniken, die wohl zum Teil voneinander abhängig sind, aber wahrscheinlich auf uns jetzt nicht mehr zugängliche Quellen zurückgehen, in neuem Licht, die überliefern, daß die Stadt aus einem Dorf entstanden sei. Als älteste lesen wir in der Straßburger Chronik des Jakob Twinger von Königshofen gegen Ende des 14. Jahrhunderts: „do ving her Behtolt die stat zuo Friburg ane zu buwende uf syne engen, daz vor ein dorf was“⁶. Güterbock hält die noch zu Beginn des 14. Jahrhunderts urkundlich nachweisbare⁷ Ministerialensiedlung in der Oberen Au vor dem Schwabentor für diese ältere Siedlung „Freiburg“, neben der dann 1120 die Stadt angelegt wurde, und nimmt ihre Entstehung zwischen 1008 und 1120 an, da sie 1008 bei der Verleihung des Wildbanns im Mooswald durch Kaiser Heinrich II. an den Bischof von Basel in dessen Grenzbeschreibung nicht aufgeführt sei. Aber diese Argumentierung ist nicht stichhaltig, so daß sich der terminus post nicht aufrechterhalten läßt. Die Grenzen des Wildbanns werden folgendermaßen beschrieben: „a villa Töngingun (Tiengen) usque ad villam Ofhusen et ad Adelenhusen et inde Worin (Wiehre), inde vero usque ad Harderen et inde ad Zaringen et inde ad Gondaluingen et inde ad Wersteten (Dörstetten) et de illo loco ad Thiermondigen (abgegangener Ort), inde vero ad Ruthin (Reute) ac postea ad Bezscingen et inde per ascensum Treisame fluminis usque ad locum, ubi Ramesaha fluvius intrat in Treisama, et inde per ascensum Ramesahae usque ad prescriptam villam Töngingun . . .“⁸. Es fällt allerdings auf, daß die ältere Siedlung Freiburg hier nicht genannt ist, da sie zwischen Wiehre und Herdern im Zug der Ostgrenze des Wildbanns liegen würde, wenn sie tatsächlich mit der späteren Oberen Au identisch ist. Aber auch das schon 804 in einer S. Gallischen Urkunde genannte Hartkirch, das heutige S. Georgen, ist nicht erwähnt, obwohl es zwischen Tiengen und Uffhausen ebenfalls genau auf der Grenze liegt, wie auch zwischen Bözingen und Tiengen die Orte Oberschaffhausen, Gottenheim, Waltershofen und Opfingen. Außerdem aber hat, wie wir noch sehen werden, die alte Siedlung sich einen guten Kilometer westlich der Oberen Au, also innerhalb des Wildbannbezirkes, befunden und kam deshalb ebensowenig für eine Nennung in Betracht, wie die anderen früheren Siedlungen im

⁶ Güterbock: (Anm. 5), S. 195, 198 f.

⁷ Heinrich Schreiber: Urkundenbuch der Stadt Freiburg i. Br., Bd. 1, Freiburg i. Br. 1828, S. 166, Nr. 66.

⁸ Friedrich Hefele: Freiburger Urkundenbuch (Fr. U.B.), 1. Bd., Freiburg i. Br. 1940, S. 2, Nr. 4.



Die Freiburger Bucht um das Jahr 1000

Abkürzungen der Ortsnamen sind die beiden ersten Buchstaben:

Adelhausen
Ambringen
Au
Benzhausen
Berghausen
Bezenhausen
Biezihofen
Bollschweil
Bözingen
Buchheim
Ebringen
Gundelfingen
Günterstal
Hartkirch (S. Georgen)
Haslach

Herdern
Hochdorf
Holzhausen
Kirchzarten
Mengen
Merzhausen
Neuershausen
Reute
S. Ulrich
Sölden
Talhausen
Thiermondlingen
Tiengen
Uffhausen
Umkirch

- | | | |
|---|---|-----------------------|
| □ | ■ | S. Gallischer Besitz |
| ● | ■ | Wildbann 1008 |
| ○ | ⊕ | „Kirch“-Orte |
| ○ | ⊕ | sonstige Dörfer |
| + | | Kirchen bzw. Kapellen |
| ♫ | | Burgen |

Dörstetten
Wiehre
Wendlingen
Wittnau
Wolfenweiler
Zähringen

Mooswald: Haslach (786)⁹, Bezenhausen (972), Lehen, Umkirch (einer der frühen „Kirch“-Orte des Breisgaus mit großem Pfarrsprengel, wenn auch erst zwischen 1105 und 1190 erstmalig urkundlich erwähnt)¹⁰, Hochdorf (773), Benzhausen (788), Holzhausen (777), Buchheim (773), Neuershausen (789).

Welche Auskünfte gibt die Patroziniumsforſchung über das Vorhandensein einer älteren Siedlung?

Wir können aber dem Problem des Vorhandenseins einer älteren Siedlung Freiburg und deren Lage noch auf einem anderen Weg näherkommen. Bernhard Schelb hat darauf hingewiesen, daß die Patrone von zwei Freiburger Kirchen, S. Peter und S. Martin, der Forſchung einen Anhalt geben könnten¹¹. Die frühmittelalterliche Kirchengeschichte im Gebiet des späteren Herzogtums Schwaben ist freilich trotz manchen verdienstvollen Untersuchungen in vielerlei Hinsicht noch reichlich unklar¹². Bei den frühen Kirchengründungen im alemannischen Stammesgebiet treten u. a. die Heiligen Michael, Petrus und Martin als Patrone nach Zahl und Bedeutung hervor. Die Michaelskirchen sind teilweise an die Stelle heidnischer, häufig auf Höhen gelegener Kultstätten getreten. Der hl. Martin hält nach 496 bzw. nach der Abtretung des nördlichen Teils von Schwaben durch den Ostgotenkönig Witigis an die Franken 536 als merowingischer Patron im Gefolge des allmählichen Vordringens der fränkischen Oberherrschaft seinen Einzug, zunächst vorwiegend im nördlichen Teil des alemannischen Herzogtums und im Elsaß. Der fränkische Einfluß scheint nur langsam vorgedrungen und vor allem der südliche Teil des Herzogtums noch lange verhältnismäßig selbständig geblieben zu sein. Bei den Peterskirchen wäre zu überlegen, ob sie nicht vorwiegend schon auf alemannische Gründungen zurückgehen.

Vielleicht kann man durch einige Überlegungen und Hinweise einen Weg andeuten, der möglicherweise bei methodischer Verfolgung zu bestimmteren Ergebnissen führt. Wenn man die Aufzählungen zusammenstellt, die Weller — zum Teil unter ganz anderen Gesichtspunkten — von Fall zu Fall über die frühen Kirchenpatronate

⁹ Jeweils das Jahr der frühesten Nennung nach Albert Krieger: Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, 2. Aufl., Heidelberg 1904, 1905.

¹⁰ Heinrich Büttner: Die frühmittelalterliche Besiedlung des Breisgaves, II (historischer Teil). — Schauinsland, 65./66. Jg., Freiburg i. Br. 1938/39, S. 129.

Heinrich Büttner: Franken und Alamannen in Breisgau und Ortenau. Ein Beitrag zur Geschichte des Oberrheins im 8. Jahrhundert. — Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, N.-F., Bd. 52, Karlsruhe 1939, S. 355.

¹¹ Bernhard Schelb: Zwei Siedlungen des Frühmittelalters auf dem Boden der Stadt Freiburg. — Festschrift Dr.-Ing. e. h. Heinrich Brenzinger zum 65. Geburtstag am 20. Juni 1944 gewidmet vom Breisgau-Verein Schauinsland, Freiburg i. Br. 1944, I. Teil, Bl. 36—74 (Manuskript) und Schauinsland, 68. Jg., Freiburg i. Br. 1949 (vgl. auch Anm. 51). — Die sorgfältige Untersuchung von Herrn Pfarrer Dr. Schelb arbeitet weitgehend mit dem gleichen Tatsachenmaterial, geht aber von einer anderen Fragestellung aus.

¹² Neuerdings: Karl Weller: Württembergische Kirchengeschichte bis zum Ende der Stauferzeit. — Württembergische Kirchengeschichte, 1. Bd. Bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Calw 1936. Hier auch die ältere Literatur.

Für Baden: Josef Sauer: Die Anfänge des Christentums und der Kirche in Baden. — Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission. N.-F. 14, Heidelberg 1911.

Büttner 1939 (vgl. Anm. 10), S. 323—359.

Heinrich Feurstein: Zur ältesten Missions- und Patroziniumskunde im alemannischen Raum. Ihre Wechselwirkung zur Siedlungsgeschichte und Rechtsymbolik. — Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, 97. Bd. (N.-F. 58. Bd.), Karlsruhe 1949, S. 1—55.

in Schwaben bringt, ergeben sich einige wichtige Gesichtspunkte. Zunächst scheinen Kirchen auf herzoglichem Besitz, bei Pfalzen oder Herrschaftshöfen, gegründet worden zu sein: Aufkirch bei Überlingen (613 Sitz des Herzogs Cunzo in Überlingen): S. Michael; Heilbronn: S. Michael; Stöckenburg-Großaltdorf: S. Michael; Waiblingen: S. Michael; Winterbach im Remstal: S. Michael; Rottweil-Altenstadt: S. Pelagius; Ulm: Unser Lieben Frau ennet felds. In Stöckenburg erscheint als zweite Kirche S. Martin und eine Tochterkirche S. Martin in Westheim; bei Heilbronn eine Tochterkirche S. Martin in Sontheim-Südheim. Das seltene Pelagiuspatronat in Rottweil-Altenstadt erinnert daran, daß der Bischofssitz Windisch eine Pelagiuskirche hatte. Bei der Zerlegung des Bistums Windisch in die Bistümer Konstanz und Avenches-Lausanne 609/10 wird die neugegründete Konstanzer Bischofskirche U. L. Frau geweiht und erhält erst 780, offenbar in Erinnerung an die Windischer Tradition, als zweiten Patron den hl. Pelagius. Man kann also vielleicht annehmen, daß Rottweil-Altenstadt vor 609/10, Ulm z. B. aber erst nach der Konstanzer Gründung entstanden ist. Eine zweite Gruppe von frühen Kirchen Gründungen mit großem Pfarrbezirk für mehrere Dörfer findet sich an Grafensitzen und Malstätten der Hundertschaften, auch hier wieder teilweise mit Tochterkirchen S. Martin: Altmünster inmitten der alten Orte Trailsheim, Onolzheim, Jagtheim, Jngersheim: S. Peter — Tochter Jngersheim: S. Martin; Asperg: S. Michael und zweite Kirche S. Martin; Jgersheim im Taubertal: S. Michael und zweite Kirche S. Martin; Musdorf: S. Michael — Tochter Rot am See: S. Martin; S. Peter bei Bietigheim; Münster bei Gaildorf: U. L. Frau; Münster bei Treglingen: Allerheiligen. Im Breisgau hat z. B. die Kirche U. L. Frau in Kirchhofen eine Filialkirche S. Martin in Staufsen, die Kirche U. L. Frau in Umkirch eine Tochterkirche S. Martin in Hochdorf. Beide Mutterkirchen sind Pfarrkirchen an frühen „Kirch“-Orten mit großem Pfarrsprengel, zu dem auch alte -ingen-Orte gehören. Diesen Spuren müßte eine systematische Untersuchung im einzelnen nachgehen unter dem Gesichtspunkt, ob nicht etwa zunächst eine im Norden und im Elsaß schon um oder bald nach 500 in Verbindung mit der fortschreitenden politischen Organisation einsetzende fränkische Missionierung festzustellen ist, neben der schon frühzeitig eine selbständige alemannische Mission hergeht, die im größeren südlichen Teil des Herzogtums erst um 720 bzw. 746 durch eine jüngere fränkische Christianisierungswelle abgelöst wird. Während des Italienzugs 553/54 sind die Alemannen noch Heiden. Die ältere Missionierung, u. a. mit den Michaels- und Peterskirchen, muß um 560/70 eingesetzt haben. Der wohl im 7. Jahrhundert anzusetzende Pactus Alamannorum ist trotz christlicher Grundhaltung noch stark mit heidnischen Anschauungen durchsetzt¹³. Zwischen 611 und 614 fällt die Tätigkeit von Columban und Gallus am Bodensee, wo sie aber z. B. in Arbon schon eine christliche Gemeinde antreffen. 643 fliehen die Mörder des hl. Trudpert über den Schwarzwald, wo also die Bewohner wenigstens teilweise noch Heiden waren. Vor 730 erläßt Herzog Lantfried I. die Lex Alamannorum, die nun im Gegensatz zum Pactus durchaus christlichen Charakter hat¹³. Sehr deutlich zeigt sich noch der alemannisch-fränkische Gegensatz in der Tätigkeit Pirmins, über die Franz Beyerle Forschungen wesentliche neue Ergebnisse gebracht haben¹⁴. Pirmin kommt um 722 an den Oberrhein, gründete zunächst Murbach und vor 724 die Ortenauklöster

¹³ Rudolf Buchner: Die Rechtsquellen. — Beiheft zu Wattenbach-Lewison: Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Vorzeit und Karolinger. Weimer 1953, S. 29—33.

¹⁴ Franz Beyerle: Résumé zu seinem Referat über die Gründungsgeschichte von Murbach und Reichenau im Privaten Zirkel der Freunde des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. vom 4. September 1945 (Manuskript). — Vgl. auch Sauer (Anm. 12), S. 95 ff. und Büttner 1939 (Anm. 10), S. 329.

Schuttern und Gengenbach und im Auftrag Karl Martells nach dessen Einmarsch in Alemannien 724/25 die Reichenau, die er 727 infolge der Gegnerschaft des alemannischen Herzogs Theudebald wieder verläßt. „Die oberdeutschen Herzogshäuser mußten in ihm einen rein arnulfingischen Sendling erblicken. Das Fehlen des päpstlichen Auftrags bringt ihn Bonifatius gegenüber von vornherein in Nachteil.“ Mit der Vernichtung des alemannischen Herzogtums durch das Gericht bei Cannstatt 746 setzt die jüngere Christianisierungswelle ein, der die Martinskirchen im Süden des Gebiets angehören.

Was ergibt sich aus der Interpretation der Urkunden des 13. Jahrhunderts über S. Martin und S. Peter für das Vorhandensein und die Topographie einer älteren Siedlung „Freiburg“?

Wenn wir also in Freiburg, wie z. B. aber auch in Waldkirch oder Endingen, eine Peterskirche und eine Martinskirche nebeneinander finden, so besteht zum mindesten eine große Wahrscheinlichkeit, daß beide auf frühe alemannische und fränkische Gründungen zurückgehen. Ich selber habe dieses Problem bei meinem Aufsatz über die mittelalterlichen Städte im Breisgau¹⁵ mit Stillschweigen übergegangen, da beide Kirchen auf die Gestaltung der neuen Stadtanlage keinen Einfluß gehabt haben und die Vorgeschichte der Stadtgründung nicht zum Thema gehörte. Immerhin ist aber auch die Frage, warum die bei beiden Kirchen voraussetzenden Siedlungen oder Siedlungsreste so spurlos in der Zähringergründung von 1120 bzw. in der Vorstadt vom Ende des 13. Jahrhunderts aufgegangen sind, vielleicht nicht belanglos. Beide Kirchen werden erst im 13. Jahrhundert urkundlich erwähnt.

Die erste Nachricht über die Martinskirche finden wir in einer zwischen 1245 und 1246 ausgestellten Urkunde, in der „C., Ceutprieſter zu S. Peter in Waldkirch, vom Konstanzer Bischof bestellter Richter im Breisgau, in der Martinskirche zu Freiburg den Anspruch angeblicher Erben des Dekans Heinrich von Neuenburg auf das von diesem dem Kloster Tennenbach geschenkte Gut zu Teningen zurückweist“¹⁶: „Presidentibus nobis in sede iudiciaria in ecclesia Sancti Martini infra muros Fribure . . .“ Ebenfalls 1245 „leiht H. Meise von Zähringen dem Kloster Tennenbach eine Wiese . . .“¹⁷: „Acta sunt hec in ecclesia Sancti Martini in Vriburg . . . presente domino sculteto H[einrico] de Krozingen . . ., qui presentes tunc in ecclesia Sancti erant Martini.“ Am 14. April 1246 erfolgt mit einer langen Reihe namhafter geistlicher und weltlicher Zeugen ein „Schiedsspruch zwischen dem Abt von S. Blasien einerseits, dem Abt von Tennenbach und den Brüdern Burkard und Rudolf von Ufenberg andererseits über das Patronat der Kirche zu Hügelheim“¹⁸: „Acta sunt hec . . . in ecclesia Sancti Martini Vriburch . . .“ Schon bald danach, am 25. Mai 1246,

¹⁵ Werner Noack: Die mittelalterlichen Städte im Breisgau. — Oberrheinische Heimat, 28. Jg., Jahresband 1941 „Der Breisgau“, 2. Aufl., Freiburg i. Br. 1942, S. 176—204.

¹⁶ Fr. U.B., 1. Bd., S. 66 f., Nr. 81. — Die Urkunde, deren Datierung Hefele auf Grund Nr. 77 und 95 zwischen 1245 und 1247 begrenzt, muß vor 25. Mai 1246 ausgefertigt sein, da von der an diesem Datum erfolgten Schenkung an die Franziskaner S. Martin als capella bezeichnet wird bis zum päpstlichen Ablass zum Bau der ecclesia, 8. Juni 1247.

¹⁷ Fr. U.B., 1. Bd., S. 69 f., Nr. 83.

¹⁸ Fr. U.B., 1. Bd., S. 76 ff., Nr. 90.

„schenkt Graf Konrad von Freiburg den Franziskanern die Martinskapelle zu Freiburg, deren Patronat er innehatte, und vier anliegende Hofstätten“¹⁹: „... capellam Sancti Martini sitam in dicta civitate Friburch, cuius ius patronatus ad nos spectare dinoscebatur, et insuper quatuor adiacentia curtilia, que vulgo dicuntur hovestette . . ., tali conditione, quod, si dicti fratres voluntarie sine spe revertendi loco cesserint memorato, prefate capelle patronatus ad nos presentatione pristina revertatur; prelibata siquidem curtilia de pauperum elemosina comparata per procuratores fratrum et dicte civitatis nostre consules in usus pauperum redigantur.“ Am gleichen Tag „verspricht“ von Kolmar aus „der Minister der Franziskaner in Deutschland dem Grafen Konrad von Freiburg, daß, falls die Brüder die Martinskapelle und ihre Hofstätten verlassen würden, das Patronat der Kapelle an den Grafen zurückfallen soll, wogegen die mit Almosen erworbenen Hofstätten wieder für die Armen Verwendung finden sollen“²⁰: „... precipue de capella Sancti Martini necnon quatuor curtilium circum iacentium donatione, devotas gratiarum referimus actiones . . . promittimus . . ., quod si fratres nostri Friburgenses aliquo casu, quod absit, contingente dictam capellam et curtilia deseruerint et habere recusaverint, eiusdem capelle patronatus tantum ad vos sine omni contradictione libere revertatur, curtilia siquidem de elemosinis pauperum comparata per procuratores nostros et dicte civitatis consules in usus pauperum redigantur.“ Am 29. Juni 1246 „bezeugt“ aus Renchen „Dekan Hermann zu Nußbach, daß die ganze Fläche um die Martinskapelle zu Freiburg in der angegebenen Umschreibung zum Wittum der Kapelle gehört“²¹: „... ego, qui per multa tempora multo amplius XL annis capellam Sancti Martini sitam in Vriburch quiete et pacifice possedi . . . profiteor et contestor bona fide omnem aream et vacuitatem prefatam capellam sancti Martini ambientem veram esse dotem dicte capelle veraciter pertinentem.“ In der Besitzbestätigung des Papstes Innozenz IV. für die Franziskaner, Lyon, 7. Juni 1247²², heißt es noch: „capellam sancti Martini de Vriburch (sine animarum cura) . . ., ac quendam locum adiacentem ipsi capelle sancti Martini . . .“ Am nächsten Tag (Lyon, 8. Juni 1247) verleiht der Papst einen Ablass, nachdem die Franziskaner „ecclesiam cum aliis edificitiis suis usibus oportunitis ceperunt construere“²³.

Diese acht Urkunden ermöglichen eine Reihe wichtiger Rückschlüsse. Zunächst ist der Unterschied in der Bezeichnung von S. Martin bemerkenswert²⁴: bis zur Schenkung an die Franziskaner am 25. Mai 1246 „ecclesia“, dann regelmäßig „capella“, bis in der Ablassverleihung der Neubau der Klosterkirche wieder „ecclesia“ genannt wird. In der ersten Urkunde (1245/46) ist die Kirche der Sitz des vom Konstanzer Bischof bestellten Richters im Breisgau, in der zweiten (1245) und dritten (14. April 1246) werden in ihr wichtige Rechts-handlungen beurkundet. Das spricht für ihre Bedeutung. In der Schenkungsurkunde vom 25. Mai 1246 erwähnt Graf Konrad, daß er das Patronatsrecht von S. Martin hat. Mit der Kapelle schenkt er als Areal für das Kloster vier Hofstätten. Im Freiburger Stadtrecht wird bestimmt, daß an die Siedler gleichmäßige Hofstätten von 50:100 Fuß ausgeteilt werden sollen, die sich großenteils noch im heutigen Stadtplan rekonstruieren lassen²⁵. Die vier Hof-

¹⁹ Fr. U.B., 1. Bd., S. 78 ff., Nr. 91.

²⁰ Fr. U.B., 1. Bd., S. 80, Nr. 92.

²¹ Fr. U.B., 1. Bd., S. 81, Nr. 93.

²² Fr. U.B., 1. Bd., S. 88 ff., Nr. 102.

²³ Fr. U.B., 1. Bd., S. 90, Nr. 103.

²⁴ Fr. U.B., 1. Bd., S. 79, Nr. 91, Anm. 1.

²⁵ Hoack (Anm. 15), S. 179.

stätten bei S. Martin waren also 1246 noch nicht an Siedler ausgeteilt, sondern der Stadtherr konnte über sie ebenso wie über die Kirche noch frei verfügen²⁶. Ergänzend bezeugt Dekan Hermann zu Nußbach²⁷ am 29. Juni 1246, daß er weit über 40 Jahre (also noch lange vor 1206, noch unter den Zähringern) die Kapelle innegehabt hat und daß das ganze sie umgebende Areal Gut von S. Martin gewesen sei. 1120 gründet Konrad von Zähringen die Stadt „in loco proprii fundi sui“. Das Gelände war also sein Eigenbesitz und kann ein alter Hof mit einer Eigenkirche S. Martin gewesen sein. Da er bei der Austeilung der Hofstätten frei über das Gelände verfügen konnte, sind im Stadtplan keine Spuren dieser älteren Siedlungszelle mehr zu erkennen. Nur blieben die Kirche und die sie unmittelbar umgebenden Hofstätten, wohl das Areal des eigentlichen Hofes, noch in der Hand der Herrschaft. Bei der Erweiterung von Kirche und Kloster 1262—1270 hören wir von Kauf und Schenkung anstoßender Hofstätten aus dem Besitz Dritter²⁸.

Nicht so umfangreich ist das Urkundenmaterial, das uns für die Peterskirche zur Verfügung steht. Am 16. Oktober 1266 wird in der Kirche „in dem Streit zwischen dem Deutschordenshaus zu Freiburg und Walter von Wangen genannt Biderman über dessen Zugehörigkeit zum Orden ein Schiedsverfahren vereinbart“²⁹: „Actum in ecclesia sancti Petri extra muros de Friburg . . .“ In einer Urkunde vom 14. November 1276 ist von Zehnten des Rudolf von Üsenberg und seines Veters Hesse die Rede, „die da gelegen sint ze Sante Peter“³⁰ und am 7. September 1277 bei dem Vermächtnis von Gütern und Zinsen durch Frau Junte, Witwe Konrad Schneuwelins des Jungen von Freiburg, wird bemerkt: „von den zwein zinsen gat ze Sant Peter VI sol.“³¹ 1288, vor dem 24. September, „verleiht Johannes, Bischof von Citauen, als Vertreter des Bischofs Rudolf von Konstanz, nachdem er die Peterskirche zu Freiburg mit drei Altären geweiht und ihren Friedhof wiederhergestellt hat, für den Besuch der Kirche an genannten Tagen einen Ablass und setzt für die Kirche mit dem Hochaltar wie für die übrigen Altäre die Weihetage fest“³²: „Cum nos ecclesiam sancti Petri apostoli cum tribus altaribus apud Friburgum . . . dedicav[er]imus et cimiterium reconciliav[er]imus . . .“

Die Urkunde von 1266 betrifft eine Rechtshandlung vor namhaften geistlichen und weltlichen Zeugen. Über den Anlaß zur Neuweihe 1288 gibt uns eine Urkunde vom 14. November des gleichen Jahres Aufschluß, in der „Graf Egon von Freiburg und der Rat von Freiburg neue Satzungen betr. Stadtverbot vereinbaren“³³: Der „zilne, alse des rates gewalt gât“ wird folgendermaßen umschrieben: „daz ist unzint zu ende den langen bruggen (die obere vor dem Schwabentor, die untere vor dem

²⁶ Was die Angabe der beiden Urkunden vom 25. Mai 1246 (Nr. 91 und 92) besagen soll, daß die Hofstätten mit Almosen der Armen erworben seien (de pauperum elemosina comparata), ist vorläufig nicht festzustellen.

²⁷ Der Hof und das Patronat der alten Sebastianskirche in Nußbach mit den Filialen in Oberkirch, Oberdorf, Oppenau und Ebersweiler waren gleichfalls Besitz der Freiburger Grafen als Erben der Zähringer. Fr. U.B., 1. Bd., S. 81, Nr. 93, Anm. 2. Vgl. Fr. U.B., 1. Bd., S. 55 ff., Nr. 67 und 68 und Krieger (Anm. 9), 2. Bd., Sp. 360 ff.

²⁸ Fr. U.B., 1. Bd., S. 159 f., Nr. 188; S. 161 f., Nr. 190; S. 162, Nr. 191; S. 214, Nr. 240.

²⁹ Fr. U.B., 1. Bd., S. 181—184, Nr. 211.

³⁰ Fr. U.B., 1. Bd., S. 267 f., Nr. 299.

³¹ Fr. U.B., 1. Bd., S. 274 f., Nr. 307.

³² Fr. U.B., 2. Bd., 1951, S. 62 f., Nr. 52.

³³ Fr. U.B., 2. Bd., S. 73, Nr. 62. — Der Zusammenhang zwischen der Neuweihe und der Satzung wird von Hefele nicht erwähnt. Im U.B. ist nur die für die Topographie wichtige Stelle gegeben, die Veröffentlichung des ganzen Textes wird der Ausgabe der Stadtrechte vorbehalten. — Frühere Veröffentlichung Schreiber (Anm. 7), S. 105 f., Nr. 40.

Schneckenort) unde also der nider werde gât unde sant Petirs dor unde das dor bi Johans Buggenrâtes hove unde dâ leizze bi des spitals hove unde, also der Munchhove gât, unde so hin umbe, also der grabe gât unde undir dem berge hin alle umbe die stat“. Die Gerichtsgewalt des Rates wird durch diese Urkunde auch auf das Gebiet der Dorstädte ausgedehnt³⁴, die beiden Tore der westlichen Lehener und Predigervorstadt, das Peterstor und das Buggenreutertor, werden hier zum erstenmal genannt, woraus hervorgeht, daß auch diese Vorstadt nun in die erweiterte Stadtbefestigung einbezogen war. Dieser Anschluß wird gleichzeitig durch die neue Satzung, wie durch die Neuweihe der Peterskirche, die Pfarrkirche der Lehener und Predigervorstadt, dokumentiert. Die Lage des Peterstors und der benachbarten Peterskirche ist genau festzustellen. Auf einem Plan aus dem zweiten Viertel des 17. Jahrhunderts im Generallandesarchiv in Karlsruhe³⁵ sind die Befestigungen mit einer für diese Zeit erstaunlichen Genauigkeit eingetragen, so daß sie in Verbindung mit örtlichen Feststellungen maßstäblich exakt in den modernen Stadtplan übertragen werden können. Das Peterstor befand sich im Zug der äußeren Bertholdstraße am westlichen Rand der Dauban-Wilhelmstraße, die Peterskirche nach Ausweis der großen Vogelschau von Gregorius Sickingher (und anderer Ansichten) nahe dahinter auf dem Grundstück Ecke Berthold-Wilhelmstraße. Die Ablaßurkunde von 1288 erwähnt ausdrücklich, daß der Friedhof „wiederhergestellt“ wurde (cimiterium reconciliaverimus). Es war also schon früher ein Friedhof, der ja mit dem Begräbnisrecht einen wesentlichen Bestandteil einer Pfarrkirche, einer „ecclesia“ bedeutet, vorhanden. Die Peterskirche war Filiale der Kirche Unserer Lieben Frau in Umkirch, das einer der frühen „Kirch“orte des Breisgaus mit großem Pfarrsprengel ist³⁶, und gehörte zum Dekanat Wasenweiler (1275) bzw. Gündlingen (zwischen 1360 und 1370³⁷). Die Dekanatsgrenze deckt sich mit der Grenze zwischen Königsgut und Eigengut der Zähringer, auf dem 1120 die Altstadt gegründet war. Die Lehener und Predigervorstadt „zahlte keine Grundsteuer an die Grafen, sondern an den König selbst auf die Reichsburg Zähringen“³⁸.

³⁴ Daß es sich nur um die Gerichtsgewalt, nicht aber um das Stadtrecht der Altstadt handelt, zeigt die Urkunde vom 26. März 1303, durch die die Schneckenvorstadt vor dem Martinstor, die in die Umschreibung von 1288 mit einbezogen war, die Rechte und Freiheiten der „alten stat ze Driburch“ verliehen bekommt (Schreiber, Anm. 7, S. 173, Nr. 69). Wann das Stadtrecht auch auf die übrigen Dorstädte — die schon Anfang des 13. Jahrhunderts entstandene Neuburg im Norden und die Lehener und Predigervorstadt im Westen — ausgedehnt wurde, ist nicht bekannt.

³⁵ Generallandesarchiv in Karlsruhe, Gemarkungsplan Freiburg Nr. 3.

³⁶ Vgl. Büttner (Anm. 10). — Krieger (Anm. 9), 1. Bd., Sp. 626: ecclesia sancti Petri in sepibus Friburg, filialis (ecclesie) in Unkirch 1493; 2. Bd., Sp. 1243; ecclesia Untkilch in decanatu Gündlingen cum filialibus, videlicet ad sanctum Petrum, Hochdorf, Holczhusen et Gottenheim zwischen 1360—1370. (Liber marcarum in dioecesi Constantiensi, Freiburger Diözesan-Archiv, Bd. 5, Freiburg i. Br. 1870, S. 89.)

³⁷ Krieger (Anm. 9), 2. Bd., Sp. 1243.

³⁸ Adolf Poinignon: Geschichtliche Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg i. Br., 1. Bd. — Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau, II. Teil, Freiburg i. Br. 1891, S. 9. — Vgl. Fr. U. B., 1. Bd., S. 247 f., Nr. 276, und S. 248 f., Nr. 277; weiterhin Adolf Poinignon: Die Urkunden des Heiliggeistspitals zu Freiburg im Breisgau, 1. Bd., 1255 bis 1400. — Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau, I. Teil, Freiburg i. Br. 1890, S. 25, Nr. 58. 1307 Februar 10.: Häuser und Gärten vor dem Predigertor „von dem müliwasser abe vnzint an die crüzegassun“ (hinter der Klostermauer von S. Clara in der Prediger- und Lehener Vorstadt gelegen, Poinignon 1891 — siehe oben — S. 110), belastet mit „des küniges zinsun gegen Tesrlingen“; S. 50, Nr. 122 „des küniges cinse“; S. 52, Nr. 127; S. 53, Nr. 130; S. 66, Nr. 150; S. 74, Nr. 169 u. a. m., vgl. Register S. 312 „Königszins im Eschholz“.

Spur einer weiteren kirchlichen Niederlassung im Gebiet der Altstadt vor der Stadtgründung.

Im Generallandesarchiv in Karlsruhe befindet sich eine Chronik der Freiburger Augustiner-Eremiten³⁹. Es ist eine Handschrift aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, die bis April 1755 geführt ist. Über den Verfasser und die Umstände der Entstehung findet sich kein Vermerk, gelegentlich wird als Quelle das Klosterarchiv angegeben⁴⁰. Die Chronik berichtet zum Jahr 1111 den Tod Herzog Bertholds II. und fährt fort: Daß um diese Zeit vor der Vereinigung der Orden des hl. Augustinus und des hl. Wilhelm und vor der Erbauung der Stadt Freiburg durch die Zähringer Herzöge schon Eremiten oder Wilhemiten hier gewohnt oder ihren Sitz gehabt hätten, sei zwar urkundlich nicht zu erweisen, ergebe sich aber aus allgemeiner, von altersher sicherer und gleichsam unfehlbarer Überlieferung. Denn zu ihrer Erinnerung und ihrer Bestätigung werde alljährlich und bis jetzt (d. h. der Niederschrift der Chronik) in der Sakristei des Klosters ein feierliches Jahresgedächtnis gehalten, da diese Sakristei ihre Kirche oder Kapelle gewesen sei, in der sie den Gottesdienst gehalten hätten. Dieses Jahresgedächtnis finde statt am Fest der Opferung Marias im Tempel (21. November), der Titular-Patronin der Kapelle⁴¹. Später wird zum Jahr 1706 bemerkt, daß die uralte Sakristei des Klosters, die zuerst vor der Gründung der Stadt Freiburg die Kapelle der Eremiten gewesen sei, renoviert wurde⁴². Schließlich wird noch im Anhang in der Aufzählung der Konvente der Augustiner-Eremiten und ihrer Vorgänger in den Provinzen Rhein und Schwaben erwähnt, daß vor der Gründung der Stadt in der Kapelle, die jetzt die Sakristei des Klosters ist, Ordensleute Gottesdienst gehalten hätten⁴³.

So vorsichtig selbstverständlich die nur spät überlieferte Klostertradition verwendet werden muß, so spricht für sie vor allem doch die Tatsache, daß auf ihr ein während der ganzen Zeit des Bestehens des Klosters gefeierter Gedenkgottesdienst begründet ist. Auch daß die Augustiner bei ihrer Niederlassung 1278 noch die Möglichkeit fanden, an dieser wichtigen Stelle an der Salzstraße sich anzubauen, in nächster Nähe des Schwabentors und der Gabelung bei Oberlinden, die schon bald nach der Stadtgründung zur Besiedlung gelockt haben mag, bestärkt die Tradition, daß sie hier eine ältere kirchliche Zelle ablösen konnten. Die Bestätigungsurkunde

³⁹ Handschriften no. 1311.

⁴⁰ Vgl. Fr. U.B., 1. Bd., S. 285, Nr. 317.

⁴¹ S. 3, 1111, Tod des Herzogs Berthold II.

Circa hac tempora ante unionem ordinis S.P. Augustini, et Sti. Guilielmi, et Civitatis Friburgensi aedificationem per Sereniss. Zäringiae Duces factum nos ut Eremitas, et Guilielmitas hic habitasse, sedemque fixisse literis quidam, et scriptis originalibus demonstrari non potest, communi tamen, et per antiquissima certa, et quasi infallibili traditione habetur. In cuius memoriam, et confirmationem singulis annis in sacristia nostra, quae eorum erat Ecclesia, seu potius Sacellum, in quo divina audiebant et peregebant in festo Praesentationis B.M. Virginis, Sacelli Patronae Titularis, ac Dedicacionis Anniversariae sacrum Solemne decantatum fuit, et adhuc quotannis observatur.

⁴² S. 141, 1706. Ecclesia nostra altius erecta...

Sacristia antiquissima, quae erat primum Sacellum FF. Eremitarum ante conditam urbem Friburgum, etiam renovata, et in meliorem formam reducta, et dilatata fuit,...

⁴³ Anhang S. 4. Series Conventuum almae Provinciae Rheni, et Sueviae ordinis FF. Eremit: S.P. Augustini.

Ante unionem ab Alexandro 4to Summo Pontifice 1256 factam.

1120. Friburgensis Brisgoviae. Ante conditam urbem divina in Sacello, ubi nunc Sacrestia est, Religiosi peregebant.

vom 16. Dezember 1278 stellt ihnen den Platz für ihr Kloster frei, „tam in area, in qua nunc habitant, vel in alia summe ecclesie magis remota“⁴⁰. Die Klosterbrüder wohnten also damals schon dort. Hefele unterstellt mit Recht, daß diese area „wohl der spätere Klosterbezirk“ sei, dessen Nähe „offenbar der Münstergeistlichkeit unerwünscht war“, und fährt fort: „Es ist die Frage, ob die Augustiner dort Häuser erworben haben, oder ob die Fläche bis dahin noch nicht überbaut war“. Diese Frage beantwortet sich nun auch, wobei dahingestellt bleiben muß, ob etwa zur Erweiterung noch die eine oder andere benachbarte Hofstätte durch Schenkung oder Kauf hinzukam.

Die Straße aus dem Elsaß und von Breisach über Munzingen, die Mengener Brücke, Hartkirch-S. Georgen verlief im Zug der heutigen Talstraße auf dem linken Dreisamufer über die Wagensteige und den Schwarzwald. Durch die ehemalige Furt an der späteren Schwabentorbrücke zweigte von ihr bei dem Dorf Oberwiehre ein Verbindungsweg ab, der sich bald gabelt in einen nördlich nach Herdern und einen westlich durch den Mooswald führenden Ast. Diese Gabelung wurde in der Stadtanlage von 1120 für die Straßenführung an Oberlinden maßgebend⁴⁴. An dem westlichen Ast lag etwa einen Kilometer von der Gabelung entfernt auf Königsgut S. Peter, dann näher „in loco proprii fundi sui, Fribure videlicet“ die zähringische curia mit S. Martin, weiterhin dicht vor der Gabelung eine der Muttergottes geweihte Religiösen-Kapelle und schließlich seit der Erbauung der Burg auf dem Schloßberg 1091 hart diesseits der Furt die Ministerialensiedlung an der Oberen Au.

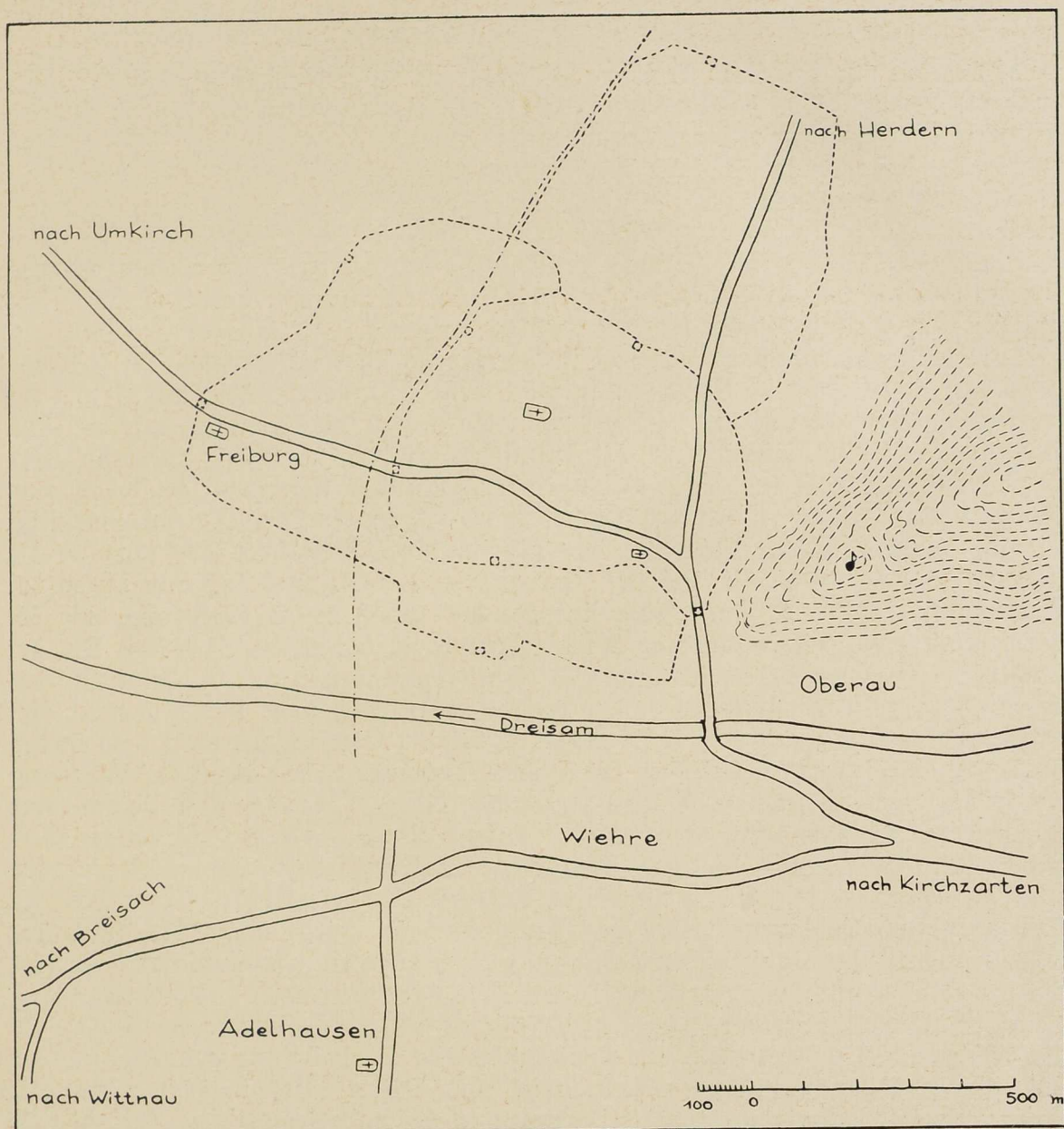
Welche Aufschlüsse ergibt das S. Gallische Gebets-
verbrüderungsbuch über das Vorhandensein einer
älteren Siedlung „Freiburg“?

Zur Beantwortung der Frage, ob trotz der relativ späten urkundlichen Nennungen der beiden Kirchen und zur Ergänzung der historischen und topographischen Überlegungen sich nicht noch weitere Argumente für die Datierung dieser älteren Siedlung Freiburg finden lassen, hat Joseph Rest selber in einer Sitzung des Alemannischen Instituts die sehr bedeutsame, von der doch so umfangreichen seitherigen Forschung über die Stadtgründung von Freiburg merkwürdigerweise ganz unbeachtete Feststellung gemacht: in den „Libri confraternitatum Sancti Galli“⁴⁵ werden eine Reihe „Fratres de Friburch“ aufgeführt. Die Eintragung ist ein späterer Zusatz, kann aber nach Ansicht des Münchener Paläographen Bischof nicht später als zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts sein. Neben den Männern finden sich auch einige Frauennamen. Es kann sich nur um das breisgauische Freiburg handeln, denn in der Westschweiz, im Umkreis von Freiburg im Üchtland, hatte S. Gallen weder Besitz noch Beziehungen. Unser Freiburg dagegen liegt inmitten eines dichten Kranzes von umfangreichem S. Gallischem Besitz im Breisgau, der sich um mehrere Mittelpunkte gruppiert: Ebringen (zwischen 716 und 720)⁴⁶, bis 1806 Sitz des S. Gallischen Statthalters im Breisgau, mit Wolfenweiler (716/20), Wendlingen (786), Haslach (786), Mengen (786), Hartkirch-S. Georgen (804), Talhausen (817), Uffhausen (873),

⁴⁴ Noack (Anm. 15), S. 178 f.

⁴⁵ MG. Libri confraternitatum Sancti Galli. Ed. Paulus Piper, Berolini 1884, S. 37 (pag. cod. sang. XIX [80]). — Der Herausgeber ergänzt die Ortsangabe Fratres „de Friburch“ in der Anmerkung richtig „Brisigaugiae“.

⁴⁶ Jeweils das Jahr des ersten Besitzererwerbs usw. nach Krieger (Anm. 9).



Freiburg 1120

- · — · — Grenze zwischen Reichsgut (westlich) und zähringischem Eigengut (östlich)
- — — — — Zähringische Altstadt 1120 bzw. Vorstädte des 13. Jahrhunderts

Tiengen (888), Berghausen (968); im Hexental Wittnau (786), bei dessen Galluskirche Abgaben zu leisten und Gütergeschäfte zu tätigen waren⁴⁷, inmitten der Orte Merzhausen (786), Günterstal (804), Biezhofen (809), Bollschweil (838), Au (868), S. Ulrich (868), Sölden (886); nordwestlich um den Südausläufer des Nimburger Bergs Benzhausen (788), Buchheim (788), Hochdorf (804), Neuershausen (861); und schließlich im Dreisamtal die S. Gallische Talvogtei Kirchzarten (765). Es war demnach für die Bewohner des Dorfes Freiburg das nächstliegende, sich nach S. Gallen zu wenden, wenn sie sich einer Gebetsverbrüderung anschließen wollten.

⁴⁷ Büttner 1938/39 (Anm. 10), S. 128.

Zusammenfassung

Wir haben also das Dorf Freiburg spätestens in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts bezeugt. Was darüber hinausgeht, sind Vermutungen auf Grund unserer früheren Überlegungen und des Befundes im 12. und 13. Jahrhundert. Wir möchten annehmen, daß sich am Ostrand des Mooswaldes auf Königsgut eine bäuerliche Siedlung bei der alemannischen Peterskirche befand und östlich angrenzend ein Herrschaftshof, mit S. Martin als grundherrlicher Eigenkirche, entstanden ist in einer Zeit, als nach 720 bzw. 746 sich auch im südlichen Teil des ehemaligen alemannischen Herzogtums die politische Organisation durch die Arnulfinger durchsetzte. Der Hof gehörte zum Dorf Freiburg und trug dessen Namen („in loco proprii fundi sui, Fribure scilicet“). Wann und wie er in den Eigenbesitz der Bertholde, der späteren Zähringer, gekommen ist, ist vorläufig nicht mehr festzustellen. Aber auf Grund der Untersuchungen von Büttner⁴⁸ könnte man die Frage aufwerfen, ob wir es etwa auch hier mit dem Besitz eines alemannischen Adligen oder mit alemannischem Herzogsgut zu tun haben, der, 746 eingezogen, zum Teil Königsgut geblieben, zum Teil mit der curia an die Breisgaugrafen und damit an die Bertholde gekommen ist. Die Peterskirche könnte dann vor, die Martinskirche nach dem Übergang an die Karolinger entstanden sein. Bei der Stadtgründung 1120 wird der alte Name der Siedlung übernommen. Außer ihm sind die drei Kirchen, die Wegegabel und die Herrschafts- und Dekanatsgrenze die einzigen Reste der alten Siedlung. Bei der Stadtplanung waren neben den geographischen Gegebenheiten nur die beiden öffentlichen Wege zu berücksichtigen; sonst konnte der Herzog über sein Eigengut frei verfügen. Die Anwohner um die Peterskirche werden so wie andernorts bald in den Schutz der Stadt übergesiedelt sein. Die spätere Vorstadt enthielt außer der Bebauung der beiden vom Lehener- und Predigertor der Altstadt westlich zum Peters- und Büggenreutertor führenden Straßen und einigen Klöstern weite Grünflächen. Hier hätten sich also Spuren der alten Dorfanlage in Grundstücksgrenzen, Wegen usw. erhalten können, wie z. B. im nördlichen Teil der Vorstadt Neuburg oder etwa in Kenzingen und Endingen⁴⁹. Aber das ganze Gelände wurde nach 1677 durch das westliche Glacis der Daubanschen Befestigung eingenommen, das ebenso wie im Südteil der Neuburg alle Spuren verwischt hat. Alle Kombinationen und Überlegungen, die an den Namen „Freiburg“ im Zusammenhang mit der Gründung der Stadt 1120 als rechtsgeschichtlich-politische wie baukünstlerische Neuschöpfung geknüpft worden sind, sind hinfällig. Der Name Freiburg ist schon früher bezeugt. Auch andere mit -burg zusammengesetzte Ortsnamen kommen in frühmittelalterlicher Zeit vor, so z. B. Straßburg auf merowingischen Münzen des 6. Jahrhunderts, Weißenburg in einer Urkunde von 700⁵⁰. Das frühe Auftreten dieser Namen sprachlich wie historisch zu erklären, wird Aufgabe des Germanisten sein müssen.

⁴⁸ Büttner 1939 (Anm. 10), S. 323—359.

⁴⁹ Werner Noack: Weltliche Kunstdenkmäler. — Der Kaiserstuhl. Landschaft und Volkstum. Herausgegeben vom Alemannischen Institut in Freiburg i. Br., Freiburg i. Br. 1939, S. 145 ff., mit historischem Plan von Endingen, Abb. 87. — Noack (Anm. 15), S. 193—198. — Werner Noack: Zum 700. Geburtstag der Stadt Kenzingen. Eine kunstgeschichtliche Betrachtung. — Festbuch der 700-Jahr-Feier der Stadt Kenzingen vom 3. bis 11. September 1949, S. 20—32.

⁵⁰ Straßburg = Strateburgo, Stradiburg auf merowingischen Münzen, vgl. Robert Forrer: Strasbourg — Argenterate préhistorique, gallo-romain et mérovingien. Strasbourg 1927, S. 764—767. 982. Urkunde K. Otto II. „infra praefatam Argentinam civitatem, quae rustice Strasbourg vocatur alio nomine . . .“ MG. DOII, 310 n. 267.

Weißenburg = Wizenburg, Schenkungsurkunde vom 24. Februar 700, vgl. C. Zeuß: Traditiones possessionesque Wizenburgenses. Speyer 1842, S. 194 u. 203. Vgl. Karl Glöckner:

Die vorstehenden Ausführungen sollen zeigen, was sich auf Grund der bisherigen Forschung, der urkundlichen und topographischen Gegebenheiten und der sich daraus ergebenden Überlegungen heute über die Vorgeschichte der Freiburger Stadtgründung aussagen läßt. Vieles steht als gesicherte Tatsache da, ebensovieles ist durch vorsichtige Kombinationen und mit allem gebotenen Vorbehalt aus diesen Tatsachen zu erschließen. Für den Kunsthistoriker ist eine möglichst weitgehende Klärung dieser Vorgeschichte erforderlich als Grundlage für eine erschöpfende Analyse der Stadtanlage und ihrer späteren Erweiterungen als Werk der Baukunst, als schöpferische Leistung des Planers, als besonders bedeutendes Beispiel im Rahmen einer Geschichte des mittelalterlichen Städtebaues. An einem wichtigen Einzeldenkmal sollte die von Fall zu Fall ähnlich wiederkehrende Problemstellung aufgezeigt werden. Die Beantwortung der sich dabei ergebenden noch ungelösten Fragen bedarf der engen Zusammenarbeit mit dem Historiker. Erst wenn für Siedlungsgeschichte und Christianisierung auf breiter Basis und unter methodischer Auswertung aller Quellen und Spuren durch die historische Forschung der Boden bereitet ist, kann auch der Kunsthistoriker zu sicheren Ergebnissen kommen. Das alemannische Stammesgebiet dürfte dafür für beide Disziplinen ein besonders wichtiges Thema sein⁵¹.

Die Anfänge des Klosters Weißenburg. — Elsaß-Lothringisches Jahrbuch, 18. Bd., Frankfurt a. M. 1939, S. 3, Anm. 3.

⁵¹ Erst nachträglich erhalte ich Kenntnis von der sorgfältigen und umsichtigen Freiburger Theologischen Dissertation 1946 von Heinrich Roth: *St. Peter und St. Martin bei Waldkirch* i. Br., die vor allem für die zeitliche Schichtung der beiden Patrozinien (soweit sie der Frühzeit angehören) zu den gleichen Ergebnissen kommt.

Die gute Arbeit „Aus den Anfängen der Stadt Freiburg. Freiburgs Erwähnung im St. Galler Verbrüderungsbuch“, die Heinrich Büttner in der Festschrift 1949 Joseph Rest gewidmet hat und die bis jetzt nur im Manuskript vorliegt, ist erst nach dem Umbruch meines Aufsatzes zu meiner Kenntnis gekommen. Außerdem haben sich neuerdings Franz Beyerle „Die Fratres de Friburch im St. Galler Verbrüderungsbuch“ (Schauinsland, 72. Jg., Freiburg i. Br. 1954, S. 11—16) und Peter P. Albert „Die Fratres de Friburch“ (Freiburger Diözesan-Archiv, 3. Folge, Bd. 6, Freiburg i. Br. 1954, S. 224—227) mit diesem Teilproblem meiner Arbeit beschäftigt. Die Ergebnisse sind mehr oder weniger verschieden, sowohl was den Umfang und die Art des auf Freiburg zu beziehenden Personenkreises, wie auch die Datierungsfrage betrifft. Eine endgültige Lösung könnte wohl durch eine umfassende paläographische Untersuchung des Verbrüderungsbuches mit einer Aufgliederung und zeitlichen und sachlichen Schichtung aller Eintragungen zu erreichen sein.

Der Turm des Freiburger Münsters

Don Ernst Adam

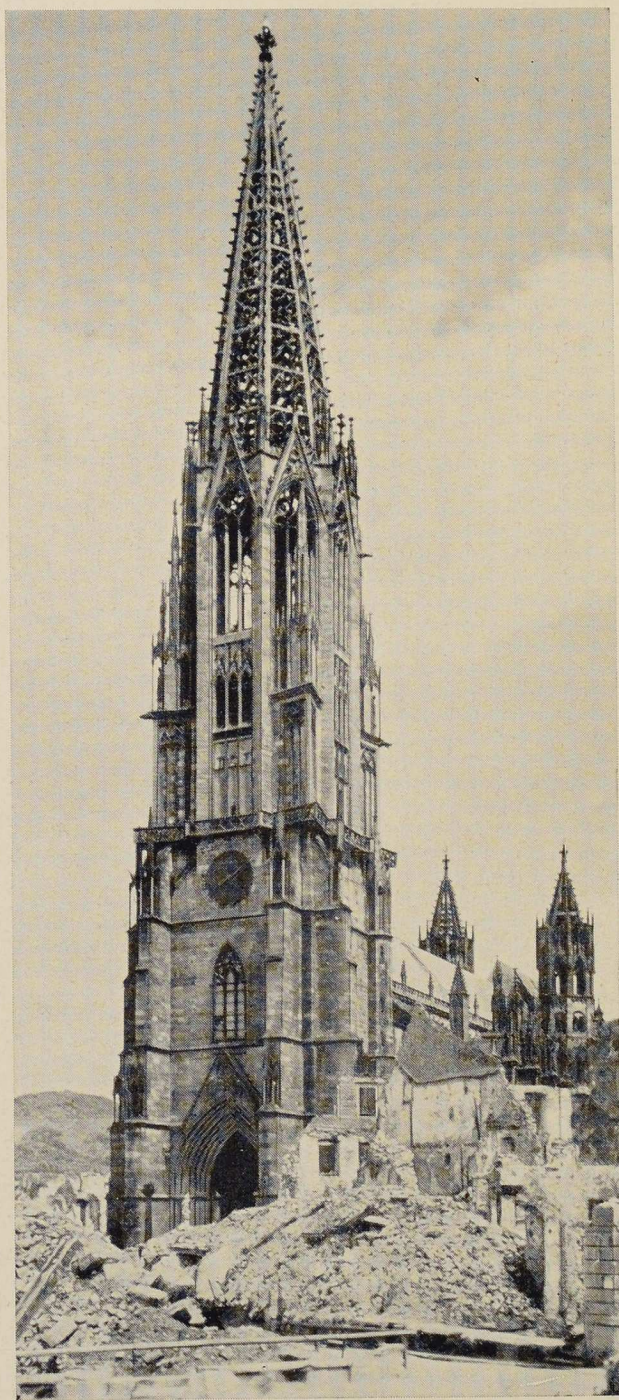


Abb. 1 Der Freiburger Münsterturm

Im Westbau des Freiburger Münsters sieht die kunstwissenschaftliche Forschung schon seit dem 19. Jahrhundert die reifste und genialste Fassaden- und Turmlösung der deutschen Hochgotik (Abb. 1). Immer wieder wird die Wichtigkeit für alle folgenden mittelalterlichen Turmplanungen in Deutschland hervorgehoben. In Freiburg erhält der Westturm eine Vorrangstellung, die bisher beispiellos war. Vielfältige Anregungen werden aufgenommen, umgeformt und verarbeitet zu einer Idee, die richtungweisend wird für die Turmanlagen vom Mittelalter bis zur Neogotik des 19. Jahrhunderts. Freiburg bedeutet einen tiefen Einschnitt in der Architekturgeschichte des 13. und 14. Jahrhunderts, einen Wendepunkt in der Auffassung einer gotischen Fassade.

Als im frühen 19. Jahrhundert, in der Romantik, die Gotik wieder gesehen und als künstlerische Leistung gewürdigt wird, setzt auch die Literatur zum Freiburger Münster ein¹. Sofort tritt der Westturm in den Mittelpunkt der Betrachtungen, er wird als die künstlerisch großartigste Leistung des ganzen Bauwerks erkannt. Immer wieder wird seine Schönheit gerühmt und beschrieben. Schon Jacob Burckhardt nennt einmal in seinen Briefen Straßburg und Freiburg „die beiden schönsten Dome der Christenheit“ und später, als er den Turm von St. Martin

¹ Arthur von Schneider: Das Münster zu Freiburg mit den Augen der Romantik gesehen. „Das Münster“, 4. Jahrg. 1951, S. 307 ff.

in Landshut gesehen hatte, schreibt er: „Freiburg allein besitzt das Kleinod, und das soll ihm nicht genommen werden“².

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beginnt die Forschung, mit der Baugeschichte des Münsters und somit auch des Turmes sich eingehender zu befassen³. Als eines der wichtigsten Probleme taucht die Frage nach der Einheitlichkeit des Turmplanes auf. Jedem Betrachter des Freiburger Turmes wird auf den ersten Blick der Unterschied zwischen dem quadratischen Unterbau⁴ und dem Oktagon klar. Ob dieser Unterschied bewußt geplant wurde, indem das Sockelhafte des Unterbaues durch seine Festigkeit unterstrichen wird, oder ob dieser Unterschied durch einen Baumeister- und Planwechsel zu erklären ist, diese Frage beschäftigt alle Autoren. Bis zu der bahnbrechenden Arbeit von Karl Stehlin über die Baurisse zum Freiburger Münsterturm⁵ wird allgemein angenommen, daß es sich um eine einheitliche Planung handelt. In ganz seltenen Fällen wird dem widersprochen, nie jedoch mit Nachdruck⁶. Erst Stehlin überzeugt durch seinen 1908 erschienenen Aufsatz, daß vom Uhrengeschoß an nach einem neuen Plan weitergebaut wurde. Seine Ansicht, gegründet auf Beobachtungen am Bauwerk und auf der Auswertung der erhaltenen mittelalterlichen Plankopien, ist zur allgemein anerkannten Tatsache geworden. Seltsamerweise hat aber bisher nur Werner Noack nach dem Oberbau und Turmabschluß des ersten Planes gefragt⁷.

Die Baugeschichte wird in vielen Arbeiten untersucht⁸. Zu einer genauen Datierung ist man bis heute nicht gekommen. Verhältnismäßig einheitlich sind die Auffassungen vom Baubeginn, während die Vollendung des Turmes sehr verschieden angesetzt wird. Die Datierung geht immer aus von den sehr wenigen erhaltenen Urkunden aus der Entstehungszeit des Turmes. Diese Urkunden sagen jedoch fast nichts Konkretes aus, sie lassen sich beliebig auslegen, was dann auch lebhaft ausgenützt wird. Zu sicheren Baudaten wird man auf diesem Wege wohl nie kommen, es sei denn, ein neuer Urkundensfund würde eine der vielen Thesen bestätigen. Die Datierung des Freiburger Turmes scheint nur von der Stilkritik her möglich.

² Jacob Burckhardt: Briefe. Hrsg. Max Burckhardt. Wiesbaden 1949, S. 27 und 133.

³ Die erste Beschreibung und zusammenfassende Baugeschichte zum Freiburger Münster erschien schon 1820 von Heinrich Schreiber.

⁴ Der Unterbau wird hier als quadratisch bezeichnet, obwohl es der Ausführung nicht ganz entspricht. Die Anlage ist etwas unterquadratisch. Daß ein Quadrat geplant war und auch der ausgeführte Turm als quadratisch anzusehen ist, hat H. Friß nachgewiesen in „Obersrheinische Kunst“, 4. Band 1929/30, S. 9 ff.

⁵ Karl Stehlin: Über die alten Baurisse des Freiburger Münsterturmes. „Freiburger Münsterblätter“, 4. Jg. 1908, S. 8 ff.

⁶ Franz Kugler: Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte, 2. Bd., Stuttgart 1854, S. 412 ff.

H. v. Geymüller: „Deutsche Bauzeitung“ 1876, S. 429.

F. Adler: „Deutsche Bauzeitung“ 1881, S. 447 ff.

Marmon: Unser Lieben Frauen Münster zu Freiburg im Breisgau. Freiburg 1878.

⁷ Werner Noack: Der Freiburger Münsterturm. Jahrbuch Badische Heimat, 28. Jg. „Der Breisgau“, Freiburg 1941, S. 226 ff. Dort ist alle wichtige Literatur zum Freiburger Münsterturm angeführt. W. Noack in „Freiburg und der Breisgau“. Ein Führer durch Landschaft und Kultur. Freiburg 1954, S. 138 ff.

⁸ Baugeschichten bei Friedrich Kempf und K. Schuster: Das Freiburger Münster, Freiburg 1923; H. Janßen: Das Münster zu Freiburg, Burg 1929. Noack, in Bad. Heimat, a. a. O. W. Noack: Neue Ergebnisse zur Baugeschichte der Münster von Straßburg und Freiburg. „Forschungen und Fortschritte“ 24, 1948, S. 35 ff.

F. Geiges: Studien zur Baugeschichte des Freiburger Münsters. „Schauinsland“ 21, 1896, S. 42 ff.

Die folgende kurze Darlegung der Baugeschichte stützt sich in der Hauptsache auf die Forschungen von Werner Noack, dem gründlichsten und genauesten Kenner des Freiburger Münsters. Seine Auffassung scheint auch durch stilistische Erwägungen gesichert, wie sich im folgenden noch zeigen wird.

Der Meister der Freiburger Westjoche (genauer der westlichen Mittelschiffarkaden und der Seitenschiff-Westjoche) ist auch der Meister des quadratischen Turmunterbaues. Von ihm wurde die Einturmfassade erdacht und angelegt, was sich aus stilistischen und konstruktiven Zusammenhängen ergibt. Der Meister kam um 1250 von Straßburg nach Freiburg und zu dieser Zeit wurde auch der Turm geplant. Der Beginn der Bauarbeiten kann nicht sehr viel später erfolgt sein, denn die Hofanna-Glocke, die größte Freiburger Glocke, ist schon 1258 datiert. Eine so große Glocke wird wohl nicht gegossen, wenn nicht mit der Errichtung des Glockenstuhls bald gerechnet werden kann. 1281 wurde eine weitere Glocke gegossen, so daß mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen ist, daß zu dieser Zeit der Glockenstuhl schon vollendet war, denn eine zweite Glocke wäre für den Turm kaum angefertigt worden, wenn nicht schon die Möglichkeit zu ihrer Aufhängung bestanden hätte.

Mit dem Uhrengeschoß wird nach einem neuen Plan weitergebaut, der quadratische Turm wird vom Viereck in ein Achteck übergeleitet. Als frühestes Datum für den Baubeginn des Oktogons wird allgemein das aus einer Urkunde überlieferte Datum 1301 angesehen. Über den genauen Bauzustand des Turmes sagt diese Urkunde jedoch nichts Sicheres aus, wie Hefele nachgewiesen hat⁹. Durch diese Quelle ist lediglich das Bestehen des Glockenstuhles gesichert. Ob das Oktogon schon im Bau oder der Glockenstuhl gerade vollendet war, geht daraus nicht hervor. Es ist sehr gut möglich, daß der Turmoberbau schon im späten 13. Jahrhundert begonnen wurde. Noack sieht das Jahr 1298 als Übersiedlungsjahr des Oktogonmeisters von Straßburg nach Freiburg an. Wie später gezeigt werden soll, bestehen enge Beziehungen zwischen dem Freiburger Turm und der Westfassade des Straßburger Münsters, besonders zum Straßburger Fassadenriß B, der um 1275 entstanden ist. Man muß so den Entwurf zum Freiburger Oktogon schon in die achtziger Jahre des 13. Jahrhunderts setzen. Infolge eines Gerüstbrandes ruhten 1298 die Bauarbeiten an der Straßburger Westfassade, was Noack den Anlaß zu seiner Datierung des Baubeginns in Freiburg gibt. Aber der Entwurf liegt doch wahrscheinlich schon früher. Die Bauausführung selbst zog sich über das erste Viertel des 14. Jahrhunderts hin. Noack nimmt die dreißiger Jahre des 14. Jahrhunderts als Vollendungszeit des Turmes bis zur Helmspitze an. Er stützt sich dabei auf die von Hefele veröffentlichten Urkunden, in denen Meisternamen genannt werden¹⁰. 1308 nennt eine Spitalurkunde einen Werkmeister Gerhard. 1317 wird Meister Peter als Münsterwerkmeister genannt, den Noack als identisch bezeichnet mit dem 1332 neben Heinrich Leittrer als Werkmeister genannten Peter von Basel, der zwischen 1332 und 1334 starb. Nach Noack war Meister Heinrich Müller der Entwerfer des Oktogons und Meister Peter von Basel der Vollender des Turmhelmes.

Hefele liest die Urkunden anders und kommt zu einer ganz anderen Datierung des Turmoberbaues. Durch seine Lesung der Urkunden entsteht bei ihm eine bruchlose, chronologische Reihe von Meistern und ihrer Schaffenszeit bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Er bezeichnet Meister Heinrich den Steinmez (1315 genannt),

⁹ F. Hefele: Die Michaelskapelle im Freiburger Münster im Lichte der Quellen. „Schausland“ 70, 1951/52, S. 41 ff.

¹⁰ F. Hefele: Die Baumeister des Freiburger Münsterturmes. Forschungen und Fortschritte 20, 1944, S. 244 ff.

Heinrich Müller (1317 genannt) und Heinrich Leittner (1332 genannt) als identisch und sieht in ihm den entwerfenden Meister des Oktogons und des Turmhelms. Der Vollender des Helms sei der Werkmeister Jacob Sorner, der 1354 starb. Er wäre der Nachfolger von Meister Heinrich und der direkte Vorgänger von Hans von Gmünd, der den neuen Chor entwarf und mit dem Chor Neubau begann. Fridolin Bosch schließt sich Hefele kritiklos an¹¹.

Mehr Wahrscheinlichkeit hat aber die Datierung Noacks für sich, der den Turm schon in den dreißiger Jahren des 14. Jahrhunderts vollendet sieht, was auch die stilistischen Merkmale zu bestätigen scheinen. Nach der Vollendung des Westturmes und vor Baubeginn des Chores erfolgt ja auch noch der Ausbau der Hahentürme, die in ihrer stilistischen Gesamthaltung den Westturm voraussetzen, aber noch nicht die reife spätgotisch-parlerische Stufe des Hochchores erreicht haben.

Originale Baurisse zum Freiburger Turm sind nicht mehr erhalten. Wir kennen nur Kopien nach den Freiburger Originalrissen, die ihrer späteren Entstehungszeit und ihrem anderen Verwendungszweck entsprechend das Vorbild mehr oder weniger variieren und sich von ihm entfernen. Über die Baurisse gibt es eine Reihe ausgezeichnete Untersuchungen¹². Der erste, der ausführlicher darauf einging und ihre Wichtigkeit für die Baugeschichte erkannte, war Karl Stehlin. Es folgten die Arbeiten von Anna Kempf, Otto Kleßl und Werner Noack. Mit großer Genauigkeit werden die Risse, ihr Verhältnis zueinander und ihr Verhältnis zum ausgeführten Bau untersucht. Werner Noack hat überzeugend klargestellt, daß sich die erhaltenen Plankopien in drei Gruppen einteilen lassen, die drei verschiedene Entwurfsstadien des Freiburger Turmes widerspiegeln, „an denen wir die sich allmählich formende Idee desselben Meisters verfolgen können“. Die Entgegnungen von F. Bosch auf die Noackschen Darlegungen sind nicht stichhaltig und zum Teil sachlich unrichtig.

Wichtig sind alle diese Studien zur Erweiterung unserer Kenntnisse von den Architekturzeichnungen des Mittelalters, sie geben Einblick in die Arbeitsweise der großen mittelalterlichen Baumeister und Bauhütten. Aber für die künstlerische und stilistische Erscheinung des Freiburger Turmes sagen sie wenig aus.

Mit den verschiedenen Grundrißformen setzt sich Herbert Friß auseinander. In sehr feinen Untersuchungen legt Walter Ueberwasser die Konstruktion des Turmes aus dem Grundquadrat nach dem „rechten Maß“ dar. Adolf Wangart versucht, das Maßsystem des Münsters zu klären¹³.

Überblickt man alle diese kurz besprochenen Arbeiten, dann wird klar, daß ein wesentlicher Beitrag zu den Bauproblemen und der Geschichte des Freiburger Münsterturmes geleistet wurde, es fehlt jedoch eine Stilanalyse. Der Versuch Lüzellers in seinem neuen Bändchen¹⁴ ist zu weit gespannt, geht auf die umfassendsten geistesgeschichtlichen Bezüge ein. Das birgt die Gefahr in sich, daß der Freiburger Turm nur noch Anlaß zu einer Sinnesdeutung des Turmes überhaupt wird und nicht mehr fest im Mittelpunkt seiner Betrachtung steht.

Wie es zur Stilerscheinung des Freiburger Turmes kommt, woher der Stil oder die Stile abzuleiten sind, wo die Voraussetzungen für den Turm liegen, das wird selten, und dann fast nur in Andeutungen berührt.

¹¹ F. Bosch: Der Freiburger Münsterturm. „Schauinsland“ 70, 1951/52, S. 11 ff.

¹² Zu den Turmrissen: K. Stehlin a. a. O.; W. Noack: Oberrheinische Kunst 2, 1926/27, S. 1 ff.; Anna Kempf: O. K. 6, 1934, S. 9 ff.; O. Kleßl: O. K. 7, 1936, S. 14 ff.

¹³ H. Friß: O. K. 4, 1929/30, S. 9 ff.; W. Ueberwasser: O. K. 8, 1939, S. 25 ff.; A. Wangart: Alemannisches Jahrbuch 1953.

¹⁴ H. Lüzeller: Der Turm des Freiburger Münsters. Freiburg 1955.

Die Vollkommenheit der Lösung einer Einturmfront, das Epochenmachende dieser Idee, wird immer betont. Es soll hier versucht werden, die Voraussetzungen für den Stil dieses Bauwerkes festzustellen und zu sehen, wie es zu dem Gedanken der Einturmfront kommt, wieweit die landschaftlichen Möglichkeiten den Weg dazu bereitet haben.

Eine weitere Aufgabe ist es, den Turm in seinen verschiedenen Stilphasen in die Entwicklungsgeschichte der deutschen Architektur einzubauen, aufzuzeigen, was daran richtungweisend wird. Die Wichtigkeit dieser Fragestellung ergibt sich aus der Bedeutung des Münsterturmes für die Folgezeit. Er ist ein Schlüsselbau für die deutsche Architektur des 13. und 14. Jahrhunderts. Sehr verschiedene stilistische Möglichkeiten werden hier aufgenommen, aber so verarbeitet, daß ein eigenständiges, ausgeprägt selbständiges Gebilde entsteht.

Wenn am Ende ein kurzer Überblick über die Auswirkungen des Freiburger Münsterturmes gegeben wird, so kann dies hier nur zusammenfassend geschehen. Eine ins einzelne gehende Untersuchung wäre sehr notwendig, würde aber hier zu weit führen, denn viele Turmlösungen des 14. Jahrhunderts gehen auf Freiburg zurück, im 15. Jahrhundert ist kaum eine Turmanlage ohne dieses Vorbild denkbar. Diese breite Wirkung erstreckt sich nicht nur auf Einturmfassaden, sondern auf Turmgestaltungen überhaupt, wie die schon kurz nach dem Freiburger Turm entstandenen Risse zur Westfassade des Kölner Domes klar zeigen.

In dieser Untersuchung wird der quadratische Unterbau des Freiburger Turmes an erster Stelle stehen. In der kunstgeschichtlichen Forschung wurde die Bedeutung des Turmes bei dem Oktagon und dem Helm sehr oft gewürdigt, sehr selten aber bei dem Unterbau. Es soll nun versucht werden, zu zeigen, daß auch der Turmunterbau eine wichtige Stellung innerhalb der deutschen Architektur einnimmt. Dabei ergibt sich selbstverständlich die Frage nach der Rekonstruktion des ersten Turmplanes. Erst wenn man sich klar macht, wie der Turm ursprünglich aussehen sollte, wird die besondere stilgeschichtliche Stellung, das Neue des Oktogons ganz deutlich. Die großartige Anpassung des zweiten Turmmeisters an das schon Gegebene, das Zusammenklingen von zwei gegensätzlichen Stilmöglichkeiten, das gleichzeitige Anderssein zweier zusammengehöriger Bauteile, das erst ergibt die herrliche, künstlerisch ausgeglichene Ganzheit des Freiburger Münsterturmes.

Beschreibung des Freiburger Münsterturmes

Der Hauptturm des Freiburger Münsters steht als Einzelturm vor der Westwand des Mittelschiffes in der Längsachse des Bauwerkes. Durch seine Höhe und durch seine künstlerische Gestaltung bildet er den Hauptakzent des Münsters. Er überragt das Langhaus und die Stadt weithin, er beherrscht das ganze Stadtbild. So wird er zum Mittelpunkt. Kommt man von Westen zum Münster, dann tritt der Turm von selbst in den Vordergrund, das Langhaus wird von ihm verdeckt. Die Pfarrkirche ist das wichtigste Bauwerk der mittelalterlichen Stadt und für sie steht der Turm. Weit hinaus die Landschaft beherrschend ist der Turm das Symbol der Pfarrkirche und damit der ganzen Stadt.

Als Baumaterial wird roter Sandstein verwandt. Über einem im Grundriß quadratischen Unterbau von drei Geschossen (im Inneren) erhebt sich das hohe, durchlichtete Oktagon, als Abschluß dient eine achtseitige durchbrochene Steinpyramide.

In seinem Umriß ist der Freiburger Turm geschlossen und einheitlich. Trotzdem wird zwischen dem quadratischen Unterbau und dem Oktagon sofort ein starker

stilistischer Unterschied deutlich. Dem Unterbau ist eine eigentümliche „Blockhaftigkeit“ zu eigen, das Oktogon dagegen ist ein reiner Gliederbau. Auch der Helm wird ganz vom Gerüst her bestimmt. Die Auffassung von Wand und Mauer, die Anwendung von Gliederung und Schmuck, die Bewältigung der technisch-statischen Bedingungen ist jedesmal eine grundsätzlich andere an den beiden Bauteilen.

Beim Unterbau fallen zuerst die großen Wandflächen auf. Die einzigen Gliederungsmittel sind die Strebepfeiler und die Wasser Schlaggesimse. Zwischen den Strebepfeilern spannt sich die Wand. Gerade dadurch, daß die Turmecken seitlich zwischen den Streben noch einmal hervortreten, die Streben also nicht eine Verlängerung der Turmmauern über diese selbst hinaus sind, wird das Gespannte der Turmwände verdeutlicht, sie gleichen beinahe dünnen Häuten. Der Sockel und die Wasser Schlaggesimse führen um den ganzen Turm herum, um die Strebepfeiler verkröpft (ausgenommen das Gesims in etwa halber Höhe der Michaelskapelle, das auf die Stirnseiten der Streben beschränkt bleibt). So wird der Turm fest zusammengefaßt, die Strebepfeiler unlösbar mit dem Turmkern verbunden.

Der Sockel und die beiden unteren Gesimse werden vom Langhaus her um den ganzen Turm herum weitergeführt. Der Turm wird mit den Seitenschiffwestwänden und dem ersten Langhausstrebenpaar zusammengeschlossen, sie wirken an der Gestaltung der Turmfassade mit. Die Seitenschifffronten mit ihren quadratisch gerahmten Rosen sind nur möglich und verständlich mit der Turmwestwand zusammengelesen, im Hinblick auf das große, eine Portal in der Mitte. Die Rose, eines der wichtigsten Momente französischer Fassadengestaltung, das große Motiv der Mittenbetonung einer Kathedralfront, wird hier an die Seitenschiffe verbannt, man könnte fast sagen degradiert.

Während in Frankreich die Rose einen Zentralpunkt in der Fassade gibt, werden in Freiburg die Rosen ganz zurückgeschoben an den Seiten angebracht. Die wichtigste Stelle der Fassade, die Westseite des einen Turmes, wird eingenommen von dem Portal, das den ganzen Unterbau bis zur Michaelskapelle aufreißt. Durch das Portal und das Fenster der Michaelskapelle wird die Mittelachse des Turmes betont. Die Seitenschifffronten mit ihren Rosen geben ein Abklingen der Fassade nach rückwärts, sie schaffen aber zugleich den Zusammenhang zwischen Turm und Langhaus, das Langhaus wird in die Fassadengestaltung mit einbezogen. Der Zusammenhang und das Abklingen wird noch unterstrichen durch die sparsame Anbringung von Figuren. Unterhalb des ersten Gesimses sitzen an den Turmstrebepfeilern in verhältnismäßig niedrigen Baldachinnischen männliche Figuren (die sog. Grafen von Freiburg). Die in entsprechender Höhe an den Weststreben der Seitenschiffe angebrachten Figuren sind viel kleiner, sie haben nicht mehr diese betonte Stellung. Der Wimperg über dem Portal mit seinen Figuren und dem Relief steigert noch einmal die Mittenbetonung.

Die sitzenden Figuren entsprechen dem Sockelgeschoß in ihrem Ruhen, dem festen Sitzen. Immer wieder betont die Plastik das architektonische Wollen. Durch die abgeschrägten Strebepfeiler wird ein ruhiges Aufsteigen des gesamten Turmkörpers erreicht. „Die architektonische Wirkung des Außenbaus beruht ganz auf der Art, wie die Masse von der Basis her nach der Höhe zu in Bewegung gesetzt wird und in einer sehr großzügigen und sicheren Art gegliedert wird¹⁵.“

Wieder dient die Plastik zur Verstärkung dieser Emporbewegung. Auf dem zweiten Rücksprung erheben sich Tabernakel mit stehenden Figuren. Über dem Baldachin krabbenbesetzte Helme, die mit der Spitze das folgende Rücksprunggesims über-

¹⁵ H. Janßen: Das Münster zu Freiburg, a. a. O., S. 16.

schneiden. Die Tabernakel auf dem fünften Rücksprung sind viel steiler, die Figuren viel schlanker gebildet. Ihre Bekrönung ist nicht mehr nur ein einfacher Helm, sondern eine hohe Fiale.

Ein weiteres Mittel zur Erreichung der Aufwärtsbewegung ist das Durchstoßen und Überschneiden der Horizontalgesimse. Das Portal verklammert sich durch seine Kapitellzone mit dem untersten Gesims. Der Portalbogen und sein Wimperg überschneidet das zweite, der Wimperg noch das dritte Gesims. Diese Wirkung war ursprünglich noch stärker, als der Wimperg noch mit Krabben ausgesetzt war und seine Kreuzblume vor dem Fenster der Michaelskapelle stand und so weit in dieses Geschloß hineinragte¹⁶. Auch die Helme und Fialen der Figurentabernakel verbinden die Geschosse in vertikaler Richtung. Die Überbetonung der Horizontalen durch die umlaufenden Gesimse wird dadurch aufgehoben. Am stärksten sind die Strebepfeiler an der Aufwärtsbewegung beteiligt, die Plastik mit ihren Gehäusen und deren Abschlüsse unterstreicht diese Wirkung.

Das Fenster der Michaelskapelle scheint wie aus der Wand herausgeschnitten. Nur ein dünnes Profil folgt der Fensteröffnung. Dieses Profil kann eine plastische Herausarbeitung der Fensterleibung nicht erreichen. Dominierend ist die gespannte Wandfläche, Profillumrahmung und Fenstermaßwerk sind in den Fensterauschnitt hineingestellt.

Wie sehr die Wand als durchgehende Fläche aufgefaßt wird, geht klar aus der Anlage des Portals hervor, besonders aus der Stellung seines Wimpergs. Der Wimperg steht von der Wand des Turmes abgelöst frei davor und vor den Gesimsen, die hinter ihm weiterzulaufen scheinen.

Die Dienste und Archivolten in der Portalleibung wirken wie in der Tiefe hintereinandergelegte Schichten von Portalumrahmungen. Es ist nicht ein Plastizieren der Wand oder ein Verdeutlichen der Mauerstärke, sondern ein Hintereinander mehrerer dünner Wandschichten, zusammengesetzt durch die Kapitellzone. Nicht die Mauer in ihrer Substanz wird wirksam, die Wand wird als dünne, gespannte Haut aufgefaßt. Dies zu verdeutlichen, ist eine wichtige Aufgabe des Portals.

In seiner trichterförmigen Verengung führt es zugleich in die Vorhalle hinein, den Ankommenden beinahe hineinsaugend in eine bewegte farbige Welt. Hier in der Vorhalle ist die Plastik nicht Begleiterscheinung wie am Außenbau, sie wird zur Hauptsache. Die Figuren stehen in der Architektur, sie werden von ihr getragen und durch Turmbaldachine betont. Architektur und Plastik vereinen sich in der Vorhalle zu einer Verkörperung der gotischen Theologie¹⁷.

Über dem schweren, dreifach abgestuften Sockel steigen die Blendarkaden, zwischen ihre Giebel die Figuren eingestellt. Die Figuren werden der Portalmadonna und dem Tympanon mit der Darstellung der Geburt Christi, der Passion und des Jüngsten Gerichtes zugeordnet. Das Ganze wird zusammengesetzt durch die Wölbung. Die Rippen laufen ohne Absatz vom Schlußstein bis auf den Sockel hinab, die Zone der Blendarkaden mit den Figuren und die Gewölbezone sind nicht voneinander zu

¹⁶ Die heutige, glatte Form ist eine spätere Veränderung. Vgl. Noack: „Der Breisgau“, a. a. O., S. 228.

¹⁷ Zum ikonographischen Programm: K. Moriz-Eichborn: Der Figurenzyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters und seine Stellung in der Plastik des Oberrheins. Straßburg 1899. G. Münzel, Der Zyklus der sieben freien Künste in der Vorhalle des Freiburger Münsters. „Schauinsland“, Jg. 69, 1950, S. 18 ff. G. Münzel, Das Sündenpaar bei den Skulpturen in dem Vorhallenzyklus des Freiburger Münsters. „Schauinsland“, Jg. 71, 1953, S. 7 ff.

trennen. Die Vorhalle liegt im Turm und bleibt ganz in seiner architektonischen Formenwelt. Sie leitet zum Langhaus über, indem sie ein reiches ikonographisches Programm aufrollt und so den Eintretenden auf das Kircheninnere vorbereitet.

Der Unterbau wirkt ruhig und kräftig im Vergleich zum Oktogon. Er ist großartig einfach und sicher gegliedert. Die Träger des beinahe schweren Steigens sind hauptsächlich die Strebepfeiler in ihrem geschossweißen Zurückversetzen. Besonders deutlich zeigt es sich ausgedrückt in den seitlichen Turmstreben, die im Profil in Erscheinung treten und so die Rücksprünge klar zur Wirkung kommen lassen. Als zweites Bewegungsmoment kommen die Überschneidungen der Gesimse durch die Figurentabernakel hinzu. Aber wir haben es nicht mit einem ausgesprochenen Gliederbau zu tun. Wesentlich sind an der Gesamterscheinung die großen Wandflächen beteiligt, die vom Sockel bis zur Überleitung des Turmes in das Oktogon einheitlich durchgehend gebildet sind. Die Gesimse geben eine Gliederung der Fläche, eine Unterteilung in Geschosse, aber keine Abtrennung der einzelnen Wandteile. Am Geschos der Michaelskapelle tritt nur der Strebepfeiler zurück, ohne daß das Gesims um den Turm herumgeführt wird. Hier übernimmt der Turmkörper selbst die Höhensteigerung, in dem das Geschos im Gegensatz zu dem darunterliegenden höher und damit steiler wirkend gebildet wird.

Die Turmecken kommen seitlich zwischen den Strebepfeilern wieder heraus, fest ausgebildet. Der Turmkörper wird so durch die Strebepfeiler nicht angetastet. Die Streben sind selbständig angelegte Gebilde, in ihrer Großflächigkeit dem Turmgesamten angeglichen. Eine gewisse „Blockhaftigkeit“ kommt für den Turm hiermit zum Ausdruck. Aber der „Block“ wird aktiviert durch die Gespanntheit der Wand und durch die Aufwärtsbewegung der Strebepfeiler.

Der flächige, wenig gliedernde Stil des Unterbaues endet mit der letzten großen Horizontalen, die den ganzen Turm umläuft, der Zwölfeckgalerie. Diese Galerie gehört schon zur zweiten Stilphase des Turmes, zum Oktogon mit dem durchbrochenen Helm.

Das Oktogon ist ein reiner Gliederbau. Die acht von der Sternгалerie bis zum Helmansatz durchlaufenden Oktogonpfeiler schaffen den Turmkörper, d. h. sein Gerüst. Der Turmhelm wird von den acht Rippen her bestimmt. Der ganze Turm und die einzelnen Teile streben nach oben, ein ununterbrochenes Fließen und Gleiten der Linien und Formen bis in die Kreuzblume des Helmes.

Der zweite Turmmeister war an den Turmunterbau insofern gebunden, als der im Uhrengeschoß beginnende hölzerne Glockenstuhl hoch in das Oktogon hineinreicht. Das Uhrengeschoß und also auch der Glockenstuhl sind rechteckig, fast quadratisch, angelegt. So muß sich der neue Meister mit dem Quadrat auseinandersetzen, wenn er zur reicheren Grundrißform des Oktogons übergehen will. Es gelingt ihm, indem er mit Hilfe einer Zwölfeckgalerie, die sich schon im Uhrengeschoß vorbereitet, zuerst nur den Außenbau ins Oktogon überleitet, den Innenraum jedoch noch quadratisch beläßt. Die Diskrepanz zwischen Außenbau und Innenraum gleicht er aus durch die Dreieckspfeiler an den Diagonalseiten des Oktogons über der Sternгалerie. Sie verbergen das Oktogon an den Diagonalseiten so lange, bis das Innere und der ummantelnde Außenbau zu einer Einheit geworden ist.

Das schwierigste Problem war die Anpassung des steil aufschießenden, reich durchbrochenen Oberbaues an den vergleichsweise ruhigen, beinahe lagernden Unterbau. Es wird gelöst durch die der Höhensteigerung entsprechenden Entschwerung des Oktogons nach oben. Die an vier Seiten sich erhebenden Dreieckspfeiler besitzen an ihrem Ansatz noch eine gewisse Massigkeit und Geschlossenheit, die sich auf den ganzen

Turm überträgt. Nach oben zu wird alles leichter, durchsichtiger und im Helm beinahe schwerelos. Der Eindruck ist heute natürlich verfälscht durch die Vermauerung der unteren Fensterteile, die vor dem Glockenstuhl liegen. Auch hier war der Turmkörper früher voll geöffnet, man blickte hindurch, allerdings nur an den vier Hauptseiten, so daß gegenüber dem oberen, ganz freien, an allen acht Seiten voll geöffneten Geschoß die Geschlossenheit stärker war. Dazu tritt noch die Ausfüllung des Geschoßes durch den großen Glockenstuhl, der die Durchsicht auch noch behinderte.

Als sichtbares Moment der Grundrißänderung wird die Zwölfeckgalerie angelegt. Sie vermittelt und trennt zugleich. Sie trennt den Unterbau vom Oberbau durch das breite Maßwerkband der Brüstung, durch die Horizontalbetonung. Sie gibt dem Unterbau, der nach dem neuen Plan gleichsam einen Sockel für das Oktagon bildet, den letzten Abschluß. In ihrer vieleckigen Anlage jedoch entspricht sie dem Anfangsgrundriß des Oberbaues, sie verschleiert die schwierige Stelle der Überleitung. Die Überleitung beginnt schon im Uhrengeschoß durch Zurücksetzung von Mauerteilen. Die Strebepfeiler werden stark abgescrägt und führen in Höhe der Konsolzone der Galerie in die Turmwand zurück. Die Spitzen der Galerie ragen nicht über den Umriß des Unterbaues hinaus (Umriß einschließlich der Strebepfeilerausladungen). An einzelnen Stellen wächst der Unterbau sogar durch die Galerie weiter: die Turmecken führen weiter in die Außenecken der Dreikantpfeiler. Dadurch und durch die Überschneidung der Galerie durch die Tabernakelfialen, durch die Überdeckung der Mauerversetzung mit Hilfe der Galerie wird der Übergang vom Quadrat ins Achteck so selbstverständlich durchgeformt, daß es zu keinem Bruch kommt, daß trotz der stilistisch so starken Verschiedenheit eine Einheit im umfassendsten Sinne erreicht wird.

Der größte Gegensatz von Unterbau und Oberbau besteht in der Auffassung vom Baukörper. Der Unterbau wird vom „Block“ und von der Wand her gedacht. Die einzigen wirklichen Glieder sind die Strebepfeiler. Ganz anders das Oktagon. Hier gibt es keine Wand, alles ist zu Gliedern geworden, ein Gerüst bestimmt den Aufbau. Die Steilheit des Helmes verlagert den Schub nach unten in die Senkrechte, es werden so keine Stützwände oder Strebepfeiler vom Statischen her bedingt. Die wenigen Glieder der Pfeiler genügen, um den Seitenschub abzufangen und nach unten zu leiten. Erst über der Sternгалerie wird dem Seitenschub durch die Dreieckspfeiler begegnet, die damit einen doppelten Zweck erfüllen: Ummantelung des viereckigen Innenraumes und Stützglieder. Sie sind die einzigen Stellen am Oberbau, an denen Wandfläche austritt, die Wand wird aber durch das vorgeblendete Maßwerk aufgelockert. In ihrem Aufbau lösen sich diese Pfeiler auch bald vom Oktagonkern los und lösen sich in sich selber auf, in Tabernakeln und Fialen, gipfelnd in hohen Riesen und in den Posaunenengeln. Die eine horizontale Unterteilung, die mit der Geschoßanordnung des Oktogons in keinem Zusammenhang steht, verstärkt die Selbständigkeit der Dreieckspfeiler gegenüber dem Oktagon.

Die Geschoßteilung des Oktogons wird nur in einer horizontalen Fensterteilung angedeutet. Die Fenster sind genau so durchgehend gebildet wie die Oktagonpfeiler. Das umrahmende Birnstabprofil führt ohne Unterbrechung vom Fensteransatz auf der Sternгалerie bis zur Spitze des Fensterbogens durch. Die teilende Horizontale hemmt das Aufsteigen des Fensters nicht, sie schafft keine feste Geschoßteilung, denn der eine zusammenfassende Spitzbogen fehlt beim unteren Teil, er wird nur an der Spitze angewandt und mit Maßwerk ausgefüllt. Die Vertikalpfeiler scheinen ununterbrochen durchzuführen, sie durchstoßen die schmale Sohlbank über dem Horizontalstück. (Ursprünglich war die Wirkung der Zusammengehörigkeit beider Geschoße noch stärker, die unteren Teile waren nicht zugesetzt und gaben so den Durchblick in das Geschoß frei.) Diese ganze Horizontalteilung ist nur vom Turminneren her zu

verstehen, der äußere Baukörper bleibt unangetastet davon, wie die Oktogonpfeiler und die durchgehenden Fensterprofile klar aufzeigen. In ihrem sporenförmigen Vorziehen bilden die Oktogonpfeiler eine Vorlösung für die acht Rippen des Helmes. Die Pfeiler laufen aus in Fialen; ein umlaufendes Gesims schließt das Oktogon oben ab, über ihm sitzen die Fialen und zwischen die Fialen spannen sich Maßwerkbrüstungen. Das profilierte Gesims ist nicht mehr als eine starke Horizontalunterteilung zu werten, vielmehr deutet es nur noch Ende des Oktogons und Beginn des Helmes an. Die enge Beziehung zwischen Oktogon und Helm ergibt sich in der Fortsetzung der Pfeiler in den Rippen, die Giebel der Oktogonfenster ragen in die erste Maßwerkzone des Helmes, die Pfeilerfialen noch bis in die zweite Zone. Im Inneren bilden oberes Oktogongeschoß und Helm eine Einheit. Ob diese Einheit aber ursprünglich so geplant war, müßte noch einmal untersucht werden¹⁸.

Durch die zwischen den Ansätzen der Fensterwimperge sitzenden Wasserspeier finden die Pfeiler eine Art Abschluß, sie werden in die Wimperge übergeleitet. Die über den Wasserspeiern sitzenden Pfeilerstücke mit den verbindenden Wandteilen hinter den Fenstergiebeln geben eine Sockelzone für den Helm, diese Zone ist sowohl Oktogon- wie Helmteil. Der Helm verzahnt sich mit dem Oktogon.

Die Öffnung und Durchlichtung des Oktogonfreigeschoßes wird im Helm gesteigert zur vollkommenen Durchbrechung, die Leichtigkeit wird zur Schwerelosigkeit, erreicht durch eine zarte konvexe Ausschwingung der acht Rippen und damit des ganzen Helmes in seinem Umriß. Die Rippen bilden ein Gerüst, zwischen die in horizontal unterteilten Zonen Maßwerk gespannt wird. Die Auflösung der Helmsflächen läßt das Baumaterial völlig vergessen, es widerspricht beinahe dem Wesen des Steins. Die Kurvierung verstärkt noch einmal die gespannte Emporbewegung des Turmes. Die horizontale Zonenteilung des Maßwerks hemmt nicht, sie ist notwendig, um die Mehrseitigkeit, die plastisch-körperliche Erscheinung des Helmes zu klären.

Vielleicht das wichtigste Gestaltungsmittel des oberen Oktogons und des Helmes ist der umgebende Freiraum, das Atmosphärische, das den Turm umgibt und ihn einnimmt in seinem Inneren. Die Öffnungen werden nur wirksam durch die allseitigen Durchbrechungen. Als Hintergrund erscheint immer die Farbigkeit des Himmels, die Stein und Öffnung voneinander abhebt. Nicht schattige Eintiefungen oder Öffnungen mit dahinterliegendem Dunkelgrund werden hier gestaltet. Der Turmkörper ist ganz durchlässig geworden. Er nimmt den umgebenden Freiraum in sich hinein. Die Durchlichtung des Oktogonfreigeschoßes geht so weit, daß man beinahe sagen kann, der Turm hat keinen Innenraum mehr. Nur noch dünne Glieder grenzen den Turm gegen den Freiraum ab. Das untere Oktogongeschoß ist fester, umschließt noch einen Innenraum, wird von einem Gewölbe, einem Dach überdeckt und abgeschlossen. Der Bauteil darüber ist jeder Zweckbestimmung entzogen, nur noch rein künstlerische Gesichtspunkte sind maßgebend. Der Helm ist kein Dach mehr im Sinne früherer Dachabschlüsse, er bedeckt und schützt nicht mehr einen Innenraum, ein Turminneres, in dem Glocken hängen.

Trotz dem Mitgestalten des Freiraums, wie er durch den Turm aufgesogen wird, ist es kein Vereinheitlichen von Architektur und weitem Raum. Fenster und Helm sind vergittert durch Maßwerk, ein leises Abschließen nach außen hin wird so erwirkt, es wird ein lustiges, freiplastisches Gebilde erreicht.

¹⁸ Oktogonhalle und Helm werden im Inneren durch ein profiliertes Gesims getrennt. In den acht Ecken sitzen große, konsolenartige, ziemlich roh behauene Steine mit dem ungefähren Querschnitt einer Rippe. Als Unterlager für einen vielleicht gedachten Laufgang am Helmsatz sind sie zu schmal. Möglicherweise war hier ursprünglich ein Gewölbe geplant gewesen, das etwa dem Gewölbe über dem Glockenstuhl entsprochen hätte.

Der Treppenturm, notwendig, um die Galerie am Helmansatz zugänglich zu machen, wird an der Ostseite außen angelegt, an einen der Oktogonpfeiler. Er führt nicht im Turminnern hoch, sondern wird an dieser unauffälligen Stelle angebracht, um die Durchlichtung des Turmes nicht zu behindern.

Von praktischen Gesichtspunkten her gesehen (als wettergeschützter Glockenbehälter) ist der Turmoberbau sinnlos; und trotzdem, oder gerade deshalb ist es der Oberbau, der die künstlerische Größe des Freiburger Turmes ausmacht. Hier wird der Turmgedanke der Gotik am klarsten ausgesprochen. Er erweckt den Eindruck von etwas Goldschmiedehaftem, Filigranhaftem, in die große, großartigste Form gesteigert.

Der ganze Oberbau (Oktogon und Helm) läßt sich vielleicht vergleichen mit der Plastik aus seiner Entstehungszeit, der Zeit um 1300 (Abb. 2). Der Oberbau erhebt sich über dem hohen, rechteckigen Unterbau wie eine Figur über ihrem Sockel. Während der Unterbau immer die Beziehung zum Langhaus sucht und mit den verschiedensten Mitteln herstellt, isoliert sich das Oktogon, nicht nur zwangsläufig durch das hohe Ansetzen über der Firsthöhe des Langhauses. Der Gliederbau steht im Gegensatz zur Körperlichkeit des Unterbaues. Im Ansatz noch geschlossen, lockert sich das Oktogon nach oben auf, im Helm einen fast schwerelosen Zustand erreichend. Das Emporsteigen wird immer gespannter.

Auch eine Figur aus dieser Zeit zeigt dieses breite Beginnen, die Falten stoßen auf und knicken am Boden. Steil führen die Falten an der Figur hoch. Unter dem Gewand steckt kein Körper. Die Figur wird nicht von innen heraus modelliert, in schwerelosem Schwung dreht sie sich nach oben. Sie ist ganz körperlos geworden. Die Falten geben den Halt, sie bilden die „Glieder“, aus denen sich die Figur aufbaut. Wenige Falten führen um die Figur, vergleichbar den Horizontalen des Turmes, sie verdeutlichen die Rundung. Vergleichbar ist auch die Schlankheit, das Aufragende solcher Figuren, die Leichtigkeit, die im Oberkörper erreicht wird.

Die Aufwärtsbewegung, die dem ganzen Turm zu eigen ist, läßt sich für Unterbau und Oberbau trennen. Am Unterbau vollzieht sie sich wesentlich in der Ebene: Seitenschiffwestwände mit Strebewerk, Profil der Turmstreben, Überschneidungen. Es sind nur Teile des Ganzen an der Bewegung beteiligt. Die Einansichtigkeit (oder besser: die frontale Ansicht von drei Seiten) wird gefordert. Anders das Oktogon. Hier vollzieht sich das Aufstreben im ganzen Bau, alles ist in Bewegung gebracht. Die Dreieckspfeiler sitzen an den Diagonalseiten, es wird der Einansichtigkeit entgegen gearbeitet. Der Oberbau ist genau so wenig einansichtig wie eine Plastik.

Die Gegensätze am Turm sind sehr stark. Aber der ganze Turm bildet eine so großartige Einheit im Umriss wie im Aufbau, daß er mit Recht als die bedeutendste Turmlösung der deutschen Hochgotik angesprochen wird. Zum ersten Male wird hier ein einzelner Turm als Westbau so betont angelegt und durchgeformt, daß er als gleichwertige Lösung neben die cathedralhaften Doppelturmfassaden treten kann. Die Leichtigkeit des Aufsteigens, die Auflockerung des Turmkörpers nach oben, die Durchlichtung oder die Entschwerung des Steines wurde weder vorher noch später je wieder in einer solchen Vollendung erreicht. Der Freiburger Münster-turm ist vielleicht die feinste und reifste Turmgestaltung der Gotik, und nicht nur der deutschen Gotik.

Rekonstruktion des ursprünglich geplanten Oberbaues

Im Vorhergehenden wurde immer davon gesprochen, daß der Freiburger Münster-turm vom Uhrengeschoß an nach einem veränderten Plan weitergebaut worden ist.



Abb. 2 Propheten am Oktogon des Freiburger Münsterturmes (Südostecke)

Der Grundriß, die stilistische Ausprägung der Einzelteile wie auch die Auffassung vom Baukörper ändern sich. Um zur vollen Erkenntnis der Wichtigkeit dieses Planwechsels, zur Wertung der Bedeutung des Oktogonmeisters zu kommen, ist es unerläßlich, nach dem ursprünglich geplanten Turmoberbau und Abschluß zu fragen. Nur rückblickend auf die erste Fassung des Turmoberbaues kann die Leistung der endgültigen Lösung voll gewürdigt werden, das Umwälzende der neuen Idee des hohen Turmes wird klar.

Die wichtigsten Quellen für eine Rekonstruktion fehlen: es sind keine Baurisse des ersten Planes erhalten. Alle auf uns gekommenen mittelalterlichen Bauzeichnungen zum Turm setzen den Unterbau als gegeben voraus und beschäftigen sich nur mit dem Oktogon. Wir sind also für die Rekonstruktion ganz auf den Baubefund selbst angewiesen. Eine weitere Quelle geben die Turmlösungen anderer Bauwerke, die früher oder gleichzeitig mit Freiburg entstanden sind. Notwendigerweise muß dabei auf Doppelturmfassaden zurückgegriffen werden, da monumentale Einturmfassaden der Gotik bis zur Zeit des Freiburger Münsterturmes nicht existieren. Einen weiteren wichtigen Anhaltspunkt könnte man bei Nachfolgebauten finden, die sich eng an den ersten Freiburger Turmplan anschließen. Solche Bauten scheint es aber nicht zu geben¹⁹.

Der Baubestand selbst gibt folgende Anhaltspunkte: die drei Geschosse der quadratischen Anlage und die Strebepfeiler mit ihren Rücksprüngen. Die Zwölfeckgalerie, die das Uhrengeschoß oben abschließt, gehört schon zum zweiten Plan. Der zweite Meister beginnt schon kurz über dem umlaufenden Gesims am Fuße des Glockengeschosses, aber er läßt es noch bis zur halben Höhe dem ersten Plane folgen. Erst in der Mitte des Geschosses wird der Planwechsel sichtbar. Der obere Abschluß dieses Bauteils entspricht nicht mehr der ersten Planung, es ist am heute ausgeführten Bau nicht mehr zu ersehen, wo es enden sollte. Dem ersten Plan gehört aber noch der ganze Glockenstuhl an. Er ist über quadratischem Grundriß angelegt und nimmt fast die ganze untere Hälfte des Oktogons ein. Adler²⁰ hat nachgewiesen, daß der hölzerne Glockenstuhl einige Zeit nur verschalt frei dagestanden haben muß, bis der zweite Turmmeister das Quadrat mit einem steinernen Achteck (bzw. Zwölfeck) ummantelte. Dieser Glockenstuhl gibt die Höhe an, bis zu welcher der Turmkörper nach dem ersten Plan unbedingt quadratisch gewesen sein muß²¹. Für eine Rekonstruktion müssen die Bauteile darüber hypothetisch bleiben. Es kommt jedoch darauf an, durch Vergleiche mit anderen Turmaufbauten und Abschlüssen die Möglichkeit herauszufinden, die am meisten Wahrscheinlichkeit für sich hat.

In der Literatur zum Freiburger Münsterturm hat nur Noack eine Rekonstruktion versucht. Er will über dem quadratischen Teil ein achteckiges Geschosß aufsitzen lassen, als Abschluß des Turmes nimmt er eine achtseitige Pyramide an. Die Schärfe des Übergangs vom Viereck zum Achteck läßt er mildern durch vorgesezte Tabernakel, entweder über dreieckigem Grundriß wie die Tabernakel an der Westfassade der Kathedrale von Senlis²² oder über rechteckigem Grundriß wie an der Kathedrale von Laon²³. Er sieht die größere Wahrscheinlichkeit in Laon als Vorbild und weist

¹⁹ Vielleicht übernimmt der Westturm der Reutlinger Marienkirche den ersten Freiburger Turmplan und wandelt ihn ab, indem er vereinfacht wird und dazu Straßburger Momente aufgenommen werden.

²⁰ Adler, in „Deutsche Bauzeitung“, a. a. O.

²¹ Der Glockenstuhl setzt in Höhe des Uhrengeschosses an und führt bis in die Höhe der Horizontalunterteilung der Oktogonfenster.

²² M. Aubert, Senlis: Petites Monographies, Paris 1922.

²³ H. Adenauer: Die Kathedrale von Laon. Düsseldorf 1934.

dabei auf Bamberg hin²⁴, wo in den Westtürmen des Domes im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts schon das Tabernakelmotiv von Laon mit Veränderungen übernommen wurde.

Diese Rekonstruktion von Noack scheint aber nicht ganz überzeugend zu sein. Wir haben in Freiburg einen flächigen, geschlossenen Unterbau, an dem sich ein Achteck in keiner Weise vorbereitet. In Laon (Abb. 3) bilden die unteren Teile der Westfassade eine geschlossene Schaufront, die Türme entwickeln sich erst hinter dieser Schaufront heraus, sie sind also nicht in ganz strengem Sinne an den Unterbau, an die Fassade gebunden. Die Turmecken sind schon von dem Moment ihres Sichtbarwerdens hinter der Fassade an abgeschragt und nähern sich so schon dem Achteck. Die vorgelegten Tabernakel am Obergeschoß sind eine folgerichtige Fortsetzung der Eckabschrägungen.

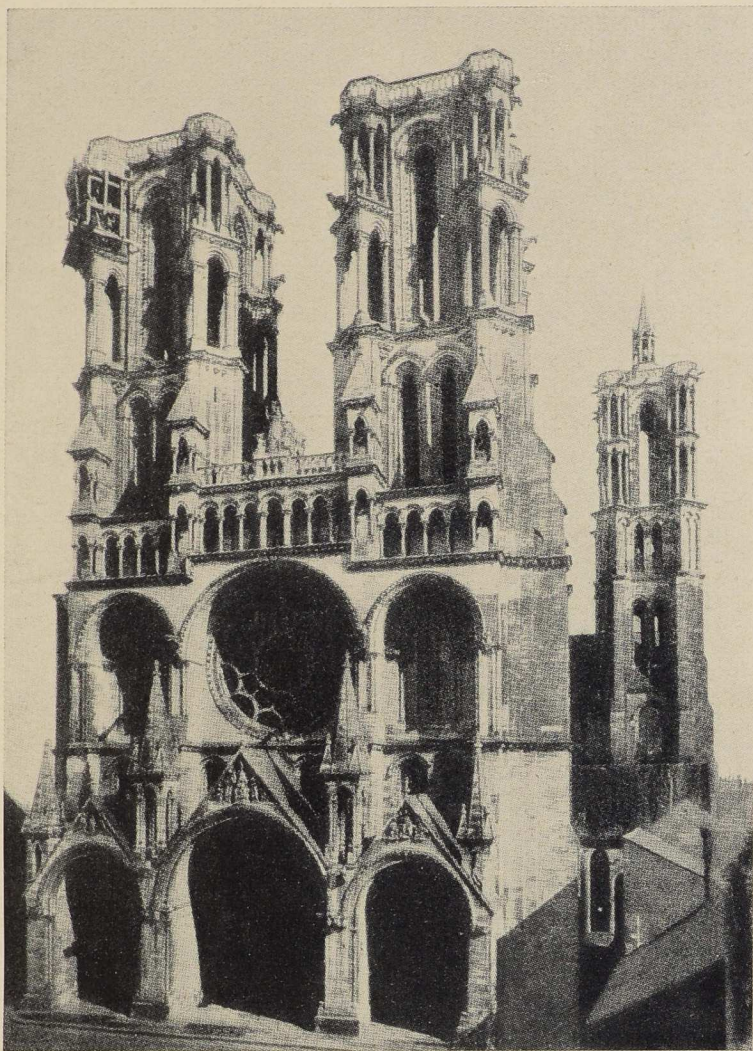


Abb. 3 Laon, Westfassade der Kathedrale

Würden ähnliche Tabernakel in Freiburg über den Turmecken und den Strebepfeilerendigungen stehen, dann würde der Übergang doch sehr schroff sein, ein Teil der Tabernakelgrundplatten stünde sehr eigenartig in der Luft; statt einer Verringerung des Turmumfanges durch das Achteck würde der Turm zuerst durch die vorkragenden Tabernakel noch dicker erscheinen als in den darunterliegenden quadratischen Geschossen.

Von der Grundrißdisposition her gesehen wäre eine Lösung wie in Senlis (Abb. 4) eher denkbar. Noack läßt die Strebepfeiler am Ende der quadratischen Turmgeschosse in den Turm zurücklaufen, so daß auf den Diagonalseiten die Turmecken eine dreieckige Grundfläche bilden. Auf dieser Grundfläche stehen Tabernakel über dreieckigem Grundriß. Diese Tabernakel würden eine reiche, aufgelöste Gliederung des Achtecks erwirken. Nun haben wir in Freiburg aber diesen geschlossenen Unterbau, über dem dieses aufgelockerte Achteckgeschoß doch ziemlich unvermittelt aufsitzen würde. Wohl finden wir am Unterbau viele Tabernakel auf den Rücksprüngen der Strebepfeiler aufgestellt, aber sie wirken eher als verzierende Formen, nicht als diese wichtigen auflösenden Glieder; die Ziersform würde hier beinahe dominieren. Man kann wohl anführen, daß in Senlis ein ähnliches Verhältnis zwischen geschlossenem Unterbau

²⁴ W. Noack: Der Dom zu Bamberg. Burg 1925.

und aufgelockertem Oktagon besteht, aber diese Tatsache beweist nichts. Der Unterbau und der Oberbau in Senlis stammen aus zwei ganz verschiedenen Bauabschnitten²⁵. Der Entwurf zum ersten Freiburger Turmbau muß aber stilistisch einheitlich gewesen sein und so ist doch als sicher anzunehmen, daß das Oktagon sich weiter unten schon vorbereitet hätte. In Senlis besteht ein deutlich spürbarer Bruch zwischen den beiden Turmteilen, was in Freiburg sicher nicht mit übernommen worden wäre. Der Vorschlag von Noack, ein Achteckgeschoß müßte sich über dem quadratischen Unterbau erhoben haben, ist nicht ganz überzeugend. Die Überleitung eines quadratischen Turmes in ein Oktagon ist in Deutschland sehr selten. Oktagonanlagen kennen wir in der Hauptsache bei Vierungstürmen. Hier vollzieht sich der Wechsel vom Viereck ins Achteck aber nicht sichtbar, am Außenbau erscheint nur ein Achteck²⁶. Begleitende Türme wie Chortürme, Osttürme und Seitentürmchen an Westfassaden werden öfter in ein Achteck übergeleitet²⁷, nie aber ein großer Hauptturm. Gerade die südwestdeutsche Baukunst kennt nur rechteckige Fassadentürme, deren Helme vom 13. Jahrhundert an von einer achtseitigen Pyramide gebildet werden.

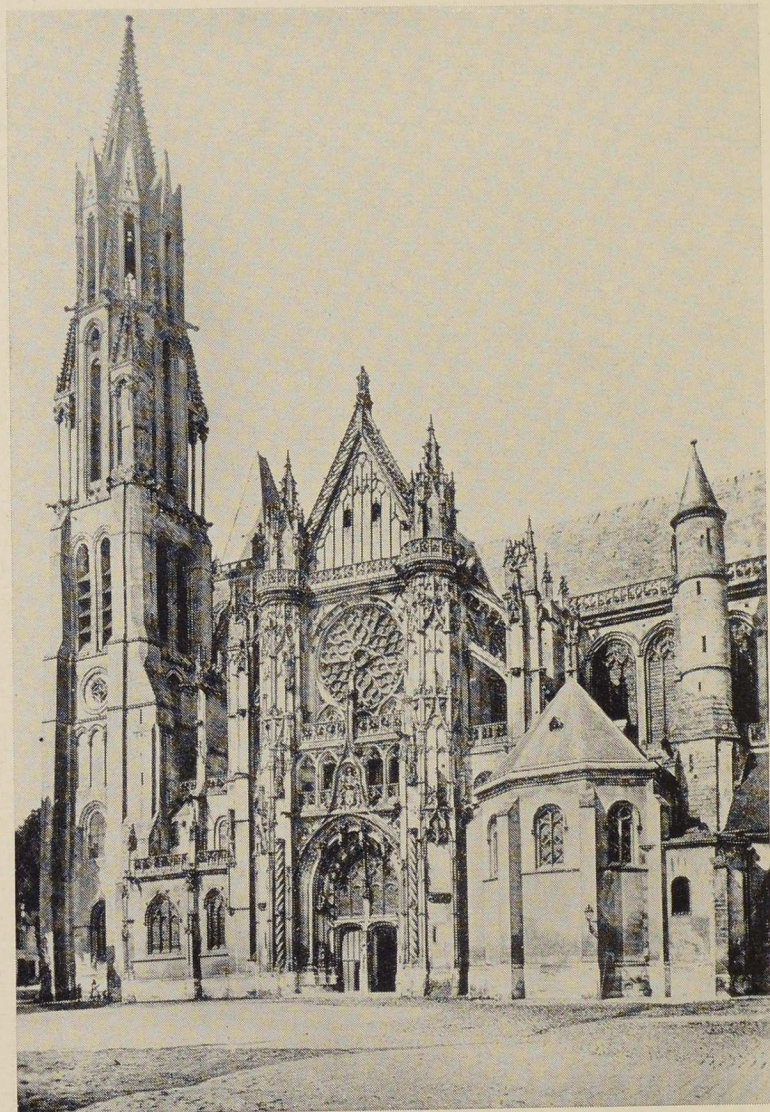


Abb. 4 Senlis, Südturm und Südseite der Kathedrale

Gerade die südwestdeutsche Baukunst kennt nur rechteckige Fassadentürme, deren Helme vom 13. Jahrhundert an von einer achtseitigen Pyramide gebildet werden.

Gemeinsam ist allen süd-deutschen Turmanlagen des 12. und früheren 13. Jahrhunderts die Vorliebe für die Geschlossenheit des ganzen Turmkörpers, die wahrscheinlich auch für den geplanten Oberbau des Freiburger Turmes anzunehmen ist.

²⁵ Das Oktagon in Senlis wurde über einem Unterbau aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts erst von 1230 bis 1250 errichtet.

²⁶ Das nächstliegende Beispiel ist der Vierungsturm des Freiburger Münsters. Zu seiner Rekonstruktion: Schuster: Freiburger Münsterblätter 3, 1907, S. 45 ff. Weitere Beispiele am Oberrhein: St. Fides in Schlettstadt, St. Leodegar in Gebweiler, Münster in Straßburg.

²⁷ Dom in Erfurt, Osttürme; Turm der Johanniskirche in Schwäbisch Gmünd; Liebfrauenkirche in Halberstadt, Osttürme; St. Godehard in Hildesheim, Westtürme; Maursmünster, Westtürme.

Der Gedanke einer reichen Auflösung des Oberbaues, des Überleitens von Fassadenhaupttürmen ins Achteck, erscheint zum ersten Male mit dem Straßburger Fassadenriß B, also zeitlich nach der Planung des Freiburger Turmes²⁸. Wir werden so den Freiburger Oberbau wohl auch als durchgehend über quadratischem Grundriß errichtet denken müssen.

Um zu einer genaueren Vorstellung vom Aussehen des ursprünglich in Freiburg geplanten Turmoberbaues zu kommen, müssen Vergleichsbeispiele gefunden werden, bei denen ähnlich wie in Freiburg ein geschlossener Baukörper von abgestuften Strebepfeilern gegliedert wird. Hier scheint die doppeltürmige Westfassade der Elisabethkirche in Marburg (Abb. 5) das Freiburg am nächsten stehende Bauwerk zu sein. Für Marburg wiederum waren französische Fassaden bestimmend, wie zum Beispiel die Fassade der Kollegiatskirche Notre-Dame-en-Daug in Chalons-sur-Marne oder die Fassade von Saint Leu d'Esserent²⁹.

In Marburg finden wir sehr viel Vergleichbares zu Freiburg. Für die Plastik haben schon Beenken³⁰, Janßen und Hamann Beziehungen zwischen Marburg und Freiburg festgestellt. Die Mauern der Türme in Marburg sind fest und geschlossen. Die Ecken sind mit Strebepfeilern ausgesetzt, die sich geschosswise verjüngen, die Rücksprünge durch Wasserschlaggesimse betont, die bei den einzelnen Turmgeschossen als umlaufendes, geschosftrennendes

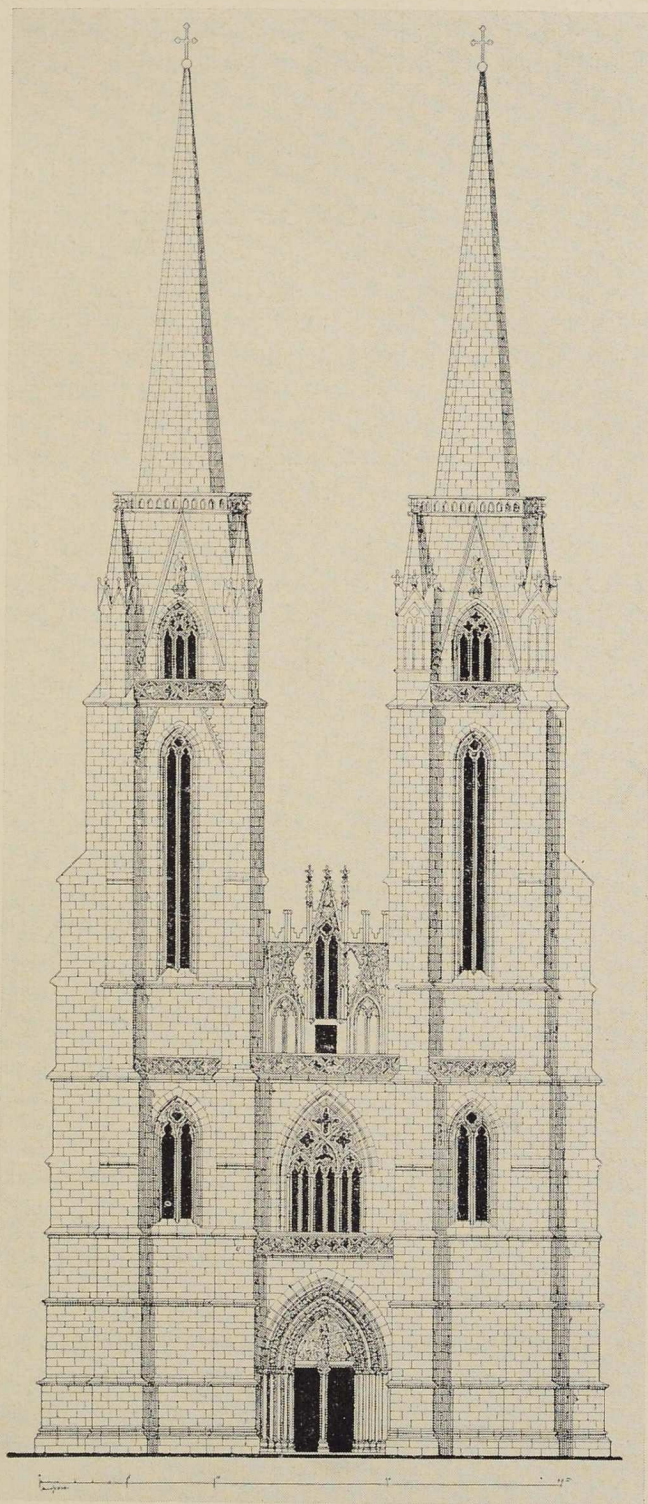


Abb. 5 Westfront der Elisabethkirche in Marburg

²⁸ Der Straßburger Riß B entstand etwa 1275. Siehe W. Groß: Die abendländische Architektur um 1300. Stuttgart o. J.

W. Groß: Die Hochgotik im deutschen Kirchenbau. Marburg 1933, S. 49 f.

²⁹ Zu Marburg: R. Hamann: Die Elisabethkirche zu Marburg. Burg 1938. R. Hamann und K. Wilhelm-Kästner: Die Elisabethkirche zu Marburg und ihre künstlerische Nachfolge, Bd. 1, Die Architektur. Marburg 1924.

³⁰ H. Beenken: Bildhauer des 14. Jahrhunderts am Rhein und in Schwaben. Leipzig 1927, S. 37 ff.

Gesims weitergeführt werden, in den Geschößmitten aber nur auf die Strebepfeilerstirnwände beschränkt bleiben.

Wenige Fenster öffnen den Turm: ein kleineres im unteren Teil über dem dritten umlaufenden Gesims; ein großes hohes Fenster öffnet das ganze obere Turmdrittel. Eine Maßwerk Galerie unterteilt in halber Höhe, eine zweite verdeckt den Helmansatz. Der quadratische Glockenstuhl führt weit hoch, als Schallöffnungen dienen die großen oberen Fenster. Die Strebepfeiler werden ganz oben in den Turmkern abgescrängt zurückgeführt, eine achtseitige undurchbrochene Steinpyramide schließt den Turm ab. Der Übergang vom Viereck ins Achteck des Helmes wird verdeckt durch eine Maßwerkbalustrade, an den Ecken sitzen vierseitige Fialen (am Nordturm achtseitige). Vor den Helmen sitzen an den vier Hauptseiten Dreieckgiebel mit Maßwerkfenstern. Diese Giebel ragen durch das ganze untere Drittel der Pyramiden hoch, auf der Höhe ihres Abschlusses werden die Helme von einer Maßwerkbalustrade und einer Galerie unterteilt.

Bis zum mittleren Turmgeschöß mit der Maßwerkbalustrade entsprechen die Marburger Türme dem Freiburger Unterbau weitgehend, besonders wenn man die Freiburger Süd- oder Nordansicht vergleicht. Die wichtigen Abweichungen: die Turmecken in Marburg treten zwischen den Strebepfeilern nicht frei heraus, die Streben sind scharf an die Ecken herangeschoben; auf den Strebepfeilerrücksprüngen sind keine Figurentabernakel aufgestellt. Der Aufbau der unteren Marburger Geschosse entspricht fast genau dem Freiburger Unterbau. Über einem hohen profilierten Sockel erheben sich drei Geschosse, von Gesimsen unterteilt, entsprechend der Freiburger Portalzone. Über einem Trennungsgesims folgt das Geschöß mit dem Fenster, wie in Freiburg die Michaelskapelle. Im oberen Drittel dieses Geschößes treten die Strebepfeiler zurück, die Rücksprünge sind durch Wasserschlaggesimse betont, die aber nicht als Gesims um den ganzen Turmkörper herumgeführt werden. Über diesem Geschöß ein Gesims mit einer Maßwerkbalustrade darüber als Ansatz eines neuen Geschößes, das dem Freiburger Uhrgeschöß entspricht. Die Maßwerkbalustrade fehlt in Freiburg. Als Abschluß dieses im Vergleich zu den darunterliegenden niedrig gebildeten Geschößen führt wieder ein Gesims um, über dem ein ganz besonders hohes Geschöß aufsteigt, das den quadratischen Glockenstuhl enthält. In Freiburg ist nur der Glockenstuhl selbst nach dem ersten Plan ausgeführt. In halber Höhe des Marburger Geschößes springen die Strebepfeiler zurück, ohne daß ein Gesims umläuft, nur an den Streben selbst sitzen Wasserschlaggesimse.

Mit dem Glockengeschöß endet der Turmkörper, es folgt der Turmabschluß durch die Pyramide.

Vergleiche der Proportionen zwischen Freiburg und Marburg führen zu ähnlich übereinstimmenden Ergebnissen, die Höhen der einzelnen Geschosse entsprechen sich. Die drei unteren durch Gesimse getrennten Geschosse sind in Marburg wie in Freiburg unter sich gleich hoch, das folgende Fenstergeschöß entspricht an beiden Bauwerken etwa zwei Geschößen der darunterliegenden Zone, der Strebepfeilerrücksprung liegt beide Male im zweiten Drittel der Geschößhöhe. Die halbe Höhe des Turmes (ohne den Helmabschluß) wird in Marburg durch eine Maßwerkbalustrade bezeichnet. Aber das Glockengeschöß in Marburg war ursprünglich etwas niedriger geplant, wie der Nordturm heute noch zeigt. Über dem Fenster des Glockengeschößes erhebt sich ein Wimperg, ähnlich dem Freiburger Portalwimperg an den seitlichen Strebepfeilern beginnend. Dieser Wimperg wird von der Abschlußgalerie überschritten, darüber sitzt dann der Giebel mit einem kleinen Fenster. Es scheint, daß der Helm ursprünglich schon mit dem Fensterwimperg beginnen sollte und die Höher-

führung des Turmes erst nachträglich beschlossen wurde. Der Südturm, der allgemein zeitlich etwas später angelegt wird als der Nordturm, zeigt diese Unstimmigkeiten nicht. Messen wir nun die Höhe vom Abschlußgesims an der unteren Maßwerkbalustrade bis zum Ansatz des Fensterwimpergs (also dem Beginn des ursprünglich geplanten Turmabschlusses), so entspricht sie genau der Höhe von der Grundlinie des Turmes an gemessen bis zum Rücksprung der Strebepfeiler im oberen Drittel des ersten Fenstergeschosses. Die gleichen Proportionen finden wir in Freiburg: die Höhe des Glockenstuhls vom Uhrengeschoß an entspricht der Höhe von der Grundlinie an bis zum Strebepfeilerrücksprung im Michaelsgeschoß.

Marburg und Freiburg zeigen so viele Gemeinsamkeiten, daß man einen engen Bauhüttenzusammenhang annehmen muß. Dieser Zusammenhang wird noch bestätigt durch die in der kunstgeschichtlichen Forschung schon öfter festgestellten Beziehungen der Marburger Hochaltarpplastik und der Portalmadonna zur Freiburger Vorhallenplastik.

Es ergibt sich daraus die Möglichkeit, den ursprünglich geplanten Freiburger Turmoberbau unter Heranziehung der Marburger Westfassade zu rekonstruieren (Abb. 6).

In Freiburg endet im heutigen Uhrengeschoß am Außenbau der Baubestand nach dem ersten Plan. Die ursprünglich geplante Höhe dieses Geschosses wird, verglichen mit Marburg, proportional kaum größer oder niedriger gewesen sein. Darüber, von einem um den ganzen Turm laufenden Gesims abgetrennt, lassen wir das hohe Glockengeschoß beginnen. Der bestehende Glockenstuhl gibt die Mindesthöhe an. Er erreicht proportional nicht ganz die gleiche Höhe wie die in Marburg heute bestehenden Geschosse. Nehmen wir jedoch für Marburg den zuerst geplanten Helmansatz in Höhe des Fensterwimpergs am Nordturm an, so erreichen wir, wie oben schon gezeigt wurde, eine weitgehende Übereinstimmung. In Freiburg werden die Strebepfeiler auch etwas über der halben Höhe des Geschosses zurückgesprungen sein. Das hier sicher angelegte große Fenster, das ja als Schallöffnung dagewesen sein muß, verbietet ein Herumführen der Wasserschlaggesimse um den ganzen Bau, genau wie am Fenster der Michaelskapelle oder wie es in Marburg der Fall ist. Am oberen Ende dieses Geschosses werden die Strebepfeiler in den Turmkern zurückgeführt. Eine starke Abschrägung ist nicht mehr notwendig, da die Streben durch den Rücksprung im Glockengeschoß nicht mehr weit ausladen. Nun bleibt nur noch der quadratische Turmkern.

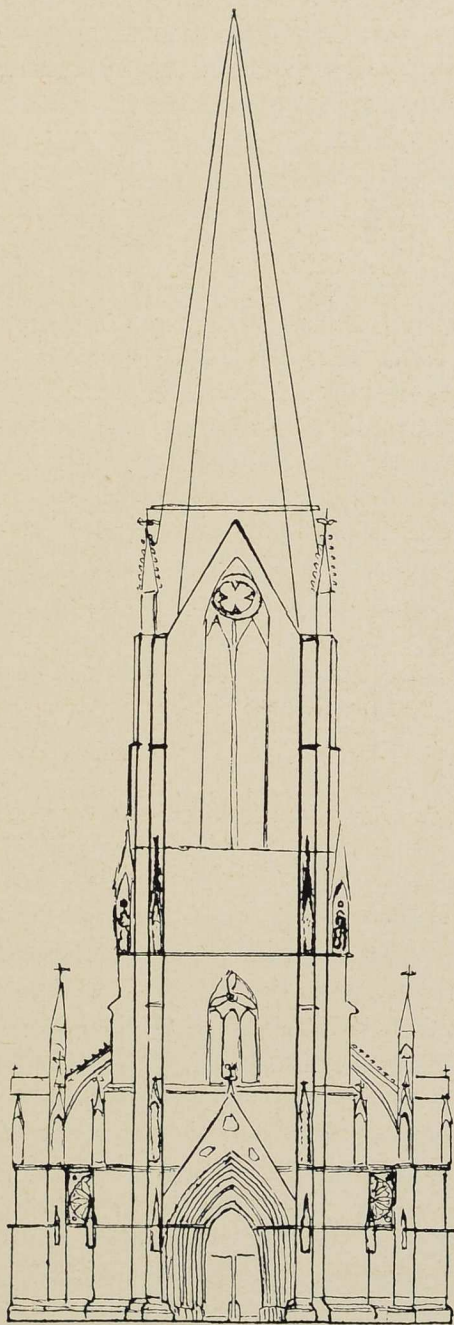


Abb. 6 Skizze zur Rekonstruktion des Freiburger Münsterturmes

Der Gedanke, den Turmkörper zwischen den Eckstreben wieder hervortreten zu lassen, ist für die Rekonstruktion ein wichtiger Anhaltspunkt. Das Quadrat des Turmkörpers wird als das Primäre angesehen, es wird nirgends angetastet, immer nur betont. So ist doch sicher anzunehmen, daß der Turmkörper ursprünglich durchgehend quadratisch gebildet werden sollte. Ein Achteckgeschoß über dem Glockengeschoß sollte doch wohl kaum mehr folgen. Ein achteckiges Geschoß mit vorgelegten Tabernakeln auf diesem Unterbau würde seiner Flächigkeit entgegenarbeiten und widersprechen.

Erst mit dem Turmhelm selbst wurde ein Achteck erreicht. Eine achtseitige Pyramide ist als sicher anzunehmen, denn in dieser Zeit gibt es bei allen größeren Türmen als Abschlüsse nur Achteckpyramiden, wie auch Marburg zeigt. Daß auf den freibleibenden Turmecken Figurentabernakel saßen, scheint gesichert nach dem reichen Vorkommen von Tabernakeln am Unterbau; auch die von unten an sich frei hochentwickelnden Turmecken scheinen dies zu verlangen. Wie der Helmsatz verdeckt war, läßt sich nicht mehr klar entscheiden. Wahrscheinlich waren die Fenster des Glockengeschoßes von Wimpergen bekrönt, die noch eine Strecke vor der unteren Helmzone hochgeführt wurden (ähnlich wie beim ersten Bauzustand des Nordturmes in Marburg). Daß diese Art der Wimpergbildung in Freiburg bekannt war, zeigt das Westportal, bei dem der Wimperg frei vor die Turmwand gesetzt wird. Dieses Portal gehört ja auch zum ersten Turmplän.

Bei dem Versuch, den Freiburger Turm in seinem zuerst geplanten Zustand zu rekonstruieren, wurde nur Marburg herangezogen. Die engen Beziehungen sind durch die Architektur wie durch die Plastik gegeben. Es besteht aber, wohl entfernter, die Möglichkeit, daß diese beiden Bauten ihre Anregungen von derselben oder denselben Quellen bezogen haben. Für einzelne Motive am Freiburger Sänghaus sind enge Beziehungen nach Frankreich festgestellt worden³¹, man denke nur an die Rosen der Seitenschiffwestwände. Aber für den Turm läßt sich ein konkretes Vorbild nicht fassen. Viele wichtige Fassaden in Frankreich sind nicht mehr erhalten, die meisten erhaltenen Turmanlagen wurden später umgebaut oder stammen überhaupt aus mehreren Bauperioden. Für Freiburg läßt sich hier nichts Vergleichbares anführen.

Die West-Einturmanlagen am Oberrhein in der Zeit vor Freiburg

Wenn man versucht, die historischen Voraussetzungen des Freiburger Münstersturmes zu klären, also die Komponenten, die notwendig und möglich waren, um die Freiburger Gestaltung zu erreichen, dann müssen verschiedene Quellen getrennt untersucht werden: einmal die Herkunft des Motives „Westturm“, dann die Ableitung der Stile, für Unterbau und Oberbau getrennt.

Unter dem Begriff Motiv verstehen wir die Anlage eines Bauwerks, wie sie bedingt wird durch liturgische, technische oder traditionsmäßig geläufige Anforderungen sowohl in der ganzen Anlage wie auch der einzelnen Teile. Das Motiv kann eine jahrhundertealte Gegebenheit sein, der Stil dagegen ist zeitgebunden. Das Motiv des Westturmes bedingt nur in sehr beschränktem Maße die stilistische Erscheinung eines Turmes. Die stilistischen Merkmale eines Bauwerks, überhaupt

³¹ H. Janßen leitet die Rosen der Seitenschiffwestwände von der Nordquerschiffrose in Saint-Denis ab, a. a. O. S. 15.

eines Kunstwerks, können aus ganz anderen Kunstlandschaften übernommen sein als die motivischen Merkmale.

Es gibt Epochen und Landschaften, in denen das Einturmmotiv dem Stilempfinden entspricht, den Stilansforderungen entgegenkommt und sie erfüllt. Dann tritt der Einturm häufig und an führenden Bauten auf. In anderen Epochen und in anderen Landschaften werden Doppelturmfassaden, Chortürme oder Osttürme bevorzugt. Wir finden dann den Einturm nur selten und fast nur an provinziellen Bauten. Die Geschichte des abendländischen Westeinturms bis ins 13. Jahrhundert hat H. Söhner untersucht und die Arbeit mit einem ganz gründlichen und ausführlichen Katalog versehen³².

Für den Freiburger Münsterturm sind, entsprechend der verschiedenartigen Erscheinung von Unterbau und Oberbau, die Voraussetzungen für zwei Stilstufen zu untersuchen, das Motiv der Einturmfront dagegen ist durch den Unterbau schon festgelegt. Der Oberbau wird durch den neuen Meister stilistisch verändert weitergebaut, im Motiv war er an den Unterbau gebunden. Er konnte nur die Grundrißform variieren, was er hier durch die Überleitung des quadratischen Grundrisses in ein Oktagon geschehen läßt. Diese Grundrißänderung berührt sich eng mit den neuen stilistischen Anforderungen.

Wie steht nun der Freiburger Münsterturm innerhalb der Tradition? Daß Freiburg ohne starke Anregungen vorheriger Bauten zu seiner Lösung gekommen ist, scheint ausgeschlossen. Die Anlage ist so ausgesprochen sicher und klar, ohne Taster, daß es sich unmöglich um einen Beginn handeln kann.

Für sämtliche größeren Anlagen des früheren 13. Jahrhunderts, in Frankreich wie in Deutschland, war die Doppelturmfassade geläufig. Es ist nun zu fragen, wo die Wurzeln für die Freiburger Gestaltung liegen können. Dabei ist zu betonen, daß das Freiburger Münster keine Kathedrale war, sondern eine städtische Pfarrkirche, also nicht notwendig auf Kathedralanlagen zurückgreifen mußte. Am nächstliegenden ist es, in der oberrheinischen Kunstlandschaft selbst nach älteren Westeinturmanlagen zu suchen. Das Motiv ist in dieser Landschaft etwa seit dem Jahre 1000 bekannt. Aus früherer Zeit ist nichts mehr erhalten geblieben und läßt sich auch nichts mehr erschließen, was jedoch das Vorhandensein älterer Anlagen keineswegs ausschließt.

Sehr häufig tritt der Westturm bei Pfarrkirchen auf, seltener bei Klosterkirchen. Da auch eine andere deutsche Kunstlandschaft, Westfalen, im 12. und 13. Jahrhundert eine große Anzahl von Einturmfronten aufweist, muß das spezifisch Oberrheinische geklärt werden. Am Oberrhein wird der Westeinturm immer als Eingangsturm ausgebildet. Eine Ausnahme geben die sehr seltenen Anlagen mit Westchor, wo der Turm dann als Chorturm anzusprechen ist³³.

Ein Block über quadratischem oder rechteckigem Grundriß wird vor die Westwand des Mittelschiffes gestellt, im Erdgeschoß eine tonnen- oder gratgewölbte Vorhalle enthaltend. Darüber liegt meist eine Kapelle, die Michaelskapelle. Die Erdgeschoßhalle wird zugänglich gemacht durch ein an der Westseite liegendes, weit geöffnetes Portal; ein zweites Portal führt von der Turmvorhalle in das Kircheninnere, in das Mittelschiff.

³² H. Söhner: Geschichte des Westeinturms im Abendland. Von seinen Anfängen bis zum Ende der romanischen Periode. 1. Teil: Abriß der Westeinturmkunde. 2. Teil: Verzeichnis der Denkmäler, nach Landschaften geordnet. Münchner Dissertation 1944.

³³ Reichenau-Mittelzell; Straßburg, Jung-St.-Peter.

In Westfalen³⁴ ist die Stellung des Turmes dieselbe, dem Mittelschiff im Westen vorangestellt, aber die Türme sind nicht in einem so starken Maße als Eingangstürme angelegt. Die Eingänge zu den Kirchen liegen meistens an den Seitenschiffen, also an der Süd- und Nordseite (zum Beispiel am Dom zu Paderborn, Legden, Schöppingen, Stiftskirche in Meschede, Marienkirche in Herford), in selteneren Fällen führt auch durch den Turm ein Eingang zur Kirche. Aber auch dann sitzen die Hauptportale an den Seitenschiffmauern der Kirche, der Turmeingang ist nicht betont (Dreden, Stiftskirche in Geseke, Marienkirche in Lippstadt). Die Vorhalle spielt in Westfalen keine Rolle, das Turminnere ist oft ganz abgeschlossen und hat keine Beziehung zum Kircheninnern. Der Turm dient nur zur Aufbewahrung von Glocken.

Am Oberrhein liegt die Betonung auf dem Eingang, auf der Vorhalle. Die Vorhalle ist etwas spezifisch Oberrheinisches. Sie erscheint schon voll ausgebildet, dreischiffig, an dem unter Bischof Werinher 1015 begonnenen Straßburger Münster, zwischen den beiden Westtürmen liegend, ähnlich am Heinrichsbau des Basler Münsters. In ottonisch-salischer Zeit folgen noch Säckingen, Stein am Rhein und das Münster zu Konstanz. Im 12. Jahrhundert finden wir im Elsaß eine große Anzahl von Vorhallen zwischen zwei Westtürmen: Mursmünster, St. Fides in Schlettstadt, Lautenbach, Andlau, St. Leodegar in Gebweiler und die Vorkirche der Klosterkirche in Marbach. Die Vorhallen sind ausgezeichnet durch reiche Verwendung von Ornamentenschmuck und durch besondere Sorgfalt der Gewölbetechnik.

Straßburg und Basel entstanden im frühen 11. Jahrhundert, in der Zeit also, in der in Deutschland noch Westchor und Westwerk selbstverständliche Baugewohnheiten waren. Aber in der oberrheinischen Kunstlandschaft vollzieht sich nun im frühen 11. Jahrhundert eine entscheidende Wendung: der Eingang zur Kirche erhält eine neue Bedeutung, ja man kann sogar sagen, er erhält jetzt erst Bedeutung. Die Portale liegen nicht mehr nur an den Seiten eines Sakralbaues oder zu Seiten eines West- bzw. Ostchors, der wichtigste Eingang liegt jetzt auf der Westseite in der Mitte, in seiner Wirkung noch verstärkt durch die Vorhalle. Die Mittelachse eines Bauwerks wird betont durch Öffnung und Vorhalle. Die Vorhallen bei Doppelturmfassaden werden mehrschiffig und mehrjochig ausgebildet, die Vorhallen bei Kirchen mit einem Westturm sind einfache überwölbte Rechtecke.

Die Zahl der erhaltenen Westeintürme aus romanischer Zeit im Oberrheingebiet ist groß. Den weitaus stärksten Anteil hat das Elsaß. Rechtsrheinisch ist wenig erhalten, sehr viel war auch früher wahrscheinlich nicht vorhanden. Die Landschaft rechts des Rheines, das heutige Baden, ist im späteren 11. und im 12. Jahrhundert an der stilistischen Ausbildung der Architektur nicht führend beteiligt, es wurde wenig gebaut. Wirklich stilbildend war nur das Elsaß. Hier entstanden in romanischer Zeit sehr viele Bauwerke, von denen einige von weittragender, über die Landschaft hinauswirkender Bedeutung waren. Die Datierungen der elässischen Architektur sind in der Literatur sehr schwankend, gerade bei den kleineren Bauten, auf die wir aber hier in der Hauptsache angewiesen sind. Die Haltung der oberrheinischen Architektur im Hochmittelalter war konservativ. So ist es schwierig, zu annähernd genauen Datierungen zu kommen. Auch die Bauornamente, die dazu noch im 11. Jahrhundert sehr sparsam verwendet wurden, halten sich lange in gleicher Ausformung. Auch sie geben somit keinen genauen Anhaltspunkt über die Entstehungszeiten.

³⁴ Zu den westfälischen Baudenkmalern: Die Bau- und Kunstdenkmäler Westfalens, Münster seit 1900.

Zunächst werden nun die Beispiele romanischer Einturmfassaden im Oberrhein-gebiet besprochen, dann ihre Gemeinsamkeiten festgestellt, ihre Stellung zu Freiburg und ihre Wirkung auf Freiburg hin untersucht.

Im Breisgau hat sich aus ottonischer Zeit nur noch der Westturm der Klosterkirche von Sulzburg erhalten. Die Kirche mit dem Turm, der dem Mittelschiff vorgelagert ist, stammt aus dem späten 10. Jahrhundert. Spätere Umbauten haben die Anlage so verändert, daß nur noch die Gesamtdisposition erkennbar ist. Wie die Wölbung der Turmvorhalle ausgesehen hat, läßt sich nicht mehr sagen. Sicher lag über der Vorhalle eine Kapelle.

Die elsässischen Türme hat Kaußsch in seinem Buch über den romanischen Kirchenbau chronologisch geordnet, soweit dies möglich war³⁵. Für das 11. Jahrhundert ist es außerordentlich schwierig, etwas einfacher wird es im 12. Jahrhundert, vor allem in der zweiten Hälfte. Bei ganz wenigen Beispielen läßt es sich nicht mehr eindeutig sagen, ob es ein Westeingangsturm oder ein Westchorturm war, so z. B. bei dem in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts entstandenen Turm der Pfarrkirche zu Merzheim. Für die Frühdatierung spricht die flache Blendbogengliederung am Außenbau. Die Zugänge liegen in der Nord- und Südmauer des Turmes, die Westseite war immer geschlossen. Die Ostwand wird von einer rundbogigen Tür zum Langhaus hin durchbrochen. Kaußsch läßt die Frage offen, ob es sich um einen Eingangsturm oder Chorturm handelt. Es ist aber mit großer Wahrscheinlichkeit ein Eingangsturm anzunehmen. Westchöre sind im Elsaß nur an einem gesicherten Beispiel bekannt: an der Jung-Sankt-Peter-Kirche in Straßburg. Es ist nicht einzusehen, wie gerade Merzheim, eine provinzielle Pfarrkirche, zu einer Lösung kommen sollte, die außerhalb der landschaftlichen Möglichkeiten steht. Das unterste Turmgeschoß ist ganz ungegliedert. Die Eingangshalle wird von einer Flachdecke abgeschlossen. Die zwei folgenden Geschosse zeigen außen eine flache Gliederung durch Rundbogenfriese zwischen Eisenen. Über einem Gesims folgt das oberste, vierte Geschöß, an dem auf jeder Seite drei gekuppelte Klangarkaden sitzen.

Nach der Jahrhundertmitte entstand der Westturm des Dompeters bei Aolsheim. Dem ursprünglichen Zustand gehören nur die unteren quadratischen Geschosse an, das Achteck wurde nach 1762 neu errichtet. Der schwere, klobige Turm steht vor der Westwand des Mittelschiffs über quadratischem Grundriß. Von Außenmauer zu Außenmauer gemessen hat er die Breite des Mittelschiffs. Beim Umbau im 18. Jahrhundert wurde der ganze Turmkörper einer durchgreifenden Restaurierung unterzogen. Von seinem ursprünglichen Aussehen gibt eine Zeichnung Silbermanns eine Vorstellung³⁶. Der Turm hatte drei durch starke Gesimse getrennte Geschosse. Der Außenbau des Erdgeschosses ist heute noch in seiner alten Gestalt erhalten. Ein breites, glattes Rundbogenportal führt in die Vorhalle, die einst tonnengewölbt war. Von ihr führt ein unterteiltes Portal mit horizontalem Sturz in das Langhaus, die Leibung nach hinten ausgeweitet. Die beiden folgenden Geschosse waren durch Eisenen

³⁵ Zur elsässischen Architektur als wichtigstes Buch: R. Kaußsch: Der romanische Kirchenbau im Elsaß. Freiburg 1944. Dort sind alle hier aufgeführten Türme abgebildet. F. X. Kraus: Kunst und Altertum in Elsaß-Lothringen, Band 1—4. Straßburg 1876—1892. Georg Dehio: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Band 4b, Elsaß und Lothringen, 4. unveränderte Auflage. Berlin 1942.

Zur Architektur in Baden: Die Kunstdenkmäler Badens, Band 6, Kreis Freiburg-Land. Tübingen und Leipzig 1904; Band 11, Stadt Baden-Baden. Karlsruhe 1942; G. Dehio: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Band 4, Südwestdeutschland. Berlin 1911.

³⁶ Die Zeichnung ist abgebildet bei S. Hausmann-E. Polaczek: Denkmäler der Baukunst im Elsaß. Straßburg 1906, Textband S. 5.

und Rundbogenfriese auf Konsöfchen gegliedert. Möglicherweise war ein viertes Geschöß vorhanden, die Silbermann-Zeichnung zeigt an der Südostecke Maueransätze, die nur als Ansaß eines weiteren Geschößes gedeutet werden können.

Sehr schlecht erhalten ist auch der Turm der Pfarrkirche zu Hattstadt, nach der Mitte des 11. Jahrhunderts entstanden. Die Westwand wurde später erneuert, innen verstärkt, der Oberbau ist barock. Die querrrechteckigen alten Geschöße nehmen nicht ganz die Breite des Mittelschiffes ein. Die Situation ist ähnlich dem Dompeter. Der Turm liegt vor der Westwand des Mittelschiffes, im Erdgeschöß eine tonnengewölbte Vorhalle enthaltend. Ein kämpferloses Rundbogenportal führt von Westen in die Eingangshalle, deren Süd- und Nordwand von je zwei Rundbogenarkaden auf Wandpfeilern gegliedert wird. Das abschließende Gesims über den Arkaden dient als Auflager für die Tonne. Der Rundbogen des Langhausportals ruht auf einfach profilierten Kämpfern. Über der Vorhalle liegt eine flachgedeckte Kapelle, ursprünglich durch einen breiten Bogen zum Langhaus hin geöffnet. Die Seitenwände sind ähnlich gegliedert wie in der Vorhalle. Die Außengliederung des Turmes läßt nicht mehr viel Altes erkennen. Die äußere Geschößeinteilung nimmt keine Rücksicht auf den Innenausbau. Den heute noch erhaltenen zwei Innengeschößen entsprechen drei Geschöße am Außenbau. Die einzelnen Geschöße werden durch Gesimse getrennt. Am dritten Geschöß sind noch Reste einer flachen Pilaster-Blendengliederung erhalten.

Der mächtige, querrrechteckige Turm von Regisheim schließt an eine barocke Kirche an. Die Westseite ist heute völlig vermauert und neu verputzt. Die alte Gliederung ist nur noch an den Ecken erhalten. Auch die Nordseite ist ziemlich mitgenommen. Wie die Stellung des Turmes zur romanischen Kirche war, läßt sich nicht mehr bestimmen, ebensowenig die Innengliederung. Das Äußere baut sich auf in vier Geschößen, abgeschlossen von einem Satteldach. Die einzelnen Geschöße werden durch Gesimse getrennt. Flache Lisenen mit dazwischengespannten Rundbogenfriese gliederten die ersten drei Geschöße, das Obergeschöß enthält Klangarkaden. Am ersten Turmgeschöß treten Halbsäulen auf, die je zwei flache Blendbogen zwischen sich einschließen. Die Verbindung von Halbsäulen und Blendbogenfriese lassen auf eine Entstehung nach der Mitte des 11. Jahrhunderts schließen.

Sehr gut in seinem alten Zustand ist der Turm der Pfarrkirche in Altenstadt erhalten. Er gehört zu den schönsten Beispielen elsässischer Eintürme. Entstehungszeit ist wohl das letzte Viertel des 11. Jahrhunderts. Der Turm steht wieder vor der Westwand des Langhauses, im Grundriß längsrechteckig. Die Mittelschiffbreite wird nicht ganz eingenommen. Die vier von einem vierseitigen Pyramidenhelm bekrönten Geschöße des Turmes sind ungleichmäßig hoch. Der Außenbau ist sehr fein gegliedert. Das Erdgeschöß und das darauf folgende niedrigere Geschöß haben gleiche Gliederung: Lisenen an den Ecken und in der Mitte der Wand, dazwischen je drei Blendbogen auf einfachen Konsolen. Am dritten Geschöß sind nur die Lisenen erhalten, das hohe darüber folgende Geschöß (ein späterer Umbau) hat die Bogen abgeschnitten. Eigenartig ist die Anlage der Vorhalle. Sie hat eine Tonnenwölbung, auf profiliertem Gesims aufruhend, die sich in voller Breite nach Westen öffnet. Die Vorhalle macht einen niedrigen und gedrückten Eindruck, sie wirkt wie eine Höhle, trotz der großen Westöffnung. Das den ganzen Turmkörper umlaufende Sockelprofil wird in die Vorhalle hinein weitergeführt bis zum Anstoßen an die Ostwand. Über dem rechteckigen Langhausportal wird durch einen Entlastungsbogen mit flach zurückgesetztem Bogensfeld ein Tympanon gebildet, das von der Tonnenwölbung der Vorhalle überschritten wird: der Turm muß also nach der Kirche entstanden sein. Die dem Turm seitlich angelegten Strebepfeiler sind spätere Zutaten.

Noch in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts wurde die ehemalige Klosterkirche in Ottmarsheim errichtet. Im Westen des oktogonalen Zentralbaues steht der querechteckige Turm, dem Chor im Osten des Oktogons entsprechend. Der verputzte Außenbau zeigt keine Gliederung. Der Turm wurde in gotischer Zeit erhöht, wie die Spitzbogenfenster und auch die ganze Stellung des Turmes zum Baukörper der Kirche beweisen. Ein verhältnismäßig kleines Portal führt in die quadratische Vorhalle. Durch die quadratisch angelegte Vorhalle im rechteckigen Turm werden die Mauern verschieden stark. Über der Vorhalle liegt eine Kapelle, deren Zugänge, geradläufige Treppen, in den seitlichen, stärkeren Turmmauern untergebracht sind. Die Kapelle wird durch eine große, breite Rundbogenöffnung mit der Empore des Zentralbaues verbunden. Ob und wie die Kapelle gewölbt war, läßt sich nicht mehr entscheiden. Die Erdgeschoßhalle ist gratgewölbt. Als Fenster dienen nur schmale Schlitze.

Die bisher genannten Türme waren Anlagen des 11. Jahrhunderts. Bevor zu den Bauten des 12. Jahrhunderts übergegangen wird, sind noch zwei nicht mehr erhaltene Beispiele anzuführen: im Elsaß die Pfarrkirche zu Muzig, rechtsrheinisch der erste Bau der Klosterkirche zu St. Blasien.

Die Pfarrkirche in Muzig wurde Ende des 19. Jahrhunderts abgebrochen. Sie ist uns nur bekannt aus den Beschreibungen und Zeichnungen von F. X. Kraus und von einer Photographie, die kurz vor dem Abbruch aufgenommen wurde. Der querechteckige Westturm, im späten 11. Jahrhundert entstanden, enthielt im Erdgeschoß eine Vorhalle. An der Westseite saß ein großes Rundbogenportal. Die Wölbart der Vorhalle ist nicht bekannt, wahrscheinlich war es eine Tonne wie bei den meisten elsässischen Vorhallen. Das Langhaus selbst entstand später als der Turm.

Der Außenbau des Turmes zeigt sieben Geschosse, abgeschlossen von einem achtseitigen Helm, Geschosstrennung wieder durch Gesimse. Die drei obersten Geschosse sind wahrscheinlich spätere Zutaten oder Umbauten. Die Gliederung des Geschosses über der Vorhalle ist ähnlich wie in Altenstadt, das nächstfolgende hat an allen Seiten je zwei schmale hohe Rundbogenfenster. Ebenso das darüberliegende Geschos, bei dem die Fenster jedoch breiter waren, vielleicht mit eingestellten, später vermauerten Doppelarkaden.

Der erste Bau der Klosterkirche in St. Blasien wurde 1036 geweiht³⁷. Die Quellen sprechen von einer Michaelskapelle über dem Tor der Kirche, als Weihedatum wird das Jahr 1068 genannt. So ist anzunehmen, daß der Turm etwas später als die Kirche entstand. Die Michaelskapelle wurde 1548 wegen Baufähigkeit abgebrochen. Über das Aussehen des Turmes ließ sich wenig mehr ermitteln. Die erhaltenen alten Ansichten von St. Blasien entstanden alle nach seinem Abbruch. Der Grundriß des Turmes war quadratisch, das Erdgeschoß enthielt eine Vorhalle, darüber lag die Michaelskapelle. Der Turm, der vor der Westwand des Langhauses stand, nahm die Breite des Mittelschiffes ein.

Bei den Türmen des 12. Jahrhunderts kommt es zu keinen großen Neuerungen oder Varianten gegenüber der Turmidée des 11. Jahrhunderts. Der Anlagentypus bleibt derselbe.

Der Westturm der Pfarrkirche in Mundolsheim ist so stark erneuert und so dick verputzt, daß über sein ursprüngliches Aussehen nichts mehr festzustellen ist. Wieder vor der Westwand des Mittelschiffes stehend, enthält der Turm eine Vorhalle, zu der ein Rundbogenportal führt. Das rechteckige Langhausportal wird gerahmt von in

³⁷ L. Schmieder: Das Benediktinerkloster St. Blasien im Schwarzwald. Augsburg 1927.

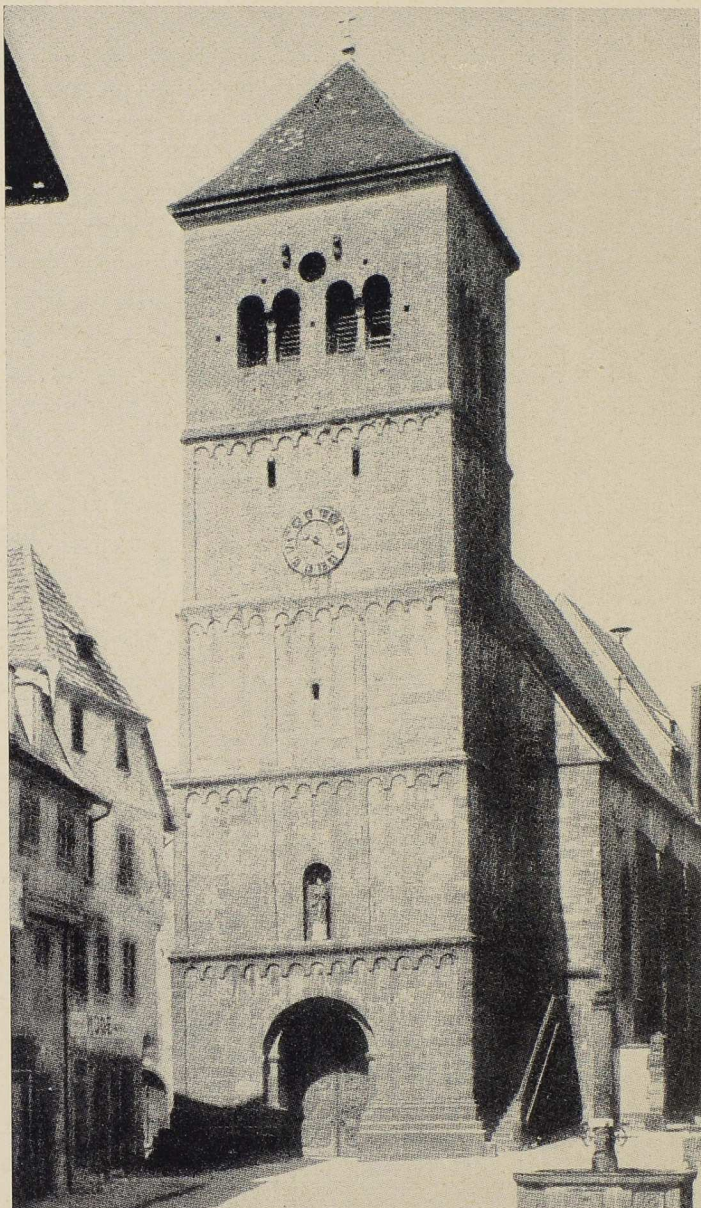


Abb. 7 Zabern, Turm der Pfarrkirche

Das Langhaus der Pfarrkirche in Dorlisheim wurde gegen Mitte des 12. Jahrhunderts errichtet. Der Westturm ist dem Langhaus in voller Mittelschiffbreite vorgestellt. Sein Grundriß ist quadratisch. Von Westen führt ein Bogenportal mit abgestufter Leibung in die tonnengewölbte Vorhalle. Das rundbogige Portal zum Langhaus zeigt reichen Ornamentschmuck.

Das schönste und in seinem ursprünglichen Zustand am besten erhaltene Beispiel der elsässischen Westtürme gibt die Pfarrkirche in Zabern (Abb. 7). Der in seinem Grundriß quadratische Turm steht vor einem spätgotischen Langhaus. Er baut sich auf in fünf Geschossen, von denen die drei unteren etwa der Mitte des 12. Jahrhunderts angehören, die beiden oberen entstanden später, wohl gegen oder um 1200. Um das Turmerdgeschoß, in dem die Vorhalle liegt, führt ein hoher abgestufter Sockel, darauf sitzen an den Ecken Eisenen, verbunden durch einen Blendbogenfries. Die beiden unteren Geschosse sind sich gleich: Kantenlisenen, je zwei Innenlisenen,

die Mauer eingetieften Säulen unter giebelförmigem Sturz. Die flachen Ornamente weisen in das zweite Viertel des 12. Jahrhunderts, in die Zeit, in der am Oberrhein starke Stileinströmungen aus der Lombardei nachweisbar sind. Der Turm ist sehr niedrig, so daß das breit Gelagerte und Wuchtige stark betont wird.

Der schlankere Turm der Pfarrkirche zu Wals entstand wohl kurz vor der Jahrhundertmitte. Auch hier ist vieles erneuert. Zum ursprünglichen Bestand gehören nur die drei unteren Geschosse, der achteckige Oberbau entstand viel später. Merkwürdig ist das Verhältnis der drei durch Gesimse getrennten Geschosse untereinander: das Erdgeschoß ist sehr niedrig, ein hohes Geschoß folgt, während das nun darüberliegende wieder niedrig gebildet wurde. Die alte Gliederung ist nicht mehr erhalten. Im Erdgeschoß des quadratischen Turmes liegt die querechteckige Vorhalle. Das Kreuzgratgewölbe ruht auf Schildbogen. Die Vorhalle öffnet sich nach Westen und ins Langhaus mit Rundbogenportalen. Die Fenster sind nur als schmale Rechteckschlitze ausgebildet.

verbunden durch Blendbogenfriese. Das folgende dritte Obergeschoß läßt die Innenlisenen wegfällen. Im letzten Geschoß fehlen Lisenen und Blendbogen ganz, auf jeder Seite sitzen dafür zwei gedoppelte Klangarkaden mit eingestellten Säulchen. Die einzelnen Turmgeschoße werden durch Gesimse voneinander getrennt. Der Sockel des Turmes wird um das Gewände des rundbogigen Westportals herumgeführt ins Innere der Vorhalle, wo er eine Sockelbank bildet. In den Ecken sitzen darauf kantige Vorlagen, die die Rippen des Gewölbes unterfangen. Hier in Zabern taucht zum ersten Male unter den bisher besprochenen Beispielen das Kreuzrippengewölbe auf.

Im späteren 12. Jahrhundert entstand der Westturm der Pfarrkirche zu Guggenheim. Er steht vor einer Kirche aus dem frühen 19. Jahrhundert. Ein später vergrößertes Bogenportal führt durch die Westwand in die Vorhalle. Das Vorhallengewölbe ist zerstört, es war ein Kreuzrippengewölbe vorhanden. Auf Eckvorlagen saßen die Schildbogen, die Rippen wurden von Konsolen abgefangen.

Eine Sonderstellung nimmt der Turm der Pfarrkirche von Türkheim ein. Von dem Bau aus dem letzten Viertel des 12. Jahrhunderts ist nur noch das westlichste Joch erhalten, die übrige Anlage ist klassizistisch, um 1830. Hier ist der Westturm eingebettet zwischen die beiden Seitenschiffe, so daß die Westfront eine flache, breite Fassade bildet. Der Turm enthält keine Vorhalle, sein Unterbau wird eingenommen von dem ersten Mittelschiffjoch. Zwei Seitenschiffjocher entfallen auf das Turmjoch (gebundenes System). Der Bau ruht auf einem abgetreppten Sockel. Im Westen betonen strebepfeilerartige Verstärkungen den Turm und die Ecken der Fassade. Das erste Obergeschoß zeigt Kantenlisenen, dazwischen Blendbogenfriese. Ein Schachbrettfries trennt vom nächsten Geschoß. Je zwei durch doppelte Spitzbogenarkaden unterteilte Spitzbogenfenster sitzen an jeder Seite dieses Glockengeschoßes. Das folgende Geschoß ist spätgotisch. Das Westportal unterbricht den Sockel, sein Gewände ist mit Kugeln und Rosetten ausgesetzt.

Für die Klosterkirche in St. Trudpert im Schwarzwald kennen wir keine Daten. 962 nennen die Quellen eine Translation der Gebeine des hl. Trudpert, was wohl im Zusammenhang mit einem Neubau der Kirche steht. Die nächste urkundliche Erwähnung erfolgt erst wieder 1450. Als 1720 ein Neubau das gotische Langhaus ersetzte, wurde auch der quadratische Westturm umgebaut. Er ist dem Langhaus vorangestellt. Die sehr starken Mauern des Erdgeschosses umschließen eine quadratische Vorhalle, in der noch romanische Profile vorhanden sind. Den Turm ins 10. Jahrhundert zu setzen, im Zusammenhang mit dem Translationsdatum, ist kaum möglich, eher kommen das spätere 11. oder das 12. Jahrhundert als Entstehungszeit in Betracht.

Freiburg zeitlich am nächsten steht der Turm der ehemaligen Stiftskirche in Baden-Baden, im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts erbaut. Der ursprünglich auf drei Seiten freistehende Turm ist heute zwischen spätgotischen Seitenschiffen eingebettet. Er ist über quadratischem Grundriß angelegt und hat die Breite des ehemaligen romanischen Mittelschiffes. Vier Geschoße und das fünfte bis zur halben Höhe sind alt, darüber gotische und barocke Aufbauten. Das abgestufte Sockelprofil wurde im 19. Jahrhundert verändert. Am ersten Obergeschoß sitzen Ecklisenen, dazwischen ein einfacher Rundbogenfries. Das zweite Obergeschoß springt etwas zurück, der Rundbogenfries zwischen den Ecklisenen ist profiliert. Darüber läuft ein deutsches Band und ein Gesims, das vom nächsten Geschoß trennt. Das dritte Obergeschoß hat noch Mittellisenen, an die angeschmiegt beiderseits je ein Rundbogenfenster sitzt. Das folgende, ganz ungegliederte Geschoß gehört nur noch bis zur halben Höhe dem romanischen Bau an, darüber setzen die gotischen Teile ein. Der frühere Abschluß des Turmes bestand in einem Zeltdach.

Das Erdgeschoß wird eingenommen von einer quadratischen Vorhalle, die 1751 neu gratgewölbt wurde. In der Westwand, der Südwand und zum Mittelschiff öffnet sich die Vorhalle in Rundbogenportalen, an der Nordseite in einem Spitzbogenportal. Die Vorhalle war also nach allen Seiten geöffnet. Über der Eingangshalle liegt eine Kapelle mit ebenfalls erneuertem Gewölbe, nach Osten führt ein großer Rundbogen zum Langhaus.

Die Anzahl der aufgeführten Bauten ergibt klar, daß der Westturm im Ober- rheingebiet eine sehr beliebte Baugewohnheit war. Wenn man die einzelnen Beispiele miteinander vergleicht, zeichnet sich sofort ein klares Bild von der Gemeinsamkeit ihres Typus heraus. Entsprechend der verschiedenen Entstehungszeiten sind die stilistischen Merkmale verschieden, die Anwendung und das Aussehen der Bauornamentik oder der Gewölbeformen verändert sich oft in den zwei Jahrhunderten, gleichgeblieben ist immer der Anlagetypus.

Eine einzige Ausnahme bildet Türkheim, wo der Turm zwischen die Seitenschiffe eingebettet ist.

Wie sieht nun dieser Typus aus? Der Westturm steht an drei Seiten frei vor der Westwand des Mittelschiffes, im Grundriß sich immer dem Quadrat nähernd. Das Erdgeschoß wird eingenommen von der Vorhalle, die immer gewölbt ist. Die Vorhalle wird in ihrer Bedeutung betont durch die weite Öffnung nach Westen. Diese Öffnung ist kein abschließendes Portal, sie läßt die Halle vollkommen in Erscheinung treten, der Innenraum wird vom Außen kaum mehr abgetrennt. Der extremste Fall ist Baden-Baden, wo die Vorhalle nach allen Seiten hin geöffnet war. In der Vorhallenostwand sitzt das Portal zum Langhaus, hier ein wirklich trennendes Portal. Es schließt ab und läßt keine Möglichkeit zur Vereinheitlichung von Vorhalle und Langhaus. Über der Vorhalle liegt eine Kapelle, ihre Anlage im umgekehrten Sinne der Vorhalle: hier Vereinheitlichung mit dem Mittelschiff durch einen breiten Bogen, nach außen hin jedoch völlig abgeschlossen, die Fenster klein, oft nur Schlitze, so daß das Langhaus die Hauptlichtquelle ist. Wölbung war ursprünglich wohl immer vorhanden.

Am Außenbau setzt der Turm den Hauptakzent der Kirche. Er überragt die Baugruppe weit. Wenn auch die meisten Türme in späterer Zeit erhöht wurden oder oft Langhausneubauten erfolgten, zeigen doch einige Beispiele (Altenstadt), wie sehr der Turm dominierte. Dem Turm wird besondere Bedeutung zugemessen, er ist das Wahrzeichen der Kirche, die weithin sichtbare Verkörperung des ganzen Bauwerks. Aber immer steht der Turm in engem Zusammenhang mit dem Langhaus.

Wie verhält sich nun der Freiburger Münsterturm zu dieser landschaftlichen Tradition? Der Freiburger Turm steht vor der Westwand des Mittelschiffes, an drei Seiten frei, im Grundriß beinahe quadratisch. Die Vorhalle hat die Breite des Mittelschiffes, sie ist nach Westen fast in ihrer ganzen Breite geöffnet. Das Portal zum Langhaus hin wurde schmaler gebildet. Über der Vorhalle liegt die Michaelskapelle, zum Langhaus in einem breiten Spitzbogen geöffnet, in der Westwand und in den Seitenwänden nicht sehr große Maßwerkfenster. Die Hauptlichtquelle für diese Kapelle ist das Mittelschiff. Über der Michaelskapelle liegt das Glockengeschoß. Das Sockelprofil ist um den ganzen Turm umlaufend gebildet und führt in der Vorhalle als Sockelbank weiter. Die äußere Geschoßteilung durch die umlaufenden Gesimse geht nicht mit der inneren Geschoßteilung zusammen. Der Turm dominiert in der ganzen Baugruppe, er überragt die Osttürme weit. Das ganze Bauwerk gipfelt im Turm.

Alle diese Eigenschaften sind in der oberrheinischen Architektur des 11. und 12. Jahrhunderts schon vorgebildet. Vorhalle und darüberliegende Kapelle wie auch die Grundrißanlage und die Stellung zum gesamten Bauwerk sind typisch für diese Landschaft, ebenso das Divergieren von Außengliederung und Geschoßeinteilung im Innern. Den umlaufenden profilierten Sockel, der sich in der Vorhalle als Sockelbank fortsetzt, finden wir schon in Altenstadt und Zabern.

Durch diese Gemeinsamkeiten von Freiburg und den besprochenen Baudenkmalern wird deutlich, daß der Freiburger Münsterturm motivisch ganz in der landschaftlichen Tradition steht, für seine Anlage als Einturmfront keine Einflüsse aus anderen Kunstlandschaften notwendig waren. So sehr er auch in der Tradition steht und man ihn vielleicht als Endpunkt dieser Entwicklung ansehen kann, so sehr ist er gleichzeitig Anfang und Ausgangspunkt einer Entwicklung des Einturmgedankens, der weit über die eigene Kunstlandschaft hinaus fruchtbar wird und die späteren Turmanlagen der deutschen Gotik mitbestimmt. Bisher wurde der Einturm fast nur an kleineren Kirchen angewandt, an Bauten, die nicht fähig waren, aus sich heraus befruchtend und anregend für eine starke Entwicklung zu sein. Erst mit Freiburg wird der Einturmgedanke so bedeutsam, daß von hier aus die folgenden Jahrhunderte der Gotik mitbestimmt werden, sowohl vom Motiv der Einturmfront wie von seiner stilistischen Ausbildung her. Der Einturm wird zur geläufigen Form der Fassadengestaltung, die Lösung des Freiburger Münsters bedeutet das Turmideal der deutschen Gotik.

Zur Stilgeschichte des Turmunterbaues in Freiburg

Nachdem für das Motiv Westeinturm die Oberrheinlandschaft als bestimmend gezeigt wurde, soll nun untersucht werden, ob stilistisch dieselben Voraussetzungen maßgebend waren oder ob hier noch andere Stileinströmungen notwendig waren, um die innerhalb der abendländischen Architektur des 13. Jahrhunderts so stark ausgeprägte Haltung des Freiburger Turmunterbaus zu ermöglichen (Abb. 8).

Ein Baumeister zur Zeit der Entstehung des Freiburger Langhauses und des Turmunterbaus hatte mit Ausnahme von Straßburg in der engeren Nachbarschaft keine Möglichkeit, fortschrittliche, im echten Sinne gotische Bauwerke zu studieren. Die Sicherheit und Großartigkeit der Anlage in Freiburg läßt eine Schulung des Meisters in dem damals führenden Frankreich oder Burgund vermuten.

Die dem Oberrhein am nächsten liegende bedeutende Kunstlandschaft ist Burgund, und burgundische Architektur spielt schon im 12. Jahrhundert eine bedeutende Rolle für den Südwesten Deutschlands. Für die Zistercienserarchitektur und für Straßburg sind die Beziehungen zu Burgund in der kunstgeschichtlichen Forschung oft aufgezeigt worden. Auch in Freiburg können wir Verbindungen dorthin finden. Doch ist das, was in Freiburg geschieht, keine reine Übernahme einer Stilausprägung aus Frankreich, es wird etwas vollkommen Neues daraus gemacht. Diese Art der Fassadenlösung hat in Frankreich nichts Vergleichbares. Ein einzelner Turm tritt an Stelle der Fassade, er wächst vom Sockel an bis in die Spitze ungebrochen durch, die Vertikale dominiert: das ist rein deutsche und nur in Deutschland mögliche Architektur.

In der stilistischen Beschreibung wurde von der eigenartigen „Blockhaftigkeit“ des Unterbaues gesprochen: Ein geschlossener Baukörper streckt sich vom Sockel an bis zum Uhrengeschoß. Der Turmkörper ist durchgehend gebildet, mit sparsamen Mitteln gegliedert. Die großen Wandflächen, die wir als eines der wichtigsten stilistischen Merkmale des Turmes angesehen haben, werden durch die umlaufenden Horizontal-

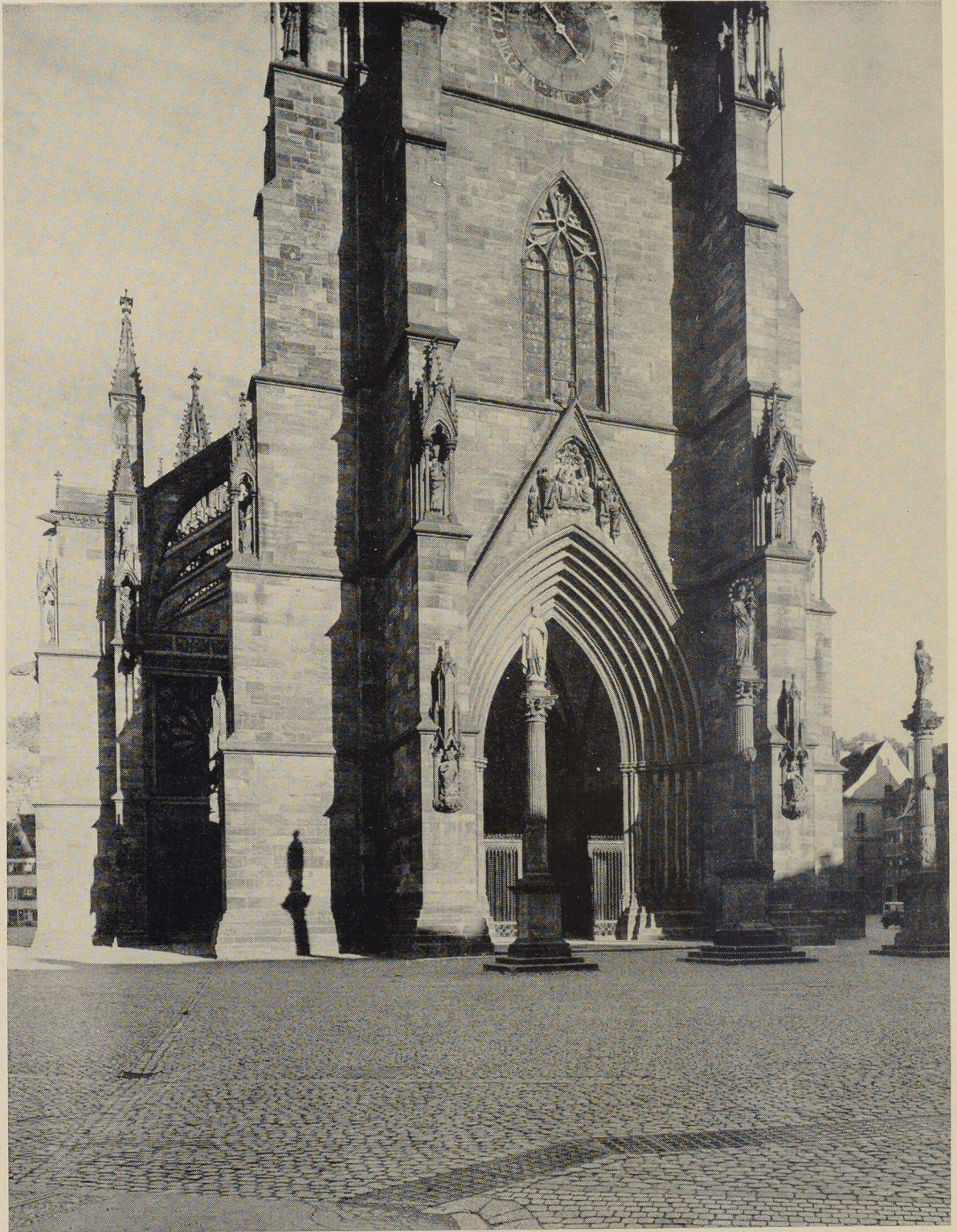


Abb. 8 Freiburg, Münster. Die unteren Geschosse des Westturmes

gesimse nur gegliedert, die Gesimse erwirken keine Abtrennung der Flächen. An den Turmkörper angeschoben, rhytmisieren die Strebe Pfeiler den „Block“, sie schaffen durch ihre Rücksprünge eine Aufwärtsbewegung, die sich auf den ganzen Turm überträgt. Ihre Selbständigkeit gegenüber dem Turmkörper wird geklärt durch die zwischen den Strebe Pfeilern seitlich wieder hervortretenden Turmecken.

Die Gliederung erreicht auch ein Gespanntsein der Wand. Dieses Gespanntsein ist etwas ganz Neues, was hier am Oberrhein zum ersten Male mit Freiburg auftritt. Hier liegt der große Unterschied zu aller vorausgehenden Architektur in dieser Landschaft.

Ein Vergleich mit dem Westturm der Pfarrkirche in Zabern soll dies verdeutlichen. Zabern wurde als Vergleichsbeispiel gewählt, einmal weil Zabern eines der schönsten Turmbeispiele romanischer Zeit in Südwestdeutschland abgibt, zum anderen, weil sich hier die Stiltendenzen des 12. und im obersten Geschoß des frühen 13. Jahrhunderts ganz klar ablesen lassen. Bezeichnend für die oberrheinische Architektur des 12. und frühen 13. Jahrhunderts ist das Denken aus dem Block heraus. Ein schweres, wuchtiges Gebilde steht in Zabern da. Die fünf Geschosse wirken wie fünf aufeinandergesetzte dicke Blöcke. Starke Gesimse trennen jedes Geschoß vom anderen. Die Gliederung durch Eisenen und Rundbogenfriese bleibt auf jedes Geschoß einzeln beschränkt und verstärkt so noch einmal die durch die Gesimse erreichte Trennung. Jedes Geschoß ist gegenüber dem darunterliegenden auf allen vier Seiten etwas zurückversetzt, so daß der Eindruck von aufeinandergesetzten einzelnen Kuben entsteht (es sind keine vollständigen Würfel, die Seiten sind etwas unterquadratisch). Nirgends gibt es eine Verbindung zum nächstfolgenden Geschoß. Die Dicke und Schwere der Mauer wird überall spürbar gemacht, als Fenster sind nur schmale Schlitze in die Mauer eingebrochen. Das rechtwinklig abgestufte Portalgewände läßt die Dicke der Mauer erkennen und betont sie. Bezeichnend für diese Architektur ist das Ruhen, beinahe Lasten der vier dicken, mauerhaft geschlossenen Blöcke aufeinander.

Einen Schritt weiter geht das fünfte Geschoß. Im Vergleich zu den unteren Teilen ist hier schon viel von der Mauer schwere weggenommen. Die gekuppelten Klangarkaden lösen die einzelnen Seiten des Geschosses auf. Sie sind wie aus der Wand herausgeschnitten, die Leibung wird nicht abgestuft. So ist dem Auge keine Möglichkeit gegeben, etwas von der Stärke der Mauer zu messen. Dieses Geschoß entstand erst kurz nach 1200. Es gibt schon eine leise Ahnung von dem, was für den Turmunterbau in Freiburg später so bezeichnend wird.

Dieselbe mauerhafte Geschlossenheit finden wir an allen oberrheinischen Türmen des 12. und früheren 13. Jahrhunderts³⁸.

Freiburg zeigt nun eine ganz andere Auffassung des Turmkörpers. Es werden nicht mehr mehrere Geschosse aufeinandergesetzt, der ganze Turm ist einheitlich durchgehend gebildet. Dadurch wird ihm das Lagernde, Ruhende genommen, was doch gerade für die oberrheinische Architektur bisher bezeichnend war. Durch die Abschrägung der Strebe Pfeilerrücksprünge wird eine aufsteigende Bewegung erreicht. Die einzelnen Turmgeschosse springen nicht mehr zurück, das übernehmen jetzt die Strebe Pfeiler. Als kraftvolle Vertikalbahnen begleiten sie den Turmkörper und nehmen ihm die lastende Schwere.

Zwischen die Strebe Pfeiler spannt sich die Wand, gleichsam wie eine Haut. Es ist in Freiburg unmöglich, von Mauer zu sprechen. Nirgends wird ihre Stärke auch nur

³⁸ Als Beispiele: Muzig, St. Thomas in Straßburg, die Stiftskirche in Baden-Baden.

angedeutet. Das Fenster der Michaelskapelle wirkt wie aus der dünnen Haut herausgeschnitten, die wenig profilierte Leibung gibt keine Tiefe an. Am klarsten wird die Negierung der Mauerstärke am Portal. Der Portalwimperg ist von der Turmwand losgelöst und steht frei vor ihr. Er gibt die vorderste Schicht der Portalleibung an, die Leibung verengt sich nach hinten zu. Diese Verengung wird erreicht durch mehrere hintereinander gelegte Schichten. Das Portal scheint vom Turm ablösbar, es steht ganz für sich, der Turm entwickelt sich hinter ihm hoch. Nur durch die Kapitellzone, die in gleicher Höhe wie das unterste umlaufende Gesims liegt, wird es mit dem Turm verbunden.

Vergleichen wir nun mit Zabern, dann sehen wir, daß hier in Freiburg etwas völlig Neues auftritt: der „Block“ und die Fläche ist in Freiburg in einem ganz anderen Sinne aufgefaßt. Das Aufwachsen des Turmes, das Gespannte der Wandfläche, die negierte Mauerstärke, diese Momente treten in Freiburg vollkommen neu auf, sie haben nichts mehr mit der Architektur des 12. und frühen 13. Jahrhunderts gemein. Das einzige, was noch mit früheren Bauten vergleichbar ist, ist die Saugwirkung des Portals.

Der Begriff „Blockhaftigkeit“, mit dem die Erscheinung des Freiburger Turmes hier umschrieben wurde, ist nur mit allergrößter Vorsicht anzuwenden. Für die frühere Architektur ist er berechtigt: ein Block ist ein in sich ruhendes, schweres Gebilde, das keine Möglichkeit hat, aus sich heraus auch nur die geringste Bewegung zu erzeugen, wesentlich ist seine körperhafte Substanz. Das trifft aber für Freiburg gerade nicht zu. Das Aufstreben, auch wenn es nur durch die Strebepfeiler erreicht wird, und die hauthaft dünne Wandfläche widersprechen dem eigentlichen Block. Während in Zabern die einzelnen Geschosse, unverrückbar fest, als geschlossene Kuben aufeinander lasten, in ihrer Schwere eins das andere drückend, ist in Freiburg ein Grenzfall des „Blockes“ erreicht: wir haben ein viereckiges, von dünnen Flächen umschlossenes Gebilde, dem jede Art von Schwere und Lasten genommen ist, das aber noch nicht die Möglichkeit hat, aus sich heraus eine Aufwärtsbewegung zu erreichen. Es wird in der Literatur immer das Sockelhafte des Unterbaues in Freiburg geltend gemacht. Natürlich hat der Meister des Oktogons den Unterbau als Sockel für seinen reichen, aufgelösten Oberbau benutzt. Durch den Gegensatz des als Gliederbau aufgefaßten Oktogons gegenüber dem geschlossenen Unterbau kommt man leicht in Versuchung, den Unterbau als Sockelblock zu interpretieren. Das ist aber eine Verkennung der wirklichen Erscheinung der unteren Turmgeschosse, die nur möglich ist, wenn man den ganzen Turm vom Oberbau her beurteilt. Nur im Hinblick auf das Oktagon, auf den ganz neuen Turmgedanken des zweiten Meisters, darf der Unterbau als Sockel angesprochen werden.

Niemand würde bei der Fassade der Elisabethkirche in Marburg auf den Gedanken kommen, die untere Hälfte der Türme als Block und Sockel für die oberen Teile anzusprechen. Die Marburger Türme gehen einheitlich vom Fußboden bis zur Spitze des Helmes durch, und genau so hätte es ja in Freiburg auch ausgesehen, wenn der Turm nach dem ersten Plan fertiggebaut worden wäre. Erst ein Vergleich mit Zabern (überhaupt mit den zeitlich vorausgehenden Türmen) zeigt, wie weit die Auflockerung des Blockes in Freiburg schon gediehen ist. Wir haben aus diesem Grunde den Begriff „Blockhaftigkeit“ für Freiburg in Anführungszeichen gesetzt.

Es ist also festzustellen: in Freiburg wurzelt das Motiv der Einturmfront wohl in der heimischen Tradition, nicht aber die stilistische Erscheinung. Da für die ganze deutsche Architektur, soweit gotisch gebaut wurde, allgemein Frankreich als Vorbild geltend gemacht wird, müßten Vergleichsmöglichkeiten in Frankreich auffindbar sein.

Es war aber auch nichts nur im entferntesten an Freiburg Anklingendes festzustellen. Was von Frankreich übernommen wird, ist nur die stilistische Ausprägung der einzelnen Formen.

Für die Strebepfeiler sind die Anregungen in Burgund zu suchen. Wohl ist der Strebepfeiler in der oberrheinischen Baukunst schon längere Zeit bekannt. Der Chor des Basler Münsters ist mit mächtigen, ausladenden Strebepfeilern besetzt, ebenso der davon abhängige Chor der Pfarrkirche von Pfaffenheim oder Langhaus und Nordquerschiff in Rufach. Wahrscheinlich hatte auch der romanische Chor des Freiburger Münsters von Basel diese Anlage der Strebepfeiler übernommen gehabt. Die Langhausostjoche des Freiburger Münsters sind mit Strebepfeilern besetzt, die ihren Abschluß ursprünglich in übereckgestellten Tabernakeln in Höhe des Seitenschiffabschlusses fanden. Der Meister der Westjoche, der das offene Strebewerk anlegte,

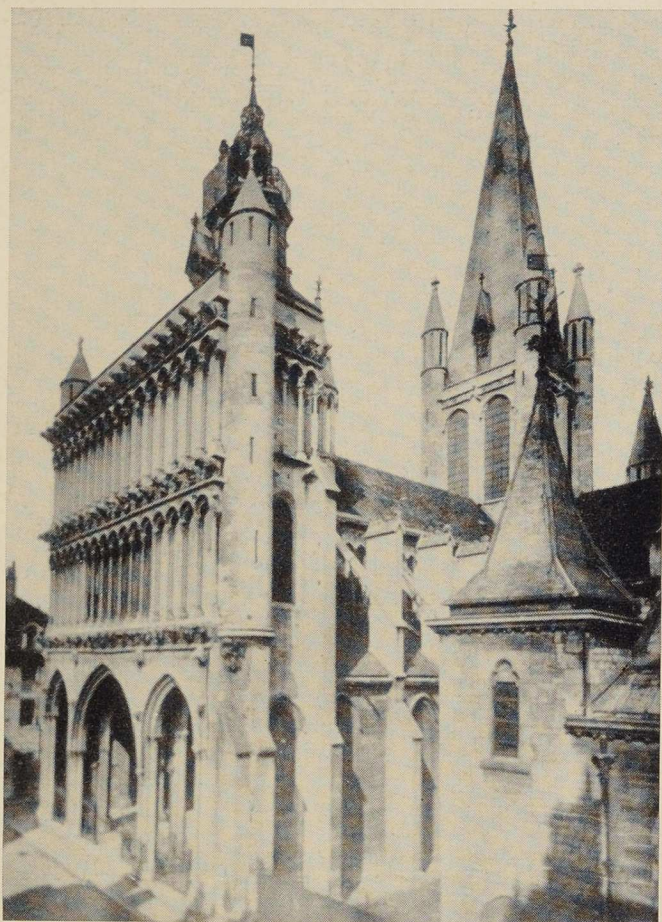


Abb. 9 Dijon, Pfarrkirche Notre-Dame. Westfassade

läßt die Strebepfeiler in Höhe des Seitenschiffabschlusses zurückspringen und führt sie dann höher, endigend in offenen Figurentabernakeln. Dies findet seine Entsprechung in den Figurentabernakeln auf dem zweiten Rücksprung der Turmstreben. Die für Freiburg so bezeichnende Form der stetig sich zurückversetzenden Strebepfeiler am Turm und die Abschrägung der Rücksprünge mit Hilfe der Wasserschlaggesimse hat aber am Oberrhein nichts Vergleichbares. Hier müssen direkte Einflüsse aus Burgund angenommen werden. Eine ganz ähnliche Bildung der Strebepfeiler finden wir am Langhaus der Pfarrkirche Notre-Dame in Dijon³⁹ (Abb. 9). Das starke Ausladen der Strebepfeiler ist allgemein französisch, aber die Strebepfeilerrücksprünge sind in Dijon so sehr abgescrängt, wie wir es in Frankreich sonst nirgends finden. Die Profilierung der Wasserschlaggesimse am Beginn der Strebepfeilerabschrägungen in Freiburg ist eng mit Dijon verwandt. Auch sonst zeigt die Kirche Notre-Dame in Dijon viele Motive, die für den Freiburger Meister als Anregungen gedient haben könnten. Die Ausformung der Bogenöffnungen, die in die Vorhalle von Dijon führen, geben eine Vorstufe zum Freiburger Westportal, ebenso die Gewände der Portale zum Dijoner Langhaus. Nur ist in Freiburg alles viel reicher und gehäufster geworden (z. B. der Wechsel von Rundstab und Birnstab). In Dijon liegt auch je ein dünnerer Dienst im Portalgewände zwischen zwei stärkeren, die Tellerbasen der Dienste ruhen auf rechtwinkligen Sockeln, fast kubische, zwiefach aufeinandergestockte Gebilde,

³⁹ Zu Dijon: Congrès Archéologique de France. Dijon 1928.

ähnlich auch die Sockel der Blendarkadendienste an den zwei oberen Fassadengeschossen. Auch dieses Motiv wurde in Freiburg viel reicher ausgebildet, die Sockelwürfel wurden gehäuft; viele Dienste begleiten die Portalleibung, die dünnen Dienste sind weit zurückgestellt in die Abstufung des Gewändes, zwischen je zwei stärkeren Diensten wurde ein dünnerer eingeschoben. Dabei ist aber auch zu bedenken, daß diese Häufung der Glieder in Freiburg zum Teil auch technisch-konstruktiv bedingt ist durch die größere Mauerstärke des Unterbaues, die von dem hohen Turm darüber verlangt wird.

Beziehungen zu Burgund sind am Oberrhein schon im 12. Jahrhundert festzustellen (Cistercienserarchitektur, Straßburger Münster: Andreaskapelle, Johanneskapelle, Querhaus). Daß Freiburg gerade Anklänge an die Frauenkirche in Dijon zeigt, scheint dadurch erklärbar, daß in Dijon zum ersten Male in Frankreich eine gotische Pfarrkirche erbaut wird, die neben den Kathedralen einen eigenen Typus herausbildet. Die Pfarrkirche tritt mit einem eigenen Anspruch neben die Kathedrale, was in Freiburg dann noch klarer ausgesprochen wird. Vielleicht hat schon der Meister der Freiburger Ostjoch-Dijon gekannt, denn seine Blendarkatur unter den Seitenschiffen im Innern zeigt weitgehende Übereinstimmung mit der Sockelblendarkatur im Chor von Dijon.

Diese lockeren formalen Zusammenhänge Freiburgs mit Burgund, die tatsächlich nur auf Einzelheiten beschränkt bleiben, zeigen noch einmal, wie schöpferisch-genial auch der Gedanke des ersten Turmmeisters war. Mit Freiburg und Marburg entstehen rein deutsche Fassadenlösungen. Die Türme sind die bestimmenden Faktoren einer Fassade. Sie wachsen vom Erdboden, vom Sockel an bis zur Helmspitze ungehemmt durch. Auch bei Doppelturmfassaden wie Marburg charakterisieren die Strebepfeiler schon in der Portalzone die Türme; das Portal und die darüberliegenden Geschosse wirken wie zwischen die Türme eingeschoben. Die Türme werden also als das Wichtigste einer Fassade angesehen. Auch in Freiburg hätte ja die Möglichkeit bestanden, den Turm zwischen die Seitenschiffe einzubetten und so eine geschlossene Fassadenfront zu erreichen. Aber der Turm wird dem Schiff vorangestellt, wie es seiner Vorrangstellung entspricht. Für die deutschen Fassaden hat W. Groß hervorgehoben⁴⁰, daß sie keine Verbindung zu dem dahinterliegenden Kirchenraum zeigen, sie nehmen keine Rücksicht auf die dahinterliegende Schiffzahl und die verschiedenen Höhen der Schiffe, also auf den Querschnitt. In Frankreich dagegen läßt sich der Querschnitt und Aufbau eines Langhauses in der Fassade schon klar ablesen.

Portale und Fenster bilden den Hauptakzent französischer Fassadenlösungen. Dementsprechend ist die Stellung der Türme in Frankreich eine andere, sie beginnen erst oberhalb der Portalzone sich herauszuschälen. Oft sind sie gar nicht direkt an der Fassadenbildung beteiligt: die Fassade bildet eine geschlossene Schaufront, oben abgeschlossen durch eine Galerie (Caen, Paris Notre-Dame) und hinter dieser Galerie entwickeln sich die Türme, erst oberhalb dieser Galerie allseitig sichtbar werdend. Es ist auch bezeichnend für die geringere Wertschätzung der Türme in Frankreich gegenüber Deutschland, daß die wenigsten französischen Türme einen Helmabschluß erhielten. Die Fassade war auch „fertig“ ohne Helmabschlüsse, es fällt gar nicht ins Gewicht, daß die Helme fehlen. Freiburg dagegen wäre ohne Helmabschluß undenkbar. In Frankreich sind für den Gesamteindruck maßgebend die großen durchgehenden Horizontalen. Das wird in Deutschland zugunsten der Türme aufgegeben. Die durchgehenden Vertikalen der Türme werden in Deutschland bestimmend für eine gotische

⁴⁰ W. Groß: Die abendländische Architektur um 1300. A. a. O.

Fassade, ansetzend mit Marburg und Freiburg. Diese typisch deutsche Fassadenidee wurde bisher für den Straßburger Fassadenriß B (Abb. 10) in Anspruch genommen, wo sie sich zum ersten Male klar aussprechen sollte. Es ist richtig, daß der Riß A in Straßburg noch ganz den französischen Kathedralen verpflichtet ist und Riß B demgegenüber etwas völlig Neues bringt. Dieses Neue des Risses B liegt in einer Eindeutschung der französischen Fassadengedanken. Den Anstoß und die Vorbilder dazu haben Marburg und Freiburg gegeben, die wichtigsten Neuerungen des Risses B sind hier schon vorweggenommen⁴¹.

Vorstufen zu den deutschen Fassadenlösungen der Hochgotik findet man in Frankreich im 12. Jahrhundert, z. B. in S. Leu d'Esserent oder Chalons-sur-Marne. Burgund geht um 1200 auch in dieser Richtung, allerdings sind die Fassaden in Burgund und in den an Burgund angrenzenden Landschaften fast alle erst in späterer Zeit fertiggebaut worden, so daß man nur von den Untergeschossen aus schließen kann. Die Fassaden der Kathedralen von Auxerre und Sens betonen die Türme durch Strebepfeiler schon vom Sockel an. Aber nirgends in Frankreich wird eine Fassade von den Türmen her gestaltet, wie es in Marburg dann geschieht und in Freiburg in der letzten Konsequenz durchdacht ist, wo der Turm selbst Fassade wird.

Neben dem neuen Fassaden- und Turmgedanken tritt in Freiburg noch ein Element auf, das für die gesamte deutsche Architektur der Folgezeit von größter Wichtigkeit ist: die gespannte Wandfläche. Wir haben die hauthafte Dünne und das Gespannte der Freiburger Turmwände betont. Auch hierfür gibt Frankreich keinerlei Anregungen⁴², es ist rein deutsches Gedankengut.

Wie in Freiburg, wird auch an den vorausgehenden Türmen der Oberrheinlandschaft sehr viel reine Wandfläche gegeben, aber die Wirkung ist eine grundsätzlich verschiedene. Wir verweisen wieder auf Zabern: dort ist die Fläche Begrenzung des Blockes, sie ist die vorderste Schicht der Mauerdicke und so gleich Mauer zu setzen. Sie ist genau so wenig dynamisch und aktiv wie der Block selbst, von dem sie ja nicht zu trennen ist. In Freiburg dagegen gibt die dünne, zwischen die Streben gespannte Wand die ganz entgegengesetzte Auffassung von Fläche, sie ist nicht mehr die Begrenzung eines Körpers.

Die Freiburger „Flächigkeit“ ist nicht mehr aus der Architektur des 12. Jahrhunderts zu erklären, eher lassen sich in Marburg in Ansätzen ähnliche Tendenzen feststellen. Aber in Marburg ist das alles noch nicht so stark ausgesprochen. Dort haben die zwischen den Turmstreben liegenden Flächen noch nicht diese Spannung wie in Freiburg. Die Mauerdicke spielt noch eine viel größere Rolle, Portalleibung und Fenster sind noch aus der Mauerdicke herausmodelliert. Das Portal steht in festem Zusammenhang mit dem Turmkörper. Die Fenster sind nicht scharf herausgeschnitten aus der Fläche. Erst am Glockengeschloß wird etwas von einer Spannung der Wand, von einem Herausschneiden der Fenster spürbar. Den Unterschied zeigt am deutlichsten ein Vergleich der Stellung der Marburger Strebepfeiler gegenüber den

⁴¹ Die ausgeführte Westfassade lehnt sich wieder enger an die französische Kathedralgotik an. Die Horizontalteilung spielt an der Fassade wieder eine größere Rolle. Die Rose wurde tiefer angelegt, dem dahinterliegenden Mittelschiff zuliebe. Die fortschrittlichen Fassadengedanken des Risses B sind wieder gemildert durch eine Annäherung an Frankreich.

⁴² Die französische Architektur zeigt sich immer flächenfeindlich, schon seit dem 11. Jahrhundert, seit von einer eigenen stilistischen Haltung der französischen Architektur gesprochen werden kann. Parallelen zu der deutschen Flächigkeit lassen sich eher in Italien aufzeigen. Das Verhältnis der italienischen und deutschen Gotik einmal genauer zu untersuchen, wäre noch eine sehr wichtige Aufgabe für die Forschung.

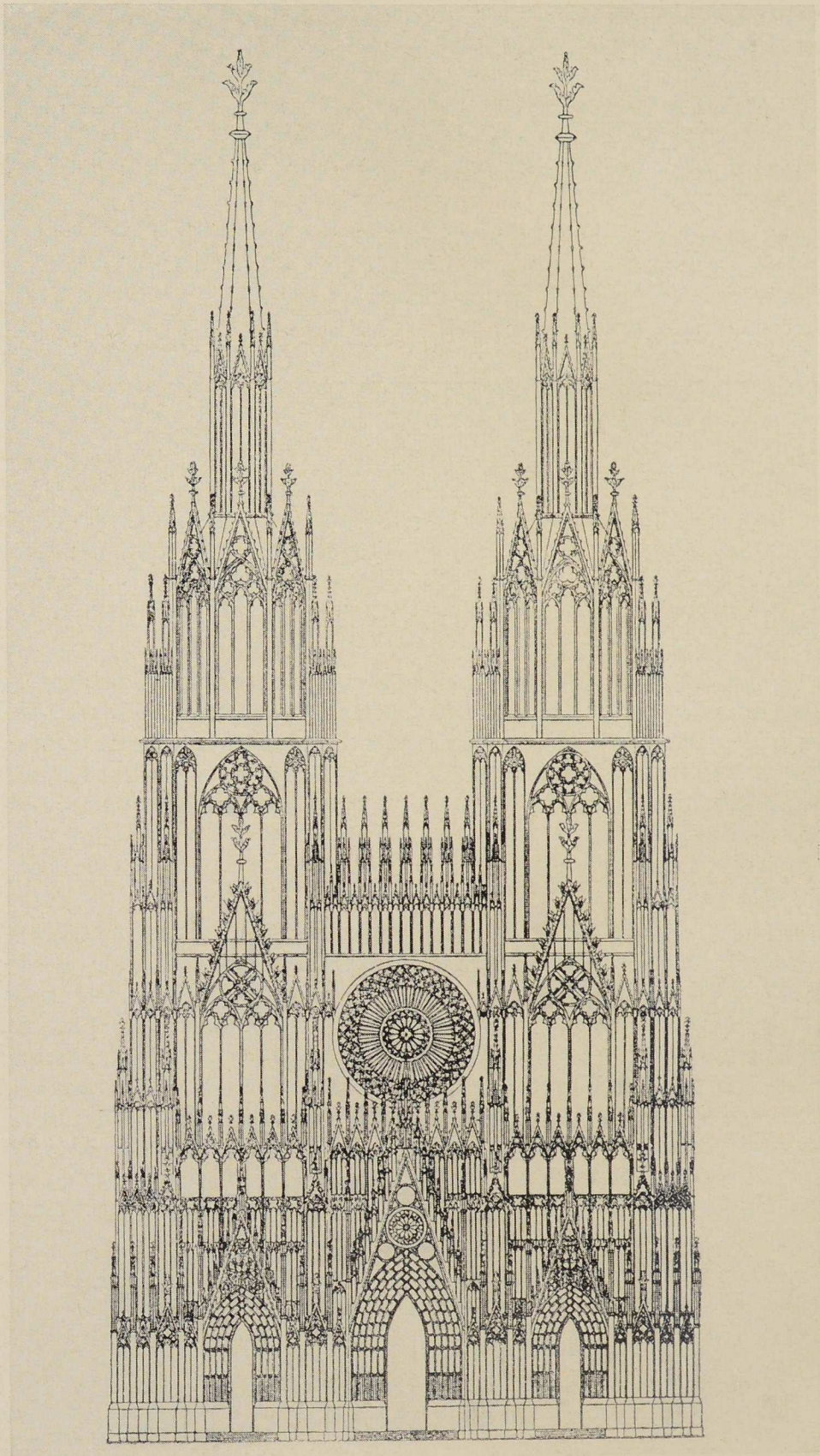


Abb. 10 Straßburg, Entwurf zur Westfassade des Münsters, Riß B

Freiburgern. In Marburg liegen die Strebepfeiler direkt an den Turmecken in Verlängerung der Turmmauern. Sie sind an den einzelnen Türmen viel näher zusammengedrückt, ihre Stirnseite ist viel breiter als in Freiburg. Dadurch wird die Breite der dazwischenliegenden Wandteile geringer und dementsprechend spannungsloser. Die Fensterleibungen reichen beinahe bis an die Strebepfeiler heran. Im Glockengeschloß sind die Streben durch die Rücksprünge schmaler geworden, die Fenster wurden nicht verbreitert und die Fensterleibungen sind weniger reich profiliert. Dadurch wirkt die Fläche schon wandhafter und dünner. Das entspricht mehr Freiburg. Die oberen Geschosse sind ja auch, durch den Bauvorgang selbst bedingt, später entstanden und zeigen so stilistisch fortgeschrittenere Tendenzen. Im Ganzen wirkt Marburg gegenüber Freiburg kompakter.

Die Großartigkeit Freiburgs liegt in den Proportionen, wie die Strebepfeiler klar und sicher auseinandergerückt werden, aber nicht ganz bis an die Turmecken; oder wie die Fenster scharf aus der Fläche herausgeschnitten werden, aber so, daß die Fläche dominierend bleibt.

In dem Vergleich von Marburg und Freiburg läßt sich das Wachsen einer gegenüber Frankreich neuartigen Stil Tendenz fassen. Das berechtigt zu der Frage, ob es sich hier um einen Sonderfall innerhalb der deutschen Architektur um die Mitte des 13. Jahrhunderts handelt oder ob wir es hier mit stilistischen Merkmalen breiterer Gültigkeit zu tun haben.

Ähnliche Erscheinungen wie in Freiburg wurden in der kunstgeschichtlichen Forschung für die Architektur der Bettelorden und der Zisterzienser herausgearbeitet⁴³. Ausgehend von dem asketischen Ordensideal der Zisterzienser und später der Bettelorden wird die Klarheit und Nüchternheit, der Verzicht auf häufigere Anwendung architektonischer Detailsformen erklärt. Diese Nüchternheit kann sich ja dann nur in Großflächigkeit ausdrücken. Damit wird eine Stilwelle gekennzeichnet, die eigenen Gesichtspunkten folgend und zu selbständigen Lösungen kommend neben der übrigen gleichzeitigen deutschen Kunst einherlief. Die gleichzeitige Architektur wird aufgefaßt als eine unselbständige Bauweise, die alles der Rezeption französischen Gedankengutes verdankt⁴⁴.

Bezeichnend für die Bettelordenskirchen ist im Innenbau hauptsächlich die große Wandfläche zwischen Arkadenzonen und Obergaden, also der Verzicht auf das Triforium. Aber auch das Freiburger Münster hat kein Triforium. Für den Außenbau der Bettelordenskirchen ist typisch die sparsame Gliederung durch Strebepfeiler und wenige Horizontalgesimse (Regensburg, Dominikanerkirche; Erfurt, Bartsüßerkirche). Zwischen dem geschlossenen Unterbau, der Sockelzone, und der Fensterzone wird ein um die Strebepfeiler verkröpftes Gesims um den ganzen Baukörper herumgeführt. Darüber schließen schmale hohe Fenster die dünne Wand zwischen den Streben auf, aber so, daß noch viel Wandfläche stehen bleibt. Sie wirken ähnlich aus der Wand herausgeschnitten wie in Freiburg.

Wir sehen also hier an den Bettelordensbauten ganz ähnliche Gestaltungsprinzipien, wie sie sich am Freiburger Turmunterbau auch fassen lassen. Sollte es sich nun bei den Bettelorden wirklich um eine gesonderte Stilrichtung handeln? Nachdem wir die für Freiburg so betonte Flächigkeit und die sparsame Gliederung durch Strebepfeiler und Gesimse als gleichgerichtet mit den Bettelorden erkannt

⁴³ R. Krautheimer: Die Kirchen der Bettelorden in Deutschland. Köln 1925; H. Rose: Die Baukunst der Zisterzienser. München 1916.

⁴⁴ So Dehio und Clasen.

haben, scheint es viel eher möglich, diese Gemeinsamkeiten aus dem allgemeinen Stilempfinden des 13. Jahrhunderts zu erklären, das für die ganze süddeutsche Architektur bezeichnend ist. Um 1250 kommt Deutschland zu einer Ausprägung des Gotischen, die in ihrer Baugestaltung frei ist von allem Französischen. Frankreich hat nur Bedeutung für die Ausprägung der Einzelformen, für das Detail.

In der Einleitung zu seiner Dissertation schreibt Werner Groß: „... gewann der Verfasser die Überzeugung, daß es sich bei der Architektur der Bettelorden weniger um eine stilistisch eigen orientierte „Unterströmung“ (wie es die These der jüngsten Darstellung von Krautheimer ist) als um einen stilmäßig gleichgearteten Sonderfall der sie umgebenden städtischen Bauweise handelt“⁴⁵.

Groß hat hier als erster die deutsche Architektur um die Mitte des 13. Jahrhunderts unter einem einheitlichen Gesichtspunkt gesehen. In der darauf folgenden kunstgeschichtlichen Literatur ist von dieser Erkenntnis wenig zu spüren, die Architektur der Bettelorden wird weiterhin als ein Sonderfall behandelt. Wir haben nun am Freiburger Turmunterbau den Bettelorden verwandte Gestaltungsprinzipien erkannt und daraus geschlossen, daß es sich hier um eine allgemeine Stiltendenz in Deutschland um die Mitte des 13. Jahrhunderts handelt. Es würde sich sehr lohnen, dieser Erscheinung weiter und ausführlich nachzugehen, vor allem, wie weit und wie lange diese neue Auffassung fruchtbar ist und wirksam bleibt. Dies kann hier nur angedeutet werden, es bedürfte zu langwieriger Studien, um dies alles überzeugend auszuführen und darzulegen.

Für die Zeit um 1300 hat W. Groß die Bedeutung der Fläche und ihre Erscheinungsform in der abendländischen Architektur untersucht. Wir beschränken uns hier auf Süddeutschland. Dabei noch einmal näher auf die Zistercienser- und Bettelordensbaukunst einzugehen, erübrigt sich, da diese Bauten oft genug eingehend gewürdigt wurden, auch unter dem Aspekt „Fläche“. Hier kommt es nun darauf an, zu zeigen, daß auch Pfarr- und Stiftskirchen ähnlichen Gesetzen unterworfen waren.

Im Gegensatz zu Frankreich tritt in Marburg und Freiburg die Wandfläche rein und unverfälscht auf. Die Priorität der reinen Wandfläche wird in Deutschland beibehalten bis zum Ende der Spätgotik. Eine Ausnahme bilden nur die großen Bischofskirchen wie Straßburg und Köln, die sich enger an die französische Kathedralgotik anschließen. Allerdings sind die Auswirkungen der Straßburger Westfassade und damit die Einströmung französischer Ideen so stark, daß für einige Zeit, nämlich im späten 13. und in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die deutsche Ausformung der Architektur, das Gestalten von der reinen Wandfläche her, zu versinken scheint. Stellen wir aber neben die Straßburger Westfassade (Abb. 11) den Westbau der Stiftskirche St. Florentius in Niederhaslach⁴⁶ (Abb. 12) im Elsaß, dann wird deutlich, wie sehr die beiden Möglichkeiten nebeneinander herlaufen: einmal das Verschleiern der Fläche durch vorgelegtes Maßwerk und Stabwerk wie in Straßburg und Frankreich, daneben die Gestaltung mit der reinen Fläche.

Der Vergleich von Straßburg und Niederhaslach erhält hier noch seine besondere Bedeutung dadurch, daß die für den Eindruck wesentlichen Teile der Straßburger Westfassade und der Westbau der Stiftskirche in Niederhaslach demselben Meister, nämlich Erwin von Steinbach, zuzuweisen sind. In Straßburg wird die vorderste Schicht der Fassade von reichem Stabwerk und Maßwerk gebildet, das die eigentliche Fassadenwand verschleiern. Auch die Strebebögen sind mit Blendmaßwerk besetzt.

⁴⁵ W. Groß: Die Hochgotik im deutschen Kirchenbau, a. a. O., S. 2.

⁴⁶ Dorette Preiß: Die Stiftskirche in Niederhaslach. Münchner Dissertation 1945, III.

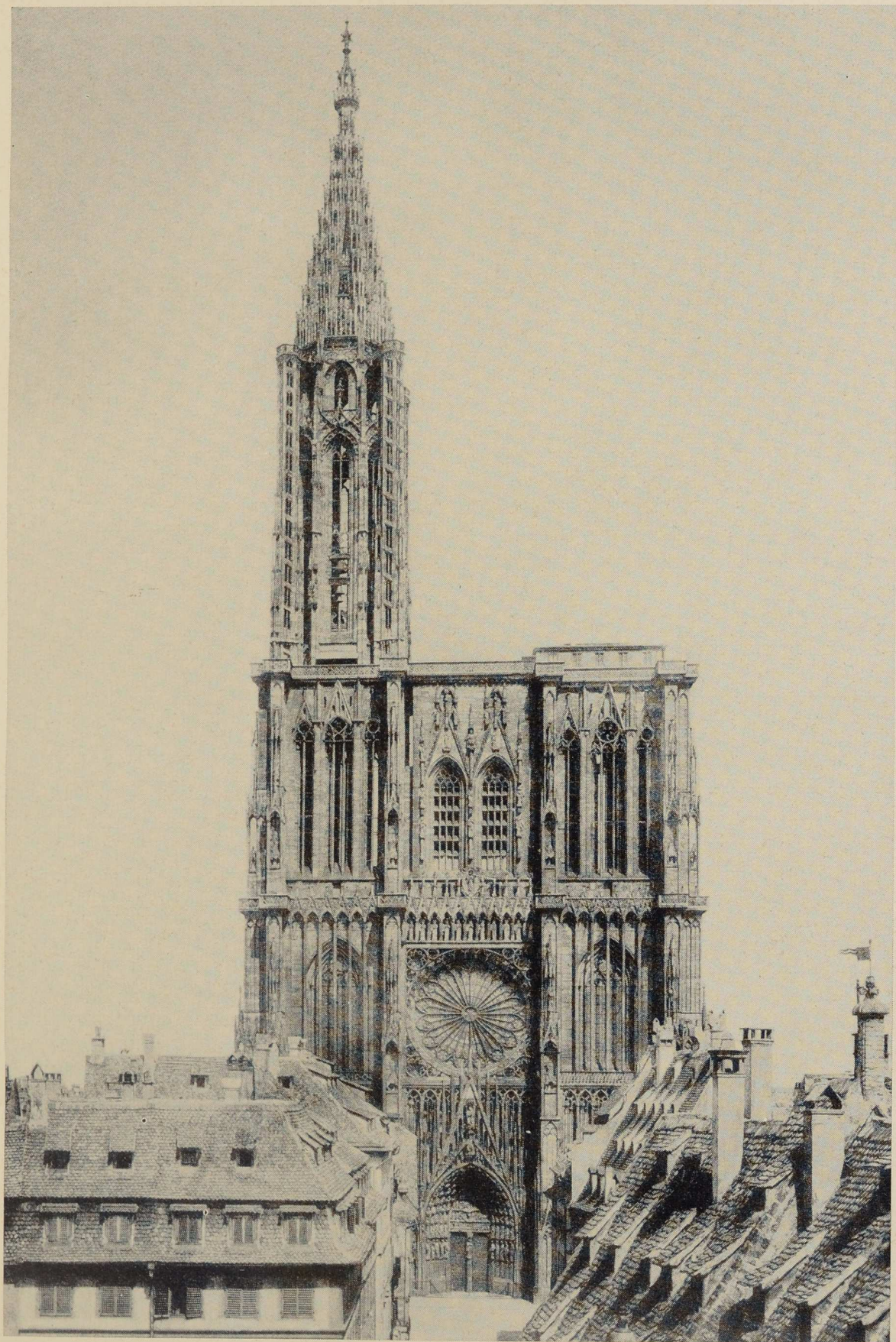


Abb. 11 Straßburg, Westfassade des Münsters



Abb. 12 Niederhaslach, Stiftskirche St. Florentius.
Westfront

Der ganze Straßburger Formenreichtum hängt aufs engste mit den Querhausfassaden der Pariser Kathedrale Notre-Dame (Abb. 13) zusammen⁴⁷. Und doch ist auch schon Straßburg nicht mehr rein französisch. Das Maßwerk ist nicht mehr auf die Mauer aufgelegt, es steht von ihr abgelöst frei davor. Die Wand läuft mit einer eigentümlichen Gespanntheit hinter der Stabverschleierung durch. In Paris ist streng geschieden zwischen geöffneten (durchfensterten) Bauteilen und geschlossenen Bauteilen. Das Gliedergerüst wird betont und die dazwischen liegenden Teile reich gegliedert und aufgelöst, die Maßwerk- und Stabwerkformen gleichen einem zwischen die Streben gespannten Spitzenmuster. Das ergibt eine Fläche, aber keine geschlossene Wandfläche wie in Deutschland. Straßburg gibt eine Art Zwischenlösung von Französischem und Deutschem: reiches Gitterwerk wird gleichmäßig über die ganze Fassade gelegt, tief dahinter liegt die durchgehende, gespannte Wandfläche. Die maßvolle Anwendung von Stabwerk in Frankreich wird bis zur Maßlosigkeit gesteigert.

In Niederhaslach finden wir gegenüber Straßburg die rein deutsche Ausprägung der Fassade. Mächtig steigt der Westbau hoch, kaum gegliedert, so daß die reine Fläche zur Erscheinung kommt. Portalleibung und Rose lassen eine hintereinanderschichtung mehrerer dünner Wandflächen erkennen, wie wir es in Freiburg am Westportal auch festgestellt haben. Es zeigt sich nun im Vergleich Straßburg-Niederhaslach, daß die Bischofskirche, die Kathedrale sich nach den großen französischen Vorbildern weit mehr ausrichtet als die Stiftskirche. Pfarrkirchen und Stiftskirchen bewegen sich immer innerhalb der deutschen Möglichkeiten.

Die Vorherrschaft der reinen Wandfläche läßt sich auch an den schwäbischen Fassaden fassen. Für Rottweil hat schon Dehio die Abhängigkeit von Niederhaslach wahrscheinlich gemacht. Reutlingen zeigt neben der reinen Wandfläche noch Momente,

⁴⁷ Beziehungen zwischen der Straßburger Westfassade und den Pariser Querschifffassaden hat schon W. Groß festgestellt, Maßwerk und Fialenbildung lassen enge Zusammenhänge erkennen, auch zur Pariser Porte-rouge.

die direkt auf die Straßburger Westfassade verweisen (völlig durchbrochener Portalwimperg, Maßwerkfenster mit Wimperg vor der Fassadenrose).

Die Südquerschiffassade der Stiftskirche zu Wimpfen am Neckar wurde durch einen in Frankreich geschulten Meister errichtet. Aber hier finden wir gegenüber Straßburg alles viel mehr eingedeutscht. Sind die Beziehungen zu Straßburg wirklich so eng, wie in der Literatur allgemein angenommen wird? Ein direkter Einfluß ist viel eher möglich. Die einzelnen Formen wie die Wimperge haben keine so weitgehende Auflösung durchgemacht wie in Straßburg. Engere Beziehungen scheinen auch zum Südquerschiff der Kolmarer Martinskirche zu bestehen.

Das französische Stabwerk wird hier zugunsten der Fläche umgedeutet. Die Portalzone wird (mit Ausnahme des reicher ausgebildeten Portals selbst) nur von einem Horizontalgesims gegliedert. Erst über dieser Zone wird Maßwerk vorgeblendet, nicht wie in Straßburg von der Wandfläche losgelöst und vor ihr stehend, auch nicht wie in Paris, wo das Maßwerk selbst als hautthast dünne, zwischen die seitlichen Strebepfeiler gespannte verglaste Fläche erscheint. Hier ist die reine Wandfläche zwischen die Streben gespannt und auf sie wird das Blendmaßwerk aufgelegt. Die großen Wimperge der oberen Zone sind wieder flächig geschlossen, nur auf den beiden seitlichen ist je ein Dreipaß eingeschnitten. Den Strebepfeilern ist kein Maßwerk vorgeblendet, sie wirken wie in Freiburg als Träger der Aufwärtsbewegung und erreichen die Spannung der Wand. In Wimpfen lassen sich mehr Gemeinsamkeiten mit Freiburg als mit Straßburg feststellen, die deutschen Stiltendenzen dringen gegenüber Straßburg wieder viel deutlicher durch. Die Auseinanderziehung mit Frankreich ist hier zugunsten der deutschen Flächigkeit entschieden.

In den wenigen Jahrzehnten vor und nach 1300 wird die Auseinanderziehung des deutschen Westens mit Frankreich so stark, daß es scheint, die französische Gesinnung würde die deutsche ablösen. Aber immer wieder läßt sich, einmal stärker, einmal weniger stark, die deutsche Auffassung der reinen Wandfläche durchspüren. Je mehr man in das 14. Jahrhundert vordringt, um so mehr kommt die reine Fläche wieder zu ihrer vollen Entfaltung. Von Marburg und Freiburg an, wo wir noch eine gewisse „Blockhaftigkeit“ feststellten, wird die Wandfläche in zunehmendem Maße selbständig, die Strebepfeiler werden immer weniger notwendig, um eine Bewegung zu erreichen oder die Spannung der Wand zu erwirken (sie werden bei den Parlern in Schwäbisch-Gmünd zu Sporen Pfeilern umgebildet oder verschwinden vollständig). Die Wandfläche wird zu einem bewußten Stilprinzip der deutschen

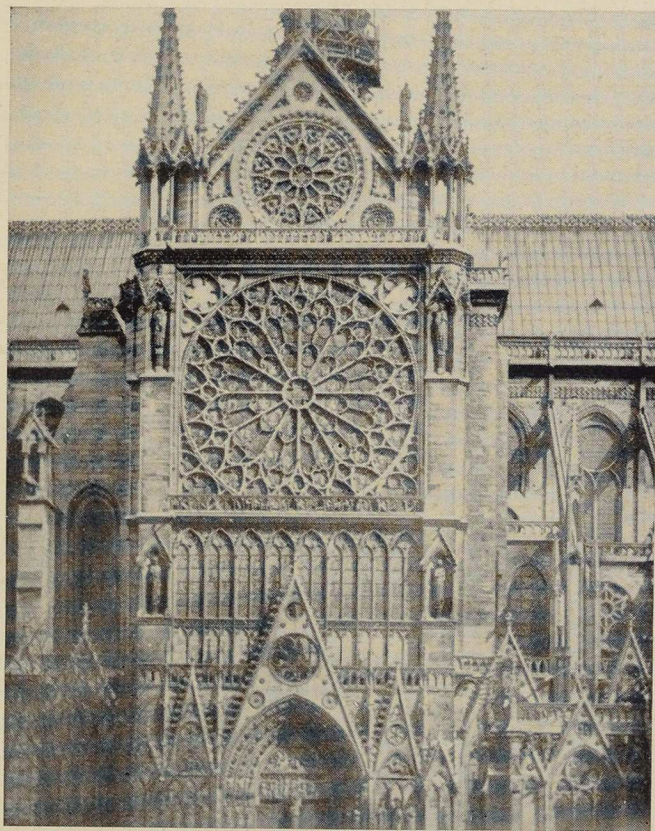


Abb. 13 Paris, Kathedrale Notre-Dame.
Fassade des Südquerschiffs

Architektur und gerade die Auseinandersetzung mit Frankreich verhilft dazu (wie z. B. Wimpfen), ihre Vorrangstellung zu klären.

Wenige Straßburg und Köln verpflichtete Bauten scheinen dem zu widersprechen. Wir greifen hier die Südwand der Katharinenkirche in Oppenheim heraus. Der Lage der Kirche entsprechend ist sie als Schaufront ausgebildet und so den Fassaden anderer Sakralbauten vergleichbar. Gegenüber Paris tritt auch in Oppenheim die Wandfläche deutlicher hervor, so bei den Zwickeln über den Fenstern der Seitenschiffe, die ganze Sockelzone; die Fensterwimperge am Obergaden sind nicht durchbrochen. Dazu muß man sich klar machen, daß es sich in Oppenheim um einen ganz extremen Fall von Rezeption französischer Ideen handelt, wieder ins Maßlose gesteigert. Gleichzeitig entstand ja auch, nicht sehr weit von Oppenheim entfernt, die Liebfrauenkirche in Oberwesel. Dort wird der ganze Bau nur von der reinen Wandfläche her gestaltet.

Je weiter man sich von Straßburg oder Köln nach Osten entfernt, um so klarer tritt die reine Flächigkeit auf. Als Beispiel sei nur auf den Unterbau des Südturmes an der Regensburger Domfassade verwiesen.

Auch die Straßburger Westfassade zeigt diese Tendenzen in dem 1360 von den Parlern (Junkern von Prag) geplanten Geschoß zwischen Rose und Plattform, dem heutigen Glockengeschoß. Die Wandfläche tritt wieder, ohne durch Stabwerk vergittert zu werden, klar zu Tage. Durch dieses Parlerische Geschoß wird die (nunturmlös geplante) Fassade zu einer rechteckigen Schaufront zusammengeschlossen, es wird der Aufwärtsbewegung entgegengearbeitet. Für die Parler ist das Denken in rechteckig gerahmten Bauteilen bezeichnend (Gmünd, Außenwand des Chores, hier direkt abhängig vom Chor der Notre-Dame in Paris, dessen Grundriß ein Mitglied der Parlerfamilie aufgenommen hat, heute im Straßburger Frauenhaus, Pergamentplan Nr. 21; Prag, Hochchor des Veitsdomes; Freiburg, Hochchor). Diese Rechteckrahmung einer Fläche hat schon in Freiburg ihre ersten Ansätze, erst angedeutet durch die umlaufenden Horizontalgesimse und die Strebepfeiler am Turmunterbau⁴⁸.

Es ließ sich hier eine durchgehende Entwicklung der reinen Wandfläche von Marburg und Freiburg an bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts zu den Parlern feststellen. Für die Parler wurde immer wieder angenommen, daß sie auf die deutsche Architektur des 13. Jahrhunderts zurückgriffen. Sieht man aber die Wandlungen innerhalb der deutschen gotischen Architektur so, wie es hier versucht wurde aufzuzeigen, so sind die Parler eine folgerichtige Weiterführung dessen, was mit Marburg, Freiburg und den Bettelordenskirchen angelegt hat und deutlich bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts durchläuft. Die Bedeutung der Parler für die deutsche „Sondergotik“ oder Spätgotik wurde oft genug aufgezeigt⁴⁹, es erübrigt sich hier, den Weg weiter zu verfolgen. Die Parler, also der so oft hervorgehobene Beginn der deutschen Spätgotik, der Zeit also, in der Deutschland erst zu einer eigenen Stilausprägung kommen sollte, frei von Französischem, stehen bruchlos in der deutschen Tradition, die vom 13. Jahrhundert an durchgeht. Das Deutsche wird jetzt wohl noch deutlicher, noch breiter wirksam, denn die Zeit der großen Auseinandersetzungen mit Frankreich ist abgeschlossen. Man könnte hier vielleicht so weit gehen, zu sagen, daß nicht erst die deutsche Spätgotik als Spätstil zu einer dem Deutschen entsprechenden Lösung gekommen ist, sondern daß die deutsche Ausprägung des Gotischen, schon

⁴⁸ Etwa gleichzeitig wie in Freiburg finden wir diese rechteckige Umrahmung der Fläche, noch ausgeprägter an der Fassade des Domes in Todi. Auch hier zeigen Italien und Deutschland Gemeinsamkeiten, die sie gegenüber Frankreich abheben.

⁴⁹ K. Swoboda: Peter Parler. Wien 1940; K. Gerstenberg: Deutsche Sondergotik. München 1913.

um 1250, gerade mit Marburg und Freiburg, ansetzt. Die deutsche Architektur steht Frankreich selbständig gegenüber, schon vom 13. Jahrhundert an. Der allgemeine Zeitstil diktiert die Einzelformen, dagegen ist die Gestaltung eines ganzen Bauwerks in den beiden Ländern eine grundsätzlich verschiedene⁵⁰.

Zur Stilgeschichte des Freiburger Turmoberbaues

Der Turm des Freiburger Münsters wird vom Uhrengeschoß an nach einem veränderten Plan weitergebaut (Abb. 14). Es zeigt sich nun eine ganz neue Stilstufe. Das Quadrat des Turmunterbaues wird in ein Achteck übergeleitet in einer Weise, die bis dahin noch nie angewendet wurde. Die Überleitung eines Turmes über quadratischem Grundriß in ein Achteck ist ein schon lange bekanntes Motiv an Thortürmen, Osttürmen, Dierungstürmen und kleineren Seitentürmen an Westfassaden. Der Übergang wurde sehr einfach durch Abschrägen der Ecken des quadratischen Bauteiles erreicht. Am Freiburger Westturm dagegen wird von einer einfachen Grundrißform zu einer reichen Form übergeleitet mit Hilfe einer noch reicheren und komplizierteren Form: das Quadrat wird von einem Zwölfeck umgeben, aus dem sich nach oben klar der Gliederbau des Oktogons herauslöst und in einer durchbrochenen Pyramide endet.

Ein wesentlicher Unterschied gegenüber dem Unterbau zeigt sich in dem Verschwinden der reinen Wandfläche. Der Baukörper (wenn das Wort Körper hier überhaupt noch angewendet werden darf) wird nicht mehr von der gespannten Wandfläche her gestaltet, sondern ein Gliedergerüst bestimmt den Turm. Die acht Oktagonpfeiler und die acht Rippen des Helmes schaffen ein Gerüst. Die Öffnungen bleiben bestehen als Fenster oder werden wie am Helm ausgespannt mit Maßwerkfüllung. Auf dem flächigen Unterbau erhebt sich das ganz durchlichtete Oktagon. Dem zweiten Turmmeister konnte die frühere einfache Lösung des Übergangs, ein Achteck unvermittelt auf einen quadratischen Unterbau zu stellen, nicht mehr genügen. Bei seinem feinen und ausgeprägten Gefühl für Formverschleifung mußte er eine Möglichkeit finden, die die Überleitung verschleiert und sie als selbstverständlich empfinden läßt. Er hat sich überdies noch mit dem schon ausgeführten quadratischen Glockenstuhl auseinandersetzen, der ihn bis zur halben Höhe seines Oktogons an der freien Ausführung seiner Gedanken hemmt. Und gerade durch diese scheinbar hemmenden Momente kommt der Oktagonmeister zu seiner genialen Lösung. Wir haben hier wieder einen jener Fälle, die wir in der Kunstgeschichte öfters finden, wo bei einem Bauwerk durch die Auseinandersetzung mit einer älteren Gegebenheit eine Schöpfung von höchster Vollendung entsteht.

Im Vorhergehenden wurde schon festgestellt, daß in Deutschland um 1300 ein starker Einflußstrom aus Frankreich die Baukunst bestimmt und das deutsche Gestalten von der reinen Wandfläche her verdrängt zu werden scheint. Beenken hat für die deutsche Plastik festgestellt: „daß diese sich kurz vor und um 1300 ziemlich allgemein durchsetzende Typik einen Sieg französischer Formgesinnung über die deutsche

⁵⁰ Vielleicht entstand hier der Eindruck, daß die Beispiele, an denen die Bedeutung der reinen Wandfläche für die deutsche Architektur aufgezeigt wurde, nur zufällig herausgegriffen sind. Es war jedoch auf diesem kurzen Raum nicht möglich, die ganze deutsche Architektur zu berücksichtigen und diese Merkmale an allen größeren Bauten aufzuzeigen. Gerade die norddeutsche Backsteinarchitektur betont die Flächigkeit besonders stark. Die Bedeutung der Fläche für die deutsche Ausprägung der Architektur gegenüber Frankreich läßt sich schon seit dem 11. Jahrhundert aufzeigen.

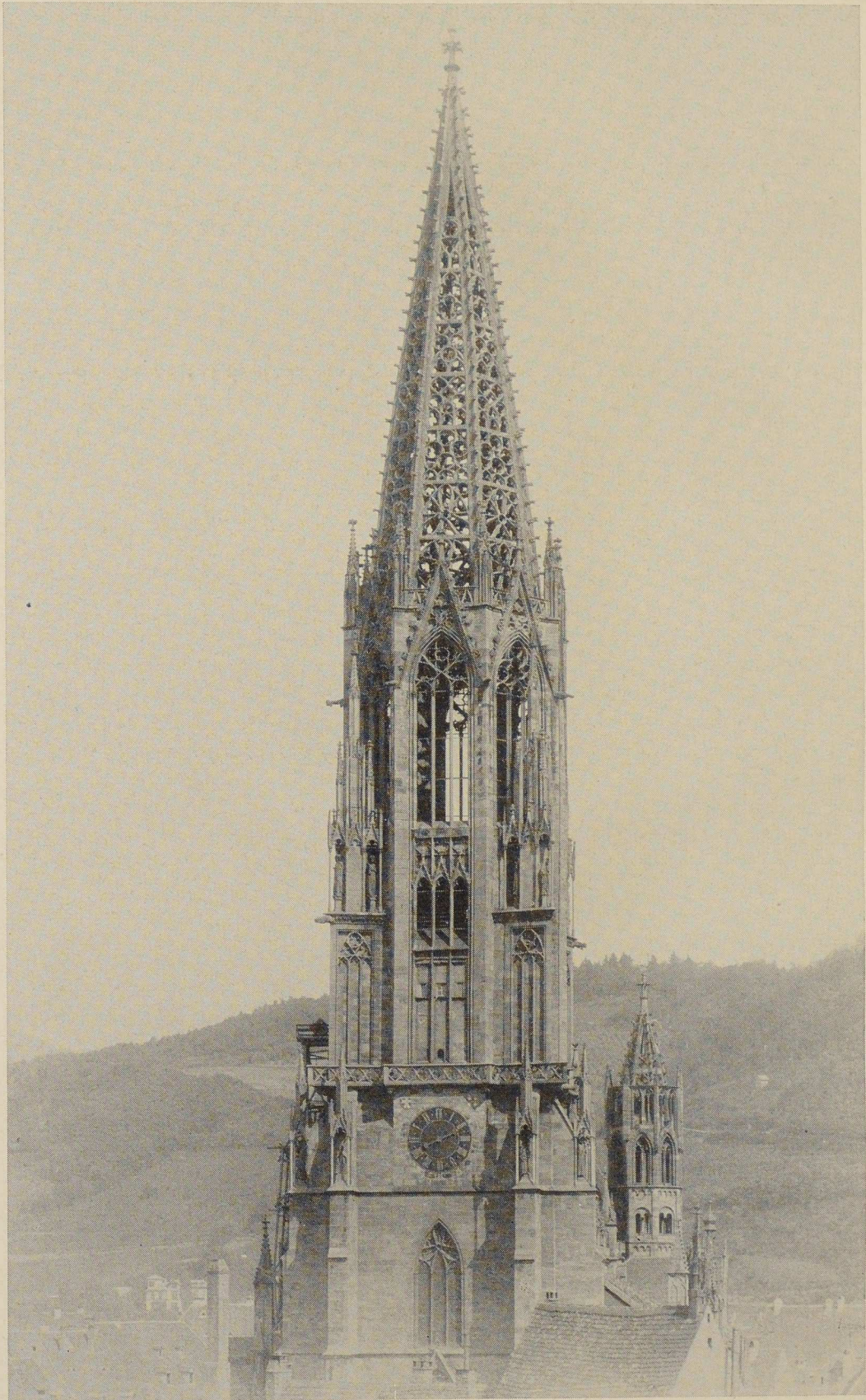


Abb. 14 Freiburg, Münster, Oktogon und Helm des Westturmes

individualistische darstellt. Aber nicht uninteressant ist es, ... wie jenes gesellschaftlich-konventionelle Ideal sich auf deutschem Boden alsbald in einem zweifellos deutschen Sinne verfärbt, wie etwa aus einer sehr bewußten, sehr raffinierten Eleganz eine naivere und heiter-unbefangene Grazie wird⁵¹.

Ähnliche Vorgänge lassen sich in der deutschen Architektur um 1300 aufzeigen, besonders in den dem Westen am nächsten liegenden Landschaften längs des Rheins. Frankreich wirkt so stark auf Deutschland ein, daß man versucht ist, in der deutschen Architektur ein Übergewicht der französischen Bauweise zu erkennen. Aber nicht die französische Kathedralgotik ist es, die hier aufgegriffen wird, sondern die Stufe der französischen Architektur, in der die Kathedralgotik sich verhärtet und beinahe vertrocknet. Durch ein großartig gekonntes und raffiniertes Spiel mit den Formen der „klassischen“ Gotik wird etwas Neues erreicht: der ganz durchlichtete Innenraum. Den Anfang dazu kann man schon in der Kathedrale von Amiens fassen, die Formen werden härter, lebloser. Den Höhepunkt bilden das Langhaus von Saint-Denis, die Sainte Chapelle in Paris, die Verglasung des Triforiums im Chor der Kathedrale von Amiens und als letzte, nicht mehr zu übersteigernde Stufe die Kirche Saint Urbain in Troyes. Das Gerüsthafte dieser Bauten tritt immer mehr in den Vordergrund. Schon die Scheitelkapelle der Kathedrale in Amiens unterscheidet sich im Prinzip kaum von der Sainte Chapelle in Paris. Bei beiden Bauten sind die Glieder röhrenhaft dünn geworden, besonders deutlich bei den Diensten. Die Glieder bestimmen jetzt den ganzen Bau, das konstruktive Element dominiert. Eine natürliche Folge davon ist das Auflösen der Wände, die jetzt ganz in Glasfenster umgewandelt werden, zwischen den einzelnen Gliedern darf es nur noch verglaste Öffnungen geben. Das Maßwerk spielt jetzt eine ganz neue Rolle, es wird überall angewandt als Füllmotiv, als Ornament. Es hat nicht mehr diese selbstverständliche Notwendigkeit wie in der „klassischen“ Gotik, z. B. an der Kathedrale von Reims⁵². Das ganze Bauwerk wird von diesem Formenreichtum überspielt, er spannt sich zwischen die Glieder. An Saint-Urbain in Troyes bestehen nur noch die Strebebögen als Bauglieder, durch ihre strenge, kaum gelockerte Form werden sie ausdrücklich als Glieder charakterisiert. Aber zwischen den Streben gibt es nur noch Maßwerk und Glas. Den Zwickeln über den Fensterspitzbogen wurde eine Maßwerkschicht vorgelegt, sogar ganz von der Wand losgelöst. Die dahinterliegende Wand tritt gar nicht mehr in Erscheinung. Zugunsten des ganz durchlichteten Innenraumes wird der Außenbau beinahe skeletthaft mager, im gesamten wie in den einzelnen Formen.

Wir haben schon am Beispiel der Pariser Querschiffassaden erläutert, wie sich Maßwerk und Fenster wie ein Spitzenmuster zwischen die Glieder der Eckstreben spannen und damit im Gegensatz zur gleichzeitigen deutschen Architektur standen. In Deutschland bestimmt die reine Wandfläche das Wesen eines Bauwerks. Das konnte durchverfolgt werden bis in die Spätgotik. Zu der These, daß die reine Wandfläche die eigentlich deutsche stilbildende Kraft ist, scheint gerade das Freiburger Oktogon im Widerspruch zu stehen. Es ist kaum mehr etwas von Wand vorhanden, ein reiner Gerüstbau strebt auf dem flächigen Unterbau in die Höhe, kraftvoll gespannt bis in die Kreuzblume des Helmes. Die zwischen den Gliedern, den Pfeilern und Rippen liegenden Teile sind völlig aufgelöst in unverglaste Fenster und Maßwerköffnungen. Das Oktogon entstand zu der Zeit, in der Frankreich die deutsche Architektur sehr

⁵¹ Beenken: a. a. O. S. 18.

⁵² In Reims hat das Maßwerk seine Notwendigkeit auch als Stütze für die Verglasung. Das Maßwerk ist kraftvoll gefügt, es bildet den Gegensatz zur Fensteröffnung. An den späteren Bauten wie Saint-Urbain in Troyes wird das Maßwerk dünn und gestängig, seine Notwendigkeit für die Verglasung wird möglichst nicht mehr gezeigt, seine Funktion verwischt.

stark beeinflusste. Und doch wäre dieser Turm in Frankreich undenkbar. Es ist wieder rein deutsche Architektur, die nur ihr Vokabular, die einzelnen Formen dem Französischen verdankt, in ihrer Gesamthaltung jedoch absolut unfranzösisch ist.

Der Meister des Freiburger Oktogons hat zweifellos eine französische Schulung durchgemacht. Der Gedanke des Gliederbaues ist nur von Frankreich her zu verstehen. Eine direkte Vorstufe ließ sich jedoch bei französischen Türmen nicht finden. Ansätze mögen die Türme von Saint-Denis und Senlis gegeben haben, näher noch kommt die Fassade von Saint Nicaise in Reims. Aber bei diesen Bauten bleibt der Turmkörper noch immer bestehen, der Turm wird nicht umgewandelt zu einem Gliedergerüst. Es ist ja auch bezeichnend, daß gerade die Bauten in Frankreich, die vom Gliedergerüst her bestimmt werden, diese kapellenhaften Kirchen, auf Türme verzichten (Sainte Chapelle in Paris, Saint Urbain in Troyes). Freiburg übersetzt die für französische Kirchenbauten angewandte Konstruktion des Gliedergerüsts auf den Turm und kann deshalb auch zu dieser völligen Auflösung des Turmkörpers kommen, die ja dem Sinn eines Turmes eigentlich widerspricht. Die vollkommene Auflockerung und Durchlichtung, die sich bis auf den Helm, das Turm„dach“, erstreckt, ist völlig unfranzösisch. Für Frankreich wäre das zu unlogisch gedacht, nur Deutschland kann zu solchen Bildungen kommen.

Ganz durchbrochene Turmhelme gibt es in Frankreich nicht. Wir finden oft Turmhelme, die mit Rechtecken aufgeschlitzt sind oder in die einfache Paßformen eingebrochen sind. Daß aber diese Helmbildungen einen Einfluß auf Freiburg ausgeübt haben, ist kaum anzunehmen.

Die Tabernakel an den Helmen der Querschiffassaden von Notre-Dame in Paris haben kleine achtseitige Helmchen, in die, allerdings sehr sparsam, Drei- und Vierpaßformen eingebrochen sind. Der Unterschied zu Freiburg aber ist grundsätzlicher Art: die Bedachungsfläche des Helmes bleibt bestehen, der Baukörper ist das Wichtigste, nicht das Gliedergerüst. Ähnliches läßt sich auch am Oberbau des südlichen Westfassadenturmes der Kathedrale von Senlis feststellen, obwohl Senlis der Turm in Frankreich ist, der Freiburg in der Helmauflockerung am nächsten kommt. Die Paßformen können den Helm nicht auflösen, es sind eigentlich Lochfiguren und kein Maßwerk. Diese Art der Helmausführung bleibt in Frankreich bis ins 14. Jahrhundert geläufig. Nie aber wird der Helm soweit aufgelöst, daß acht Rippen das Helmgerüst bilden und dazwischen nur noch Maßwerk gespannt wird. Die Durchlichtung von Oktogon und Helm, das Aufnehmen des umgebenden Freiraumes in den Turm ist nur in Deutschland möglich. Schon der Riß B in Straßburg zeigt diese Tendenzen, die obersten Geschosse der beiden Türme, Oktogongeschosse, sind luftige Stabwerkgehäuse. Der Riß B bedeutet schon eine Umsezung und Eindeutschung der Fassade von Saint Nicaise in Reims.

An der Straßburger Westfassade wird das Stabwerk und Maßwerk von der Wandfläche losgelöst und steht frei vor ihr, aber immer so, daß die Wandfläche dahinter sichtbar bestehen bleibt. In Freiburg dagegen ist das Stabwerk isoliert, die hinterlegte Wandfläche ist weggenommen bis auf wenige Teile am Ansatz des Oktogons, die so den Übergang vom flächigen Unterbau zum Gliederbau schaffen. Wie schon öfters betont, wurde der Übergang vom Oktogonmeister mit einem so großartig sicheren Gefühl für Proportionen und Formverschleifung angelegt, daß trotz der so verschiedenartigen stilistischen Haltung der beiden Bauteile, die eigentlich konträrer nicht mehr gedacht werden kann, kein Bruch entsteht.

Und gerade die Verschiedenartigkeit von Unterbau und Oktogon ist es, aus der die so bedeutende künstlerische Wirkung des Freiburger Turmes resultiert. Man kann das Oktogon ja nur im Vergleich zum Unterbau sehen, in seinem Anderssein

dazu. Der Turmoberbau, das hohe Oktogon und die steile Pyramide, überragt das Langhaus so sehr, daß das Kirchenschiff fast bedeutungslos wird, der Turm verselbstständigt sich. Auch dieses Dominieren ist einer der großen neuen Gedanken des Oktogonmeisters. Vergewärtigen wir uns den Turm in seinem rekonstruierten Zustand nach dem ersten Plan, dann sehen wir, daß das Verhältnis von Turm und Langhaus sehr ausgewogen und fein abgestimmt war. Der Turm dominierte wohl auch, stellt aber nur eine Weiterführung und Aufgipfelung des Langhauses dar. Er entwickelte sich aus dem Langhaus und blieb in fester und enger Bindung dazu, ein Bauteil ohne den anderen nicht denkbar. Das hat sich mit dem Planwechsel völlig geändert. Der Turm wird so stark akzentuiert und verselbstständigt sich gegenüber dem Langhaus so weitgehend, daß das Schiff wie ein kleiner, angeschobener Bauteil wirkt. Zugleich wird dem Turm durch seine weitgehende Auflösung alles Schwere genommen, so daß er sich leicht und frei über der ganzen Anlage erhebt, trotz seiner dominierenden Stellung erdrückt er das Langhaus nicht.

Die Verselbständigung des Bauteils ist typisch deutsch. Der Turm wird zum selbständigen Individuum, was in der französischen Architektur nicht möglich wäre.

Aus Frankreich kann man wieder nur die Detailformen ableiten. Die Maßwerkformen und die Fialenbildung weisen auf die 1257 begonnenen Querschiffassaden der Pariser Notre-Dame. Wahrscheinlich sind aber die Einzelformen auf dem Weg über Straßburg in Freiburg aufgenommen worden. Es ist sicher, daß der Oktogonmeister dem Straßburger Kunstkreis entstammt, von Straßburg nach Freiburg kam. Das Freiburger Oktogon ist eine folgerichtige Weiterführung der im Straßburger Riß B schon anklingenden Ideen der Durchlichtung und der Formverschleifung. Auch die Verselbständigung der Fassade ist in Straßburg angestrebt. Ein Vergleich mit der Fassade von Saint Nicaise in Reims macht deutlich, wie wenig die Straßburger Fassade im Zusammenhang mit dem dahinterliegenden Langhaus steht. In Freiburg sind diese Momente weitergedacht. Die Horizontalteilung, die in Straßburg nur wenig verschliffen wird, ist in Freiburg ganz aufgegeben, das Oktogon führt ungebrochen bis in die Helmspitze durch.

Der Straßburger Riß B war notwendig, um das Freiburger Oktogon zu ermöglichen. Sicher liegt der Entwurf für den Freiburger Oberbau zeitlich nicht weit vom Riß B entfernt, wenn sich auch die Bauausführung weit ins 14. Jahrhundert hineinzog. Vielleicht ist es der Meister des Risses B selbst, der von Straßburg nach Freiburg kam und hier den Turm weiterführte.

In Freiburg tritt das flüssige Gleiten und Verschleifen von Oktogon und Helm neu auf, und neu ist auch die völlige Auflösung eines Turmes in ein Gliedergerüst, so daß der Freiraum fast ungehinderten Zutritt ins Turminnere hat. Trotz der reichen Durchbrechung wird der Turm aber nicht zierlich und kleinteilig, man hat nie den Eindruck von Kleinkunst. Er ist etwas ganz anderes als jeder bisher erbaute Turm, eine eigentümliche Feinheit und Zartheit macht seinen Charakter aus, eine Zartheit, die von höchster Kraft beseelt ist. Nicht die technisch gewagte Konstruktion wird hier ausgespielt, sie fällt nicht ins Gewicht und wird rein künstlerisch nicht wirksam gemacht.

Der andersartige Turmunterbau läßt die zarte Stimmung von Oktogon und Helm erst ganz bewußt werden. „Die französische Gotik ist in Freiburg gleichsam neugedichtet worden, hier im alemannischen Grenzland, wo beide Völker sich grüßen können. Die nordabendländische Baukunst hat sich in dieser Begegnung vielleicht zu ihrer sublimsten Lösung aufgeschwungen“⁵³.

⁵³ W. Groß: Die abendländische Baukunst, a. a. O. S. 131.

Die Auswirkungen des Freiburger Münsterturmes

Fast alle Turmbauten des 14. und 15. Jahrhunderts gehen vom Freiburger Münsterturm aus. Seine Wirkungen auf die Folgezeit in Deutschland sind so vielzählig und vielschichtig, daß nicht auf alle Nachfolgebauten eingegangen werden kann. Nicht nur die deutsche Architektur steht unter dem Einfluß dieses Turmes, bis nach Spanien (Burgos)⁵⁴ lassen sich seine Wirkungen nachweisen.

Wenige Beispiele sollen hier zeigen, wie das Freiburger Vorbild aufgegriffen wird und wie es sich wandelt.

Schon vor seiner Vollendung lassen sich die Auswirkungen des Freiburger Münsterturmes fassen. Der Aufriß zur Kölner Westfassade (ein Pergamentplan in der Kölner Dombauhütte) wird von H. Kauffmann⁵⁵ um 1320 angefertigt. Kauffmann und Helen Rosenau weisen auf Freiburg als Vorbild für die Kölner Turmgestaltung hin. Da der Freiburger Helm um 1320 wahrscheinlich noch nicht fertiggebaut war, muß in Köln der Turmaufriß des Oktogonmeisters vorgelegen haben. Daß Köln später als Freiburg entstand, hat Kauffmann klargelegt. Aber Köln zeigt nur in der Helmzone Übereinstimmungen mit Freiburg: die Turmhelme sind durchbrochen mit Maßwerk, das der untersten Maßwerkzone der Freiburger Pyramide ähnlich ist; die acht Rippen des Helms sind mit Krabben besetzt; die Horizontale zwischen Oktogongeschossen und Helm wird von Wimpergen überschritten; die Oktogonkanten laufen oben in Fialen aus. Aber Köln ist doch etwas ganz anderes als Freiburg. Die Kölner Türme wirken viel dicker, fester, beinahe plumper als das Freiburger Oktogon. Die Überleitung der Türme vom Viereck ins Achteck vollzieht sich ganz allmählich und spannungslos. Erst die Helme treten als reines Achteck unverhüllt in Erscheinung. Die Formverschleifung erhält nicht diese starke Spannkraft wie in Freiburg. Langsam, breit und gemächlich entwickeln sich die Türme in die Höhe. Die Durchlichtung des Turmes ist hier wieder weitgehend aufgehoben. Selbst die durchbrochenen Turmhelme wirken nicht mehr so zart und leicht wie in Freiburg, das Maßwerk hat wieder viel mehr abschließenden Charakter, dem Freiraum wird der Zutritt zum Turminnenen verwehrt. Entgegen dem Freiburger Gliederbau haben wir hier festere Turmkörper. Die horizontale Geschossteilung spielt wieder eine Rolle⁵⁶. Die Fenster sind geschosswise gesetzt, die Strebepfeiler der Geschossteilung entsprechend durch Horizontalgesimse unterteilt. Das vergleichsweise harte, stockwerkhafteste Aufeinandersetzen der einzelnen Turmgeschosse, die Massigkeit der vor den Diagonalseiten der Oktogone sitzenden Strebepfeileraufbauten haben nichts mit Freiburg zu tun. Die Schwere, mit der sich die Turmoktogone in Köln herauslösen, ist eher noch mit der Westfassade der Kathedrale in Reims vergleichbar. Die ganze Kölner Westfassade ist in größerer Anlehnung an Frankreich entstanden, Freiburg hat im wesentlichen für die durchbrochenen Helme auf Köln eingewirkt. Die herrlich gespannte, kraftvolle und zugleich zarte Eleganz des Freiburger Turmoberbaus wurde weder in Köln noch bei einem anderen Turmbau je wieder erreicht.

Ohne Freiburg nicht zu denken ist die Gruppe der von Ulrich von Ensingen⁵⁷ gebauten Türme: Frauenkirche in Eßlingen, Ulmer Münster, Nordturm des Straß-

⁵⁴ Die Westtürme in Burgos wurden von Hans von Köln erbaut, Freiburg hat also auf dem Wege über Köln eingewirkt.

⁵⁵ H. Kauffmann: Die Kölner Dombfassade, „Der Kölner Dom“, Festschrift zur 700-Jahr-Feier, Köln 1948, S. 78 ff. H. Rosenau: Der Kölner Dom. Köln 1951.

⁵⁶ Nur Freiburg gibt das Oktogon ohne Unterteilung in Geschosse. Alle folgenden Turmbauten betonen die Geschossteilung wieder stärker.

⁵⁷ F. Carstanjen: Ulrich von Ensingen. München 1893.

burger Münsters, Georgsturm des Basler Münsters. Die Pfarrkirchen von Eßlingen und Ulm übernehmen das Einturmmotiv. In Straßburg setzt Ulrich auf die rechteckig zusammengeschlossene Münsterfassade asymmetrisch ein hohes, durchlichtetes Oktagon. Bei allen Bauten sind die Turmhelme durchbrochen. Ulm lehnt sich am engsten an Freiburg an, indem der Freiburger Westturm und die beiden Hahentürme zusammen als Dreiturmgruppe aufgefaßt werden, was dann Ulm übernimmt. Die Türme werden immer höher und steiler gebaut, sie werden technisch immer gekonnter und meisterhafter, man denke an den Ensfingerschen Entwurf für Ulm, wo dieser riesenhafte Turm auf vier Freipfeilern ruhen sollte. Aber das ist ja gerade der ganz große Unterschied zu Freiburg, daß nun das technisch Gekonnte in den Vordergrund tritt. Die Zeit beherrscht die technische Konstruktion eines Bauwerks so sehr, daß alles zu einem gekonnten Spiel mit Formen wird, zu einem gewagten Spiel der Möglichkeiten, immer größer, immer höher konstruieren zu können. Daraus ergibt sich notwendig eine Vernachlässigung der Einzelformen, die in dieser Zeit auch verhärten. Freiburg zeigt nichts von Technischem und Konstruiertem. Selbstverständlich und sicher gibt sich die ganze Anlage. Bei den Nachfolgebauten drückt sich der Bürgerstolz der Städte in den immer höher und reicher werdenden Türmen aus. Obwohl Freiburg dazu vielleicht den Anstoß gegeben hat, ist dort von diesen Tendenzen noch nichts zu spüren.

Die Feinheit der Durchlichtung und die Leichtigkeit des ganzen Turmes wurde auch bei den Ensfingerschen Türmen nicht mehr erreicht. Die Türme sind viel geschlossener, in den Helmen führt im Inneren eine Spindeltreppe bis in die Spitze, so daß die Durchsicht durch den Helm verhindert wird. Auch die Umrisse der Helme werden nicht mehr konvex kurviert, sondern sinken konkav ein.

Der Gedanke des durchlichteten Oktogons und des durchbrochenen Turmhelms ist Freiburger Erfindung, wo er zugleich zur höchsten Vollendung gebracht wird. Noch in der Entstehungszeit des Freiburger Turmes wird die Größe des Gedankens erkannt und in ganz Deutschland aufgegriffen, selbst noch im 19. Jahrhundert⁵⁸. Aber nirgends wird Freiburg nur erreicht, noch weniger übertroffen. Alles bleibt im technisch-konstruktiven Nachahmen stecken. Diese große Turmidée wird nirgends mehr neu gedacht.

Abbildungsnachweis:

- ¹ „Schauinsland“, Bd. 70, 1951/52.
- ² O. Schmitt, Gotische Skulpturen des Freiburger Münsters, Frankfurt 1926, Taf. 98.
- ³ Ausgewählte Kunstdenkmäler von Laon und Umgebung, Berlin 1917, Abb. 2.
- ⁴ Postkarte Colombier, Macon.
- ⁵ Dehio und v. Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes. Stuttgart 1892 ff. Taf.
- ⁶ Df.
- ⁷ R. Kautsch, Der romanische Kirchenbau im Elsaß, Freiburg 1944, S. 91.
- ⁸ K. Bauch, „Freiburg im Breisgau“, Freiburg o. J., S. 40.
- ⁹ Photoarchiv des kunstgeschichtl. Instituts der Universität München.
- ¹⁰ H. Janßen, Das Münster zu Straßburg, Burg 1933, nach S. 34.
- ¹¹ O. Schmitt, Gotische Skulpturen des Straßburger Münsters, Frankfurt 1924, Taf. 79.
- ¹² Postkarte L. Kohler, Rothau (Bas-Rhin).
- ¹³ D. Jalabert, Notre-Dame de Paris. Pet. Mon. Paris 1935, S. 94.
- ¹⁴ Alte Aufnahme aus dem Denkmälerarchiv des Freiburger Augustiner Museums.

⁵⁸ Ausbau der Regensburger Westfassade, Wiesenkirche in Soest, fast alle Turmanlagen der Neogotik.

Der Skulpturenzyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters

Don Gustav Münzel

Der Parallelismus

Ein Hauptprinzip der Gestaltung in der mittelalterlichen Kunst ist die Parallelisierung in der Darstellung. Der ganze durchgehende typologische Gegensatz von Altem und Neuem Testament, der der mittelalterlichen Kunst zugrunde liegt, ist auf dieser Parallelität aufgebaut. Es ist der Parallelismus der Darstellungen, durch den es Springer gelungen ist, die Portalfiguren der goldenen Pforte in Freiberg richtig zu deuten. Auf der linken Seite stehen Daniel, Saba, Salomon, Johannes d. T. und ihnen gegenüber auf der anderen Seite Aaron, Bathseba, David und Johannes d. E. Alle anderen Deutungen sind abzulehnen. Diese Parallelisierung kann ausgehen von der Gleichheit oder Ähnlichkeit äußerlicher Hantierung, der Gefäße usw., oder von der Gleichheit der Zahl. Diese ist besonders bedeutungsvoll. Durch die Gleichheit der Zahl werden auch ganz heterogene Gegenstände und Geschehnisse nebeneinander gestellt, vorzüglich kommen dafür die Zahlen vier, sieben und zwölf in Betracht, wie dies ausführlich schon in dem Abschnitt über die Symbolik dargelegt wurde. So etwa bei der Zahl vier die vier Paradiesesflüsse, Evangelien, die Tiere der Visionen Ezechiels, die Weltgegenden, die Himmelsrichtungen, die Elemente, die Jahreszeiten und die Lebensalter, und diese Vergleiche werden noch weiter fortgesetzt. So geht es auch bei sieben und zwölf. Jeder Zahl wird auf diese Weise ein reicher Inhalt gegeben. Die Gleichheit der Zahlen führt eine Annäherung der Dinge und Ereignisse herbei. Die Gleichheit der Zahl ist ein Symbol, ein Hinweis auf die innere Beziehung der dargestellten Dinge. Sauer¹ findet den Grund dafür darin, daß den Zahlen selbst eine höhere Bedeutung innewohnt, eine von Gott selbst ihnen verliehene Kraft. Dieser höhere geistige Sinn ist es, der den Zahlen ihren Wert verleiht, und nicht ihr realer Zahlenwert.

Wie es sich mit den Zahlen verhält, so liegt es auch bei den anderen Gleichheiten äußerlicher Art, die zu Verbindungen verschiedener heterogener Gegenstände geführt haben. Man muß eine von Gott gesetzte durchgehende Verbindung der Dinge in der Natur annehmen, die sich in der äußeren Ähnlichkeit manifestiert. Diese Verbindung geht von innen nach außen, die äußere Ähnlichkeit oder Gleichheit weist auf innere Ähnlichkeit oder Gleichheit hin. Das Äußere ist ein Spiegel des Inneren. Darin liegt die Berechtigung, äußerlich gleiche Dinge miteinander zu verbinden, da ihnen eine innere Gleichheit entspricht. Die Zahl zwei drückt entweder die Verbindung zweier Personen oder Geschehnisse zu einer Einheit aus oder deren Gegensatz. So ist z. B. die eiserne Schlange des Moses ein Vorbild der Kreuzigung und diese

¹ Symbolik S. 85. Vgl. auch die Ausführungen bei Bruyne: *L'Esthétique symboliste*, S. 86 ff.

beiden gehören zusammen, wie David als Vorbild Christi mit diesem zusammenhängt, das gleiche gilt von der Zweierheit von Gruppen wie die der Propheten und Apostel. Oder die Zwei drückt den Gegensatz aus von Einzelpersonen oder Gruppen, so Michael und Satan, Verführer und Bräutigam als Einzelgestalten, oder von Gruppen törichte und kluge Jungfrauen, Verdammte und Gerechte usw. Diese Parallelität ist der Schlüssel zum Verständnis der mittelalterlichen Darstellung.

Nun zeigt sich dieses durchgehende Prinzip zuweilen in einer besonderen Abwandlung, nämlich in einem antithetischen Ablauf, wenn es sich um Zyklen handelt, so daß also in einem Gegenlauf das Entgegengesetzte einander gegenübersteht. Es ist eine gute Bemerkung von Moriz-Eichborn², die er zur Erklärung der Skulpturenanordnung in der Freiburger Vorhalle vorbringt. Er geht aus von der anstößigen Stellung der Wissenschaften neben den törichten Jungfrauen auf der Südseite der Vorhalle. Daß die Wissenschaften neben den törichten Jungfrauen stehen, hat seine Gründe in dem Parallelismus der ganzen Anlage von Gut und Böse, der aber hier im Gegenlauf sich vollzieht. Auf der Nordseite ist vollkommen deutlich dargestellt, daß bei der Anordnung der Statuen ein gegensätzliches Moment zugrunde liegt, der Gegensatz des Fürsten der Welt zu Christus. Dieser Gegensatz geht aus von der Gruppe des Fürsten der Welt und der Voluptas zusammen mit dem Warnungengel, wird fortgeführt durch die fünf Gestalten des Alten und Neuen Bundes und geht dann über zu den klugen Jungfrauen mit Christus an der Spitze, der neben der Ecclesia steht. Auf der Südseite finden wir nun den gleichen Gegensatz in umgekehrter Richtung. Dort geht er von den beiden Figuren Margareta und Katharina, den Vertreterinnen der Vita contemplativa und activa, über die sieben freien Künste zu den törichten Jungfrauen und zu der Synagoge, dem Gegensatz der Ecclesia auf der andern Seite, den beiden Eckpfeilern des Gegensatzes. So ergibt sich eine auf Gegensätze aufgebaute Übereinstimmung aller Teile des Zyklus³.

Diese Beobachtung und Erklärung von Moriz-Eichborn blieb unbeachtet. Sie gibt aber nach meiner Ansicht die richtige Lösung der Anordnung. Eine rein durchgeführte Trennung der guten und bösen Vertreter, wie sie Förster in seinem Vorschlag vorsah, war unmöglich bei der gegebenen Anzahl der Plätze, wenn die klugen und törichten Jungfrauen wie die sieben freien Künste aufgenommen werden sollten. Die Vertreter des dem Christentum entgegengesetzten Prinzips betragen zusammen mit dem Fürsten der Welt und der Voluptas und dem ihnen zugehörigen Warnungengel und den fünf törichten Jungfrauen acht Statuen. Die sachlich auch hierher gehörende Synagoge kommt nicht in Betracht, weil sie schon Gewandfigur ist. Auf der andern Seite ergeben die fünf klugen Jungfrauen mit Christus, die fünf alt- und neutestamentlichen Heiligen und die beiden Vertreterinnen der Vita activa und contemplativa mit den sieben freien Künsten zusammen zwanzig Figuren. Also ist es danach unmöglich, jedem Prinzip eine Seite zuzuweisen. Die durchgeführte Anordnung mit einer Entwicklung vom Bösen zum Guten, durchgeführt von außen nach innen auf der einen Seite, vom Fürsten der Welt, der Voluptas, dem Warnungengel über die biblischen Personen und der klugen Jungfrauen zu Christus, und umgekehrt auf der anderen Seite von innen nach außen, von der ungetreuen Braut, der Synagoge, zu den törich-

² Moriz-Eichborn: Der Skulpturenzyklus des Freiburger Münsters, 1899, S. 375, Anm. 127.

³ Nach der Aufstellung von Keller (Die Vorhallefiguren in Freiburger Münster, Breisgauer Chronik 1917, Nr. 8, S. 29 ff.) sind die Figuren der Archivolten auch im Gegenlauf aufgestellt, sie steigen auf der rechten Seite von unten auf bis zum Scheitel und gehen dann wieder herab bis zum Fußpunkt. Es ist also keine parallele Aufstellung von hüben und drüben, sondern ein Nacheinander, und zwar von rechts nach links bis auf die Prophetenreihe, die von links nach rechts geht.

ten Jungfrauen, zum Versagen und zur Sünde, wie diese sie darstellen, und wie sie darum neben der Synagoge den gegebenen Platz haben, so wie sie auch mit dieser verbunden am Westportal der Liebfrauenkirche zu Trier sich befinden, weiter zu den natürlichen Tätigkeiten des Menschen, den sieben freien Künsten, deren richtige Ausübung zum Guten führt und dann schließlich zur Vollendung, zum Heiligen, den beiden Gestalten der Katharina und Margareta, gab die Lösung.

Hat man einmal diesen Gedanken der gegenteiligen Entwicklung erkannt, dann ist die Folge der Figuren gut geordnet, durchsichtig und sinnvoll. Alle Anstände über die Aufstellung der Figuren werden damit hinfällig.

Mit welcher Überlegung bei der Aufstellung der Figuren vorgegangen wurde, dafür zeugt auch eine Feststellung bei der Ordnung der sieben freien Künste, auf die später eingegangen wird⁴.

Eine Bestätigung dieser Auffassung liegt darin, daß dieses antithetische Verhältnis der beiden Seiten nicht auf Freiburg beschränkt ist. Ganz ebenso findet es sich in Straßburg am Südportal der Westfassade mit den klugen und törichten Jungfrauen. Während auf der linken Seite der Verführer die Reihe der törichten Jungfrauen an der äußersten Archivolte beginnt, ist auf der rechten Seite Christus das Endglied der Reihe im innersten Bogenlauf.

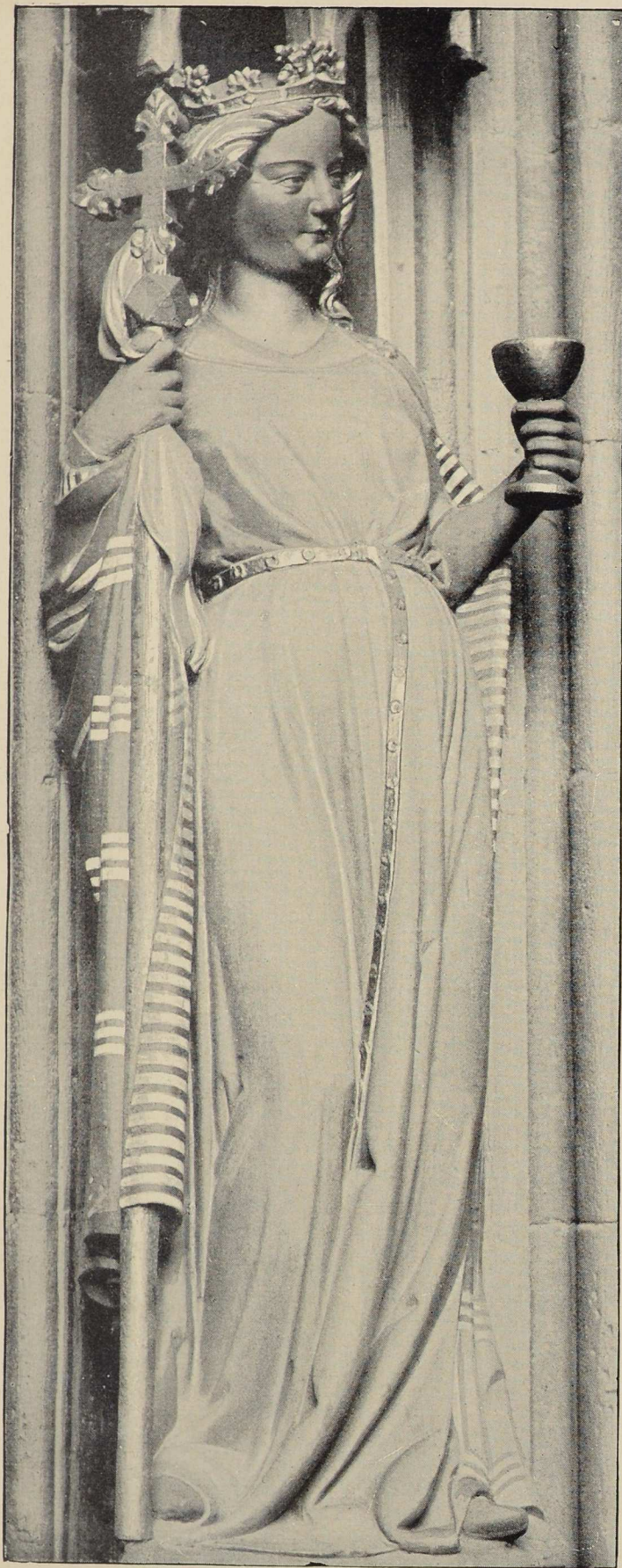
Ecclesia — Maria

Für die Erklärung mittelalterlicher Kunstwerke waren die Arbeiten von Anton Springer von umgestaltender Bedeutung. Es sind dies vor allem seine ikonographischen Studien und seine Untersuchungen über die Quellen der Kunstdarstellungen⁵. Die erste Arbeit ist methodologisch von großer Wichtigkeit geworden. Springer betont darin, daß die bildende Kunst auf den Vorstellungen ihrer Entstehungszeit beruht. Auf diese Vorstellungen muß man zurückgehen, um sie zu verstehen. Rätselbilder wollte die mittelalterliche Kunst nie schaffen. Mit dem Wechsel der Weltanschauung wechselt auch der Gedankeninhalt der Kunstwerke. Springer hebt auch richtig die Grenzen der bildenden Kunst hervor, daß sie ihrer Natur nach nicht Ideen schafft, sondern die vorgefundenen gestaltet. So geht er auf die formal bildnerischen Vorformen wie auf die literarischen Vorstellungen ein, die auf die Kunstwerke eingewirkt haben. Er trennt durch seine Untersuchung die Werke in solche, denen nur eine rein dekorative Bedeutung zukommt, ohne daß sie irgendwie inhaltlich von Belang sind, und in solche, die symbolisch verstanden werden wollen. In der zweiten Arbeit setzt er seine Untersuchungen fort, die zu wichtigen konkreten Ergebnissen führten. Er weist auf die verschiedenen Quellen hin, die auf die Entstehung der Werke von Einfluß waren, so auf die Bibel, im besonderen auf die in den Psalmen niedergelegten Bilder und Vorstellungen, auf deren Fortführung im Mittelalter in den Typologien, auf die Hymnen und Sequenzen und vor allem auf die Homilien, so vorzüglich auf die Predigtsammlung des Honorius Augustodunensis, auf das Speculum Ecclesiae.

Auf diese Weise geht Springer an die Erklärung der Freiburger Portalfiguren, der berühmten goldenen Pforte, die hier als Ausgangspunkt der ganzen Entwick-

⁴ Janßen betont bei Beschreibung der Vorhalle (S. 26) die rhythmisch bewegte Folge der weit gestellten Figurenreihen.

⁵ Ikonographische Studien. Mitteilungen der K.K. Central Comission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler, Bd. 5, 1860. Über die Quellen der Kunstdarstellungen im Mittelalter. Berichte über die Verhandlungen der K. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Phil.-Hist. Klasse 31. Bd. 1879.



Ecclesia vom Portal-Gewände



Madonna vom inneren Portal

lung ausführlich dargelegt sei, um die mit den Portalzyklen verbundenen Probleme deutlich zu machen. Nach der Beschreibung der Figuren des Tympanons und der vier Portalleibungen widmet Springer die größte Aufmerksamkeit den acht Figuren an den beiden Seiten des Eingangs. Das Ergebnis seiner Betrachtung geht dahin, daß die ganze Darstellung der Vermählung Christi mit der Kirche gewidmet ist. Die Kirche ist die Braut Christi, keine Vorstellung war dem Mittelalter geläufiger als diese. In den Hymnen und Sequenzen, in den Homilien des Honorius wird sie unzählige Male als solche aufgeführt und gefeiert. „Materia libri est sponsus cum sponsa, id est Christus et ecclesia“ heißt es in der *Expositio in Cantica canticorum* des Honorius. Biblische Gestalten werden zum Vergleich mit der Kirche herangezogen, sie wird mit Salomons Tempel, mit Eva und Maria verglichen. Unter den verschiedenen allegorischen Hochzeiten Christi hat dort seine Vermählung mit der Kirche das höchste Ansehen. Am Kirchweihstage wird das Gedächtnis der Hochzeit Christi mit der Kirche gefeiert. Zu diesem Feste sind die Hochzeitszeugen geladen, die Paranymphe, deren Namen in den verschiedenen Sequenzen wechseln, aber alle ihre Namen werden in den Sequenzen und Hymnen gefunden. Honorius gibt seinerseits die Bestätigung. Alle diese Paranymphe sponsi sind Typen und Vorbilder Christi. Es sind die acht Figuren am Gewände, links Daniel und neben ihm die Königin von Saba, König Salomon und Johannes der Täufer, rechts Aaron mit der Urne und dem blühenden Stab, weiter eine gekrönte Figur, die Bathseba, David mit Zepher und Psalter, dann Johannes der Evangelist. Im Tympanon die Anbetung der drei Könige vor Christus auf dem Schoße der Mutter, in den vier Portalbögen die Auferstehung der Toten, die Taube des Heiligen Geistes zwischen Engeln und acht sitzenden Gestalten, Abraham, in dessen Schoß ein Engel eine Seele legt, sechs sitzende Gestalten schließen sich an, dann Gott Vater, die Jungfrau krönend. Die klugen und törichten Jungfrauen fehlen an der goldenen Pforte, sie werden aber schon in dem ambrosianischen Hymnus *ad nocturnum* als das Hochzeitsfolge des sponsus angeführt. Ihre häufige Anwesenheit an den gotischen Portalen zeigt, daß die ursprünglich dem Portalschmuck zugrunde liegende Idee auch bei der veränderten Anschauungsweise der Gotik und der Erweiterung des zur Verfügung stehenden Raumes und der dadurch bedingten Umwandlung des Bildinhaltes, der zu einer Lockerung des früheren Zusammenhanges führte, nicht völlig erloschen war. Die Figuren in Freiberg sind wahre Hochzeitsbilder, Christus vermählt sich, von zahlreichen Hochzeitszeugen geleitet, mit der Kirche, sie feiern Maria als die an die Stelle der Kirche getretene Braut, und preisen den himmlischen Bräutigam des Jüngsten Tages. So tritt die Madonna in den Vordergrund. Es ist die wichtigste Wandlung im mittelalterlichen Darstellungskreis, daß die Madonna immer mehr herausgehoben und ihr vorzüglich Verehrung gewidmet wird. Was bei Isidor von Sevilla noch an Symbolen und Typen auf die Ecclesia bezogen wurde, das wird später auf Maria angewendet. So sagt Honorius, daß Maria mit der Ecclesia völlig gleichgestellt wird: *Gloriosa virgo Maria ecclesiae typum gerit*. Tritt Maria an die Stelle der Ecclesia, so übernimmt sie auch den Platz der sponsa. In vielen Sequenzen wird sie als *soror, sponsa, filia, sponsa deitatis, pulchra dei sponsa, agni sponsa* gepriesen. So erklärt es sich, daß die Madonnenstatuen an zahlreichen Portalen vorkommen, Maria ist eben als Braut an die Stelle der Ecclesia getreten.

Von dieser Abhandlung Springers aus wurde das Sponsus-Sponsa-Thema weiter aufgenommen⁶. So stimmt Sauer in seiner Symbolik des Kirchengebäudes den Auf-

⁶ Durch die Einfügung des Sponsus-Sponsa-Verhältnisses in die kunstwissenschaftliche Betrachtung wurden auch mehrere Darstellungen, die bis dahin anders angesehen wurden, als Sponsus-Sponsa aufgewiesen. So wurden die beiden Figuren im Magdeburger Dom,

stellungen von Springer zu, aber mit bestimmten Einschränkungen. Zunächst wendet er sich gegen die Art der Quellenbehandlung Springers. Während dieser die Quellen, die Hymnen, Sequenzen, Homilien, die Ausführungen der Symboliker unterschiedlos nebeneinander verwendet, nimmt Sauer eine Quellenscheidung vor. Er stellt gewissermaßen einen Stammbaum der Quellen auf. Er sieht die Liturgie als die primäre Quelle an, von der die anderen abhängen, es ist also nicht die Predigt, die Springer als erste Quelle heranzieht⁷. Man muß eine Scheidung machen zwischen literarischer und Kunstsymbolik, diese sind zwei verschiedene selbständige Sprößlinge der symbolischen Vorstellungswelt des Mittelalters⁸. Und die Schriften der Symboliker wie Honorius, Sicardus, Durandus sind nicht unmittelbare Vorlagen der Künstler gewesen, was sie bringen, ist der Niederschlag der allgemeinen Vorstellungen, ein Zeugnis der großen Verbreitung der symbolischen Ideen.

Das zweite Moment, worin sich Sauer von Springer unterscheidet, ist die Auffassung Marias in dem Thema Sponsus-Sponsa in Freiberg. Springer betont, in der mittelalterlichen Entwicklung sei die Stellung Marias immer ausschließlicher in den Gesichtskreis der Gläubigen getreten und ihr eine immer steigende Verehrung gewidmet worden, so daß sie allmählich an zahlreichen Portalen der Kirchen erscheine, wodurch es zustande komme, daß Maria als Braut die Stelle der Ecclesia eingenommen habe.

Demgegenüber betont Sauer, daß es sich bei den Mariendarstellungen am Portalpfeiler oder im Tympanon wie in Freiberg nicht um Maria als historische Persönlichkeit handle, sondern sie müsse als symbolische Gestalt angesehen werden. So sei auch die Madonna am Teilungspfeiler im Freiburger Münster als Personifikation der Kirche aufzufassen, die als Schößling aus der Wurzel Jesse herauswächst, es ist die Kirche in Verwirklichung des göttlichen Heilsplanes auf Erden. Auf dieser Grundlage hat dann Sauer den ganzen Portalschmuck in Freiburg behandelt. Es sind im wesentlichen die gleichen Gedanken, wie sie Springer für Freiberg festgelegt hat. Die alttestamentlichen Figuren der Archivolten sind samt dem Engelschor zum Hochzeitsmahl, das der Heiland mit seiner Braut, der Kirche, feiert, geladen. Es ist die große Vermählungsfeier zwischen Christus und seiner Kirche, zu der die ganze Menschheit unablässig eingeladen wird. Nicht Christus steht im Vordergrund, alles andere beherrschend und niederhaltend, sondern die von ihm gestiftete und geleitete Heils-

die bisher als Kaiser Otto der Große und Kaiserin Editha (um 1240) angesehen wurden, nicht als solche, sondern als Sponsus-Sponsa erkannt. (Gillen: Christus und die Sponsa in der Heilig-Grab-Kapelle des Magdeburger Doms, Die Christliche Kunst, Bd. 33, 1937.) — An der Kanzel des Giovanni Pisano zu Pisa (1302—1312) sind nach neuerer Auffassung die zwei tragenden Figuren, die an Stelle von Säulen unter der Kanzel stehen, als Sponsus und Sponsa, Christus und Ecclesia, zu denken. Die Christusfigur hat die vier Evangelisten als Sockelfiguren, die Ecclesia mit zwei Kindern an der Brust, dem Alten und Neuen Testament, hat die vier Kardinaltugenden als Sockelfiguren. Beide Figuren sind aufeinander bezogen als Sponsus und Sponsa zu denken. (A. Keller: Giovanni Pisano, 1942, S. 46 ff.) Früher wurde die weibliche Figur als Piza angesehen, wohl in Analogie zu der Pisafigur bei der Madonna Heinrichs VII.

⁷ Auch die These von dem ausschlaggebenden Einfluß des geistlichen Schauspiels auf die bildende Kunst, die Weber in seiner Arbeit über geistliches Schauspiel und kirchliche Kunst angenommen hat, weist Sauer zurück. Diese Anschauung Webers bedürfe einer nicht unerheblichen Rektifikation. S. 47 u. a.

⁸ Auch Künstle, Ikonographie S. 59, sagt, der literarische Symbolismus ist stets weitergehend, exzessiver als der monumentale, beide dürfen nicht konfundiert werden. Diesen Fehler wirft Künstle Male vor.

anstalt, seine Braut, die Kirche⁹. Die alttestamentlichen Personen sind die *internuntii nuptiarum*, denen die Persönlichkeiten des Neuen Bundes, die *paranymphi sponsi et sponsae* entgegengesetzt sind. Wie man es ausdrücken kann, die Kirche beruht auf Prophetie und Apostolat, auf den Boten des versprochenen und den Zeugen des erschienenen Messias. Es ist der weltgeschichtliche Verlauf der Heilsordnung vor und nach Christus.

Dabei weist Sauer¹⁰ mit vollem Recht die These von Weber¹¹ zurück, daß die Darstellung der Synagoge auf Antisemitismus beruhe, daß es sich dabei um Rassenkampf handle. Insbesondere für die Freiburger Vorhalle ist diese Übersteigerung ganz abzulehnen. Die Verbindung mit den Archivoltenfiguren, mit den alttestamentlichen Personen, den Ältesten, Propheten und Königen zeigt das deutlich. Sie sind Boten des kommenden Messias. Die Synagoge ist Vorbereitung, die Kirche ist Erfüllung. Gebrochen erscheint die Synagoge, weil sie beim Erscheinen des Messias ihre Aufgabe nicht erfüllte und ihn ablehnte, wodurch sie Schuld auf sich nahm und von der Kirche besiegt wurde. — Als Ergebnis seiner ausführlichen Betrachtung der Vorhalle mit dem gesamten Skulpturenzyklus, des Gewändes, des Tympanons und der Archivolten tritt eine monumentale Geschichte des Reiches Gottes in seinem Verlauf wie in seiner besonderen Ausbildung beim einzelnen, zugleich eine dogmatische wie eine moralische Theologie, eine *Summa theologica*, heraus (S. 362 ff).

Was nun die Quellenfrage zu den symbolischen Darstellungen anlangt, so ist das Zurückgehen auf die Liturgie, in der sich das eigentliche Leben der Kirche abspielt, sicherlich richtig. In der Liturgie, im Verlauf des Kirchenjahres, im Kultus zeigt sich das Leben der Kirche. Sauer betont darum mit Recht die Liturgie als primäre Quelle der symbolischen Darstellungen, insbesondere verweist er die Predigt, wie dies schon F. X. Kraus gegen Springer getan hatte, als der Liturgie nachgeordnet. Alle übrigen symbolischen Äußerungen in Hymnen, Sequenzen und Homilien, in den Ausführungen der Symboliker gehen letzten Endes auf die Liturgie zurück. Die allgemeinen Darstellungen symbolischer Art, die von der Liturgie ausgelöst werden, erhalten dabei ihre besondere persönliche Ausprägung und Abwandlung, je nach dem Zweck der Darstellung dichterischer oder lehrhafter Art und der Persönlichkeit ihres Autors.

Mit der Feststellung der Liturgie als primärer Quelle ist nun aber noch gar nichts ausgemacht darüber, was als Quelle eines konkreten symbolischen Kunstwerkes zu gelten hat. Es kann sehr wohl sein, daß eine Homilie oder eine Sequenz bei einem Auftraggeber den Anlaß gegeben hat für die spezielle Ausbildung des Programmes an dem vorgesehenen Bau. Der Künstler wird es danach ausführen und sich im übrigen an die überlieferten Formen der Darstellung halten. Es kann oft gar nicht auf die Liturgie unmittelbar zurückgegangen werden, weil sie über Einzelheiten keinen Bescheid gibt, wie z. B. über die Zahl und Auswahl der *Paranymphi*. So ist es gerechtfertigt, die sekundären Quellen zur Erklärung des symbolischen Gehaltes der

⁹ Wenn Moriz-Eichborn erkläre, sagt Sauer, daß Maria die eigentliche Trägerin der Heilswahrheiten des Neuen Testaments sei und nicht Christus, und so ihre Bedeutung noch über die des Heilandes hinauswache (Moriz-Eichborn S. 66), so hätten diese Worte (S. 62) nur Sinn, wenn Moriz-Eichborn dabei an die Gleichsetzung von Maria und *Ecclesia* denke. Also, daß Moriz-Eichborn gewissermaßen unwissentlich die These von Maria gleich *Ecclesia*, von Braut und Bräutigam, mit diesen Worten ausgedrückt habe. Nun kennt aber Moriz-Eichborn diese Gleichsetzung überhaupt nicht, und seine Worte haben einen ganz anderen Sinn.

¹⁰ Sauer, S. 287 und 365.

¹¹ Weber, P.: Geistliches Schauspiel und kirchliche Kunst in ihrem Verhältnis erläutert an einer Ikonographie der Kirche und der Synagoge, 1894.

Werke heranzuziehen. Sie sind eben Zeugnisse der im allgemeinen Bewußtsein lebenden Vorstellungen. Es ist daher auch sehr wohl möglich, daß ein Auftraggeber, je nach seiner Bildung und persönlichen Vorliebe aus mehreren Quellen, etwa aus verschiedenen Predigten oder Sequenzen, das Programm für seinen Zyklus zusammenstellt, wohl normalerweise in Zusammenarbeit mit dem Künstler, sei es, daß danach der Bau unternommen werden soll, sei es, daß der Künstler bei schon vorhandenem Bau über Anzahl und Verteilung der Figuren Rat gibt. Man kann deshalb Sauer nicht folgen in diesem Punkte, wenn er daran Anstoß nimmt, daß das Programm vom Laon nicht aus einer einzigen Stelle, sondern aus drei verschiedenen Predigten des Honorius von Autun zusammengestellt worden ist¹². Es ist wohl möglich, daß ursprünglich mehrere Quellenstellen für die Programmzusammenstellung herangezogen wurden.

So ist auch Künstlers¹³ Ablehnung von Springers Erklärung der Statuen der goldenen Pforte aus der Sequenz *de dedicatione ecclesiae* nicht stichhaltig. Künstler sagt, Springer habe den Zyklus in Freiberg richtig erklärt, aber die Hymnen des Kirchweihfestes, wie sie das 12. Jahrhundert hervorgebracht hat, seien viel zu wenig bekannt und volkstümlich gewesen und auch zu jungem Ursprungs, als daß sie als Quellen für solche Monumente in Betracht kommen könnten. Wenn es sich lediglich um den Künstler handelte, so könnte man tatsächlich fragen, ob er diese Sequenzen wirklich gekannt und sie darum für die Darstellung verwandt habe. Es ist gewiß unwahrscheinlich, daß ein Laie und handwerklich tätiger Künstler sich mit diesen geistlichen Dichtungen genauer bekannt gemacht habe. Aber ganz anders liegt die Sache, wenn man die Tätigkeit des geistlichen Auftraggebers für die Programmzusammenstellung mit heranzieht. Ein theologisch gebildeter, geistig interessierter Mann kann die Sequenzen des Adam von St. Victor sehr wohl gekannt und sie mit anderen Quellen für die Darstellung an der Pforte verwandt haben. Adam von St. Victor ist spätestens 1192 gestorben, andere geben ein viel früheres Datum an (1177), in den wenigstens drei bis vier Jahrzehnten bis zur Ausführung der goldenen Pforte können die Sequenzen in Freiberg leicht bekannt geworden sein. Es ist unerlässlich, die Tätigkeit des geistlichen Auftraggebers bei der Erörterung dieser Probleme mit heranzuziehen.

Tiefer greifend als dieser mehr methodologische Unterschied in der Quellenverwendung ist der in der Auffassung Marias bei beiden Autoren. Springer betont, daß Maria die an die Stelle der Kirche getretene Braut sei^{13a}. Die wichtigste Wandlung im mittelalterlichen Vorstellungskreis ist nach Springer die Stellung Marias, sie tritt immer mehr in den Vordergrund in der Verehrung der Gläubigen. Damit sagt Springer, daß Maria als historische Persönlichkeit an die Stelle ihrer symbolischen Gestalt als Braut Christi getreten sei, während Sauer daran festhält, daß es sich bei dieser Darstellung nicht um die historische Persönlichkeit Marias, sondern nur um eine symbolische Gestalt handle. In diesem Sinn setzt er die Gestalt Marias mit der *Ecclesia* vollkommen gleich. So sagt er ausdrücklich in seiner Betrachtung des Freiburger Zyklus, Maria kann dabei nur als Personifikation der Kirche aufgefaßt werden, nicht als geschichtliche Person, es ist die Kirche in Verwirklichung des göttlichen Heilsplanes auf Erden (S. 362). Ob diese Auffassung Sauers sich aufrechterhalten läßt, darüber soll im folgenden gesprochen werden.

Die *Sponsus-Sponsa*-Vorstellung von dem Verhältnis Christi zur Kirche als einem Brautverhältnis, die schon eine alttestamentliche Vorform hat im Verhältnis

¹² Sauer, S. 284.

¹³ *Ikonographie I*, S. 60.

^{13a} S. 38, 40.

Gottes zu dem Volke Israel, hat in ihrer Geschichte einen eingreifenden Wechsel erfahren. Zunächst erscheint die Ecclesiarvorstellung als Sponsa Christi als eine theologische, allegorische Personifikation ohne Maria. Dann tritt Maria neben sie, wie in verschiedenen Handschriften des *Speculum virginum* Christus zwischen Ecclesia und Maria dargestellt wird¹⁴. Die Entwicklung geht dann weiter.

Im 12. Jahrhundert beginnt für die Sponsus-Sponsa-Darstellung eine neue Phase. Maria tritt an die Stelle der Ecclesia, alle Theologen stimmen darin überein. Von großer Bedeutung für die Ausbildung dieses Gedankens wird das Hohelied. Bernhard v. Clairvaux schreibt *Sermones super cantica canticorum*, vor allem wichtig wird dann weiter der Hohelied-Kommentar des Honorius Augustodunensis mit seiner mystisch allegorischen Erklärung des Textes. So wird Maria als typologische Gestalt Ecclesia und als solche Sponsa.

Sponsus und Sponsa werden seit dem frühen Mittelalter in verschiedenen Formen vorgeführt. Gewöhnlich finden sich beide sitzend dargestellt, beide gekrönt, wie schon auf einer Miniatur in einem Petershausener Sakramentar aus dem 10. Jahrhundert¹⁵, Sponsa prächtig geschmückt trägt in der Rechten ein Kreuz, in der Linken ein Buch. Sie sitzt neben Christus, der in einer zweiten Miniatur dargestellt ist, er hält in der Linken ein Buch und segnet mit der Rechten. In anderen Darstellungen umarmt Sponsus die Sponsa oder sie reichen sich die Hand. Meistens trägt Sponsa Kreuzstab oder Weltkugel, Buch oder ein Schriftband. Christus wird auch durch das apokalyptische Lamm ersetzt, wie auf zwei Sakramentaren aus Ottonischer Zeit aus Fulda¹⁶. Ecclesia tritt auch allein auf, so auf einem Wandbild aus der Mitte des 12. Jahrhunderts in der Klosterkirche in Prüfening bei Regensburg. Maria, die *Virgo perennis*, sitzt ohne Kind als Ecclesia mit Siegesfahne und Weltkugel auf einem Thron, sie ist ganz mystisch, hieratisch, fern, eine strenge statuarische Gestalt.

Sponsus und Sponsa treten auch auf unter den alttestamentarischen Vorbildern von Salomon und Königin von Saba, David und Bathseba, Ahasver und Esther, nach der Typologie der Zeit. Auch kommt die Sponsa als solche neben Salomo vor, so in der Handschrift der *Sermones über cantica canticorum* des Bernhard von Clairvaux¹⁷. Drei Bogen sind da, rechts thront Salomo, in der Mitte steht Sponsa, unter dem linken Bogen befinden sich drei Personen, in der Mitte von ihnen eine weibliche Gestalt, die vor der Brust in der ausgestreckten Hand einen Ring hält. Über diesen Personen stehen in einem Sims des Bauwerkes die Namen Salomo, Sponsa und *Adolescentula* für die drei Personen der linken Nische. Außer dieser Darstellung findet sich auf dem vorhergehenden Blatt, das in eine obere und untere Hälfte geteilt ist, oben Christus und Maria. Maria ist gekrönt, Christus ungekrönt segnet Maria. In der unteren Hälfte dieses Blattes befinden sich zwei thronende Figuren, ein Mann mit Zepter, eine Frau mit Schriftband, beide wohl als Salomo und Königin von Saba aufzufassen, als Sponsus und Sponsa.

¹⁴ Lehmann: Die Parabel von den klugen und törichten Jungfrauen, 1916, S. 7, 22, 23. So in der *Speculum-virginum*-Handschrift im Kölner Stadtarchiv vom Ende des 12. Jahrhunderts und in der vom Anfang des 13. Jahrhunderts in der Leipziger Stadtbibliothek.

¹⁵ Abbildung der Sponsa bei Beißel, Verehrung Marias im Mittelalter, S. 157, B. 63.

¹⁶ Gillen: Braut und Bräutigam. Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte, Bd. 2, Sp. 1114 bis 1115. Eine Abbildung des Sakramentars in der Universitätsbibliothek Göttingen, Reallexikon, Bd. 1, Sp. 365—366.

¹⁷ Aus Kloster Pegau stammend, aber nicht dort entstanden, 2. H. 12. Jhd. Bruck: Die Male-reien in den Handschriften des Königreiches Sachsen, 1906 (Aus den Schriften der K. Säch-sischen Kommission für Geschichte, Bd. 11), S. 47 ff., Abb. 38 und 40: Blatt 1 und 2 der Handschrift.

Als begleitendes Beiwerk in einer mehr dekorativen Weise werden Sponsus und Sponsa in dem Prachtevangeliar Heinrichs des Löwen in Gmunden verwandt, das aus dem Kloster Helmarshausen stammt. Auf mehreren Miniaturen sind sie als Halbfiguren in Medaillons oder Quadraten in dem Rahmen der Darstellung an den Rändern der Leisten angebracht. Durch die Worte auf ihren Schriftbändern soll auf die jeweilige Begebenheit der Miniaturen hingewiesen werden. Auf einer verwandten Handschrift, einem Evangeliar in Trier, findet sich die gleiche Anordnung¹⁸. Außerdem gibt es dort eine ungewöhnliche Darstellung, auf einer Miniatur mit der Taufe Christi (Fol. 54) stehen Sponsus und Sponsa neben der Arche Noah. Die beiden Figuren werden durch ihre Spruchbänder, die die gleichen sind wie auf der Taufe Christi im Gmunderer Evangeliar, als Sponsus und Sponsa gesichert.

Besonders stark tritt der symbolische Charakter des Sponsus-Sponsa-Verhältnisses in dem Hortus Deliciarum hervor¹⁹. So zeigt Tafel 42 eine große symbolische Verlobungsfeier, auf der die Kirche als Braut Christi, der in königlichem Ornat auf dem Throne sitzt, von den Aposteln als Trauzeugen zugeführt wird. Christus bietet der Kirche, die gleichfalls königlich gekleidet ist, die Krone an. Die Apostel bringen die von ihnen in das irdische Leben eingeführte Kirche Christus als Gattin dar.

Eine andere Miniatur (T. 58) bringt ein Bild nach dem Hohen Lied (II, 14). Christus führt die Kirche in den Weinkeller. Der Text dieses Teiles des Buches war überschrieben: Von der Kirche, von Christus und der Kirche, und insbesondere von der Jungfrau Maria.

Tafel 54 stellt den Bau des Tempels durch Salomo dar, der den Frieden zwischen uns und Gott hergestellt hat, dabei bedeutet der Tempel des Herrn die Kirche. Salomo praefiguriert den Heiland selber. Darauf folgt das Bild der Königin von Saba bei Salomo als Typus der Kirche. Ihr Gespräch mit Salomo bedeutet nach Herrad, Christus inspiriert die Kirche, denn die Königin des Südens bedeutet die Kirche der Heiden, und die Geschenke der Königin an Salomo sind die Seelen, die die Kirche Christus darbringt. Mystischer wird die Verbindung Christi und der Kirche noch aufgefaßt auf der 53. Tafel. Hier findet sich geradezu eine Häufung von symbolischen Vorstellungen. Zunächst wird Christus hier durch Salomo dargestellt, der auf einem kostbar ausgestatteten Lager ruht, das von sechzig ausgewählten Kriegeren in Waffen umgeben ist (Hohes Lied III, 7)²⁰. Dieses Bett, sagt Herrad, ist die Kirche, wo sich die himmlische Natur mit der menschlichen vereinigt, und das ist nichts anderes als der jungfräuliche Schoß Marias, wo die Gottheit, das Wort Gottes seine himmlische Natur mit der menschlichen vereinigt hat. Hier ist also zunächst Salomo gleich Christus gesetzt, weiter ist sein Lager die Kirche und das als Kirche symbolisierte Lager ist dann der jungfräuliche Schoß Marias.

Wie die natürlichen Verhältnisse zurückgedrängt werden durch den Drang zur Symbolisierung zeigt weiter eine Stelle aus der Verkündigungs predigt des Abtes Godfried von Admont. In der zweiten Homilie zu diesem Feste schreibt er zum ersten

¹⁸ Franz Jansen: Die Helmarshäuser Buchmalerei zur Zeit Heinrichs des Löwen, 1933, S. 70—95, Abb. 17, 18, 22. Zu Fol. 171 (Maria und die Apostel, Christus als Gärtner, Maria am Grabe) wird Ecclesia-Sponsa der Synagoge entgegengestellt, S. 83. Die zweite Handschrift ist ein Evangeliar Nr. 142 im Domschatz zu Trier, Jansen, S. 118—127, Abb. 28, 29, 30. Auf der Kreuzigung Christi, Fol. 90, findet sich Ecclesia zweimal: zunächst mit der Synagoge an den beiden Seiten Christi, dann oben am Rande des Rahmens, rechts und links Sponsus und Sponsa.

¹⁹ Hortus Deliciarum der Herrad von Landsberg, herausgeg. von Straub und Keller, 1899.

²⁰ Das Bett Salomons bei Engelhardt, Herrad von Landsberg, 1818, T. 5, Fig. 7, S. 113, mit der Beischrift: Der König Salomo als Sinnbild der Kirche auf dem Bette ausruhend.

Verse des dritten Kapitels des Hohen Liedes: „Kommet und sehet den König Salomo mit seinem Diadem, womit ihn gekrönt hat seine Mutter.“ Diese Mutter ist nach ihm Maria, die Mutter des wahren Salomo²¹.

Die steigende Verehrung Marias bewegt sich nach dem 12. Jahrhundert aber nicht mehr in dem Gedanken des Sponsus-Sponsa-Verhältnisses, wenn auch im 13. Jahrhundert noch vereinzelt neue Sponsus-Sponsa-Darstellungen auftreten. Allein dieser Gedanke ist der Zeit zu abstrakt für die Verehrung Marias, die sich nun vielmehr rein menschlich äußert. Es treten geradezu familiäre Züge in dieser Verehrung auf zwischen den Menschen und Maria, die Legenden zeigen das in steigendem Maße. Diese menschlich vertrauliche Auffassung der Jungfrau Maria in der Legende geht auch in die weltliche Dichtung über. Sie findet sich besonders schön in dem altfranzösischen Gedicht aus dem Ende des 12. Jahrhunderts: *Del tumber Nostre Dame, der Tänzer Unserer Lieben Frau*²². In diesem neuen menschlich nahen Bilde Marias bleibt sie doch voll symbolischen Gehaltes. Ihre übernatürlichen Beziehungen werden womöglich noch stärker betont als früher, sie ist die Gottesmutter, die neue Eva, durch die das Heil gekommen ist. Auf diesen Eigenschaften beruht ja überhaupt die ganze Bedeutung ihrer menschlichen Persönlichkeit. Es fragt sich nur, ob ihre Darstellung mit dem Kinde auf dem Arm die Ecclesia repräsentiere, ob Maria nur als Personifikation der Kirche aufgefaßt werden könne. Das ist es eben, was bestritten wird.

Das 13. Jahrhundert bildet die Wende, hier wie auch in anderem Betracht. Schon Springer hat diese Stellung des 13. Jahrhunderts hervorgehoben. Es tritt ein Wandel in der Weltanschauung ein, der sich auch im Kunstwerk äußert. Deshalb sind meiner Meinung nach die Darstellungen Marias mit dem Kinde auf dem Arm keineswegs als Darstellungen der Ecclesia zu werten, sondern als Maria, die Mutter Gottes, die Himmelskönigin, die mütterliche Helferin der Menschen, die Zuflucht der Betrühten. Den Titel Mutter der Barmherzigkeit trägt Maria zwar schon lange, das Attribut der Barmherzigkeit wird aber nun zum Mittelpunkt der Verehrung Marias, als der Maria am eigentlichsten zukommende Name, denn Barmherzigkeit ist mehr als Macht und Weisheit, wie Albert der Große sagt, und Mutter der Barmherzigkeit ist besser als Königin der Herrinnen²³.

Es ist eben die Betonung der rein natürlichen, rein menschlichen Gestalt Marias neben ihrer typologischen Bedeutung, es ist die Gottesmutter, die alle Freuden und Leiden einer Mutter in höchstem Maße kennengelernt hat und für alle Mühseligen eine mütterliche Helferin geworden ist. Es ist also danach Maria an den Kirchenportalen rein als die natürliche, historische Persönlichkeit dargestellt und verherrlicht und nicht als abstrakte typologische Gestalt, als Ecclesia, wie Sauer will.

Wenn er auf die großen französischen Kathedralen für seine These verweist, auf Chartres, Laon²⁴, und sagt, daß sie nicht erklärt seien, wenn man sie nur als der Gottesmutter geweihte Kirchen ansähe, sondern daß hier ein viel tieferer Ausblick und ein viel mächtigerer Hintergrund vorhanden sei, indem die Madonna am Pfeiler, der das Eingangstor teilt, nicht die historische Persönlichkeit sei, sondern eine sym-

²¹ St. Beißel: Geschichte der Verehrung Marias in Deutschland während des Mittelalters, 1899, S. 106.

²² Vgl. Wilhelm Herz: Spielmannsbuch, 1905, S. 237 ff. und 420 f., wo auch noch auf andere innige und zarte Züge in dem Verkehr Marias mit den Menschen hingewiesen wird.

²³ St. Beißel: Verehrung Marias, über Albert den Großen, S. 217 ff., bes. S. 220. Merkwürdig ist es übrigens, daß Beißel in seiner umfangreichen Behandlung der Verehrung Marias im Mittelalter das Thema der Sponsus-Sponsa-Darstellung nicht besonders behandelt.

²⁴ Symbolik, S. 331 f., 340 ff., 362.

bolische Gestalt, nämlich eine Personifikation der Kirche, wie er das auch für Freiburg annimmt. Bei Amiens hebt er hervor²⁵, daß das südliche Nebenportal der Westfassade der Verherrlichung Marias gewidmet sei, aber dieser als einer symbolischen Gestalt, weil am Sockel der edlen Madonnenfigur am Portalpfeiler ihre Bedeutung in der Darstellung der Geschichte der ersten Eva dargelegt sei, so ist mit dieser Darstellung doch nicht auf das Brautverhältnis Sponsus-Sponsa hingewiesen, auf Maria als Ecclesia, sondern auf Maria als die zweite Eva, die die Sünde aufgehoben hat, die durch die erste Eva in die Welt gekommen ist. Ebenso ist beim Südportal St. Honoré, wo sich gleichfalls am Teilungspfeiler eine Madonnenstatue befindet, während in den Archivolten ein vollständiger Abriß der auf Christus und Maria sich beziehenden alttestamentlichen Typologie angebracht ist, die reicher ist als die entsprechenden Szenen in Chartres, Laon, Mantas und Senlis, diese ganze Typologie, die Måle aus dem Mystère du Vieil Testament abgeleitet hat, ein Hinweis auf den Messias, auf die Geburt Christi aus der Jungfrau Maria. Die Vorstellung von Maria als Ecclesia wie das Sponsus-Sponsa-Thema werden dadurch nicht berührt. Gerade in Laon zeigt sich der Unterschied zwischen der typologischen und historischen Auffassung Marias. Im Tympanon am Mittelportal sind Christus und Maria als Sponsus und Sponsa dargestellt, beide sitzen nebeneinander auf dem Thron, beide tragen Kronen, er das Buch, sie das Szepter. Aber am Portalpfeiler steht die gekrönte Madonna mit dem Kinde auf dem Arm, als neue Eva, die die Schlange unter ihren Füßen zertritt, die Patronin der Kathedrale, die Gottesmutter, die Helferin der Menschen, die Mutter der Barmherzigkeit. Eine klare Scheidung der symbolischen und historischen Persönlichkeit Marias. Um so mehr ist das anzunehmen, als im Tympanon des linken Seitenportals Maria thronend, mit der Krone auf dem Haupt, in ihrer ganzen majestätischen Herrlichkeit mit Gott Vater und dem Heiligen Geist dargestellt ist.

Ganz entsprechend ist der Figurenzyklus der Notre-Dame-Kirche in Paris ein Hinweis auf Maria, die Bringerin des Heils, die durch ihr göttliches Kind die neue Zeit eingeleitet hat. Die Madonna steht zwischen zwei Engeln über der Königsgalerie, umgeben von Adam und Eva und weiter unten stehen Ecclesia und Synagoge, die Symbole der neuen und der alten Zeit.

Man kann es sich auch kaum vorstellen, daß das Volk, wenn es die Figur Marias als Mutter mit dem Kinde auf dem Arm an der Kirche, die ja hier in Freiburg, wie auch häufig anderwärts nach ihr benannt ist, dargestellt findet, etwas anderes sehen sollte als eben die Mutter Gottes, die barmherzige Helferin, die Fürbitterin bei ihrem Sohne und nicht das abstrakte Bild der Ecclesia. Die Legenden zeugen für den engen gemüthlichen Zusammenhang der Mutter Gottes mit der Menschheit, die ihre Verehrer beschirmt und auch den Sünder nicht von sich stößt. Um zu beweisen, daß es sich bei einer Darstellung Marias und dem Kinde um die Sponsus-Sponsa-Darstellung handelt, müßte ein ganz unzweideutiger Hinweis dafür gegeben sein in Haltung und Attributen. Es kann dafür überhaupt nur eine Einzelgruppe von Madonna und Christkind in Frage kommen. Wenn die Darstellung verbunden ist mit der adoratio magorum, kann das Thema Sponsus-Sponsa gar nicht in Betracht kommen, dann kann es sich überhaupt nur um die Anbetung des neugeborenen Kindes handeln, eingeschlossen die Verehrung der Mutter, Maria ist dabei nicht als Braut, sondern nur als Mutter des Christkinds aufzufassen. Analog liegt die Sache, wenn ein anderer Personenkreis anbetend um das Kind auf dem Arm der Mutter angeordnet ist, Maria wird als Mutter verehrt. Diese Auffassung von Maria als rein mensch-

²⁵ Symbolik, S. 340/341.

licher Persönlichkeit wird in Freiburg dann noch wesentlich unterstützt durch die großfigurigen mariologischen Gestalten am Gewände. Wenn auch die adoratio magorum mit der Darstellung der thronenden oder der repräsentativen Maria mit dem Kinde häufig verbunden erscheint, wie auch bei der thronenden Madonna in Freiberg, so sind aber die Verkündigung und die Heimsuchung mariologische Szenen, die mit diesem Thema nicht unmittelbar verknüpft sind²⁶.

Welch ein Unterschied dieser Bilder des 13. Jahrhunderts zu den früheren Darstellungen Marias! Eine ganze Welt liegt zwischen beiden Auffassungen²⁷.

Wenn Maria als Ecclesia austritt ohne Kind wie in Prüfening, ist sie hieratisch streng, von statuarischer Haltung mit Kreuzesfahne und Weltkugel. Sie ist eine über-

²⁶ Bei der Aufzählung der Gewändefiguren der Südseite der Freiburger Vorhalle nennt Sauer die Synagoge, Elisabeth mit Maria, die Mutter Anna und zuletzt den Verkündigungengel Gabriel (S. 366). Auffallend ist dabei die Anführung der Mutter Anna. In einer Anmerkung zu dieser Anführung wendet sich Sauer gegen Moriz-Eichborn, der gesagt hat, daß dieser Engel mit der folgenden Gestalt der Maria (von Sauer hinzugefügt: am Portalpfeiler) zusammen die Szene der Verkündigung bilden solle, was völlig abzuweisen sei. Moriz-Eichborn komme zu seiner Meinung nur durch die vorwiegend historische Auffassung. Zwischen diesem Engel und der Madonna mit dem Kind am Türpfeiler, die ihm noch außerdem gar keine Beachtung schenke, könne doch unmöglich die Beziehung des Verkündigungsereignisses bestehen. Was sollte dabei auch das Jesuskind auf dem Arm der Mutter für eine Bedeutung haben?

Mit diesen Ausführungen hat Sauer aber Moriz-Eichborn mißverstanden. Wenn Moriz-Eichborn bei dem Engel der Verkündigung sagt, daß er mit der folgenden Gestalt Marias zusammen die Szene der Verkündigung bilde, so meint er nicht die Madonna des Mittelpfeilers, sondern die von Sauer als Mutter Anna angesehene Figur, die neben dem Engel steht und von der Gruppe der Heimsuchung gefolgt wird. Das geht deutlich auch aus Moriz-Eichborns Nummern, mit denen er die Figuren belegt hat, hervor. In einer Anmerkung (S. 357, 16) verweist er darauf, daß Bock unter Trennung der Gruppe in Maria die Prophetin Anna sehe. Diese Deutung lehnt er mit Recht ab, schon allein die jugendliche Erscheinung verbiete es, in der Figur die Prophetin Anna zu sehen. Wenn er dann fortfährt, daß es nichts Ungewöhnliches sei, die Szene der Verkündigung unter Auflösung der Gruppe in dieser Weise vorzustellen, so meint er damit die zwischen den beiden Figuren durchgezogenen Rippen der Archivolte, wie er ja schon vorher (S. 12) davon spricht, daß die Darstellung getrennt sei und sie dadurch in Vergleich bringt zur Trennung der Gruppe der Sockelfiguren unter dem Verkündigungengel und dem knienden König auf der anderen Seite, die er irrtümlich als Ankündigung der Geburt des Täufers ansieht. In der Tat stören die Archivoltenrippen auch nicht, die beiden Figuren als eine Gruppe aufzufassen, so wenig wie die, auch durch eine Archivoltenrippe getrennte Gruppe der drei Könige auf der andern Seite dadurch gestört wird. Daß er aber damit diese Verkündigungsgruppe meint, geht deutlich daraus hervor, daß er von der Nebenordnung der unmittelbar folgenden Heimsuchung spricht und hinzufügt, daß darin allein schon ein Hinweis auf die Verkündigung gegeben sei.

Es handelt sich auch tatsächlich um eine Verkündigungsgruppe, der Annahme einer Mutter Anna, wie Sauer will, kann man nicht beistimmen. Was wollte die Mutter Anna in diesem Zusammenhang vorstellen? Als Vertreterin des Judentums, wie Sauer sagt, neben Maria könnte man sie doch nicht annehmen. Und was sollte der Verkündigungengel allein? Die Figur ist so wenig die Mutter Anna wie die Prophetin Anna, wofür sie Bock gehalten hat. Sind die beiden Figuren des Engels und Marias trotz der dazwischen liegenden Archivoltenrippe ohne weiteres als eine Gruppe zu erkennen, so kann man im Gegensatz dazu an eine andere Verkündigungsgruppe erinnern, an die an der Fassade der Adelhäuser Kirche in Freiburg, wo die Figuren tatsächlich so weit auseinander angebracht sind und auch in ihrer Haltung für diese weite Entfernung so wenig aufeinander bezogen sind, daß der Zusammenhang gestört ist.

²⁷ Es ist mit diesem Gegensatz der hieratisch strengen, majestätischen und der gelösten menschlich nahen Auffassung der thronenden oder repräsentierenden Madonna im frühen und späteren Mittelalter nicht gesagt, daß sich nicht auch im frühen Mittelalter Formen des Mariabildes finden, die das rein Menschliche bei Maria betonen, es sind dies Formen, wie

menschliche Erscheinung. Auf diese Figur, wie auch auf eine weitere Ecclesiadarstellung wird noch in anderem Zusammenhange hinzuweisen sein. Aber auch wo Maria in den vorhergehenden Jahrhunderten mit dem Kinde auf dem Arm dargestellt ist, ist sie die unnahbare Herrin mit dem Reichsapfel oder mit dem Zepter, und das Kind trägt ein Kreuz, z. B. Miniatur aus dem Liber pontificalis der Dombibliothek in Köln, und die kleine goldene Marienstatue im Hildesheimer Dom. Schon bei diesen Bildern ist eine Darstellung von Braut und Bräutigam nicht anzunehmen. Viel weniger natürlich bei den späteren Werken mit der rein menschlichen Auffassung Marias.

Auf diesen Bildern sind häufig bei Mutter und Kind Beigaben angebracht, wie Blumen, Früchte oder ein Vogel. Es sind dieses Beigaben, die auch in dem Hohen Liede vorkommen und die darum für die Brautmystik angewandt werden könnten. So die Geschenke des Bräutigams an die Braut (Hohes Lied II, 5), die Vergleiche, mit denen der Bräutigam die Braut im Hohen Liede auszeichnet (Hohes Lied II, 14; V, 2; VI, 8). In dieser Weise könnte man den Vogel in der Hand des Kindes als die Taube ansehen, wie die Braut im Hohen Liede vom Bräutigam genannt wird. Aber ist es möglich, in dem Kinde den Sponsus zu erblicken? Wie sollte man bei einem Bilde der Mutter mit dem Kinde an das Sponsus-Sponsa-Thema denken? Wollte man aber mystisch in dem Kind den Sponsus erblicken, so wäre das, wenn überhaupt, nur in der Frühzeit möglich, gewiß nicht mehr in der späteren Zeit²⁸.

Bei den späteren Bildern besteht eine enge Beziehung zwischen Mutter und Kind. Die Mutter ist von inniger mütterlicher Liebe erfüllt und die Beigaben: Blumen und Früchte, Äpfel, Birnen, Trauben oder der Vogel in der Hand des Kindes sind ohne jeden symbolischen Charakter, sie sind Gaben der Mutter an das Kind, Zeichen der Zärtlichkeit und der mütterlichen Liebe. So sei auf zwei Glasgemälde verwiesen, die Madonna mit dem Kinde auf dem Arm im Freiburger Augustinermuseum, um 1350, süddeutsch. Auf beiden Bildern faßt das Kind einen Vogel mit den Händen. Während die Mutter auf dem ersten Glasgemälde (Nr. 85) in der anderen Hand eine Blume trägt, hält sie auf dem zweiten Bilde (Nr. 165) einen Apfel in der Hand.

Darum hat Künstle das Sponsus-Sponsa-Thema schon für Freiberg abgelehnt. Springer hatte in Freiberg die Braut-Bräutigam-Szene angenommen, dabei aber

sie in der byzantinischen Kunst vorkommen und von dort weitergegeben wurden. Um Beispiele zu nennen, sei das interessante Relief der Madonna mit Kind aus der Laurentiusabtei in Lüttich aus dem 12. Jahrhundert erwähnt, das von der Legende mit dem berühmten Rupert von Deuz in Verbindung gebracht wurde. Die Darstellung auf byzantinischer Grundlage zeigt die Madonna das Kind nährend, es ist die byzantinische Galaktotrophusa (A. Goldschmidt: Die belgische Monumentalplastik des 12. Jahrhunderts. S. 56, mit Abb. Tf. 9 in Clemen, Belgische Kunstdenkmäler, Bd. 1, 1923). Eine andere Darstellung zeigt eine Miniatur in einer Handschrift der Evangelia quattuor latine aus dem 12. Jahrhundert Dresden, Königl. öffentl. Bibl. Mscr. A. 94, Blatt 123, bei Bruck. Die Malereien in den Handschriften des Königreichs Sachsen. S. 42. Aus den Schriften der Königl. Sächs. Kommission für Geschichte, Bd. 11). In einer Initiale I befindet sich im unteren Medaillon die Halbfigur Marias, die mit beiden Armen den kleinen Heiland umfassend, ihren Blick ins Weite richtet, während der kleine Christusknabe Maria anblickt und seine rechte Hand zärtlich an das Kinn der Mutter faßt. Es ist dies die Auffassung der Glykophilusa der byzantinischen Kunst.

²⁸ Der Apfel in der Hand des Kindes wird im Gegensatz zu der Brautmystik auch noch anders gedeutet. Er gilt als ein Sinnbild der Schuld Evas. Christus ist gekommen, um die Schuld Evas von den Menschen zu nehmen. Das göttliche Kind kennt die großen Opfer, welche die Erlöseraufgabe mit sich bringen wird, es will die Menschen durch den Apfel in seiner Hand über seinen Erlöserwillen belehren. So heißt es bei Hartig: Die schöne Madonna von Salzburg als Gnadenbild und ihr Verbreitungsgebiet, Das Münster 1948, 278; Belege für diese Angabe bringt er nicht bei.

bestimmt erklärt, daß Maria an die Stelle der Ecclesia getreten sei, daß also Maria die Darstellung Ecclesia verdrängt habe. Es handelte sich also nicht mehr um die symbolische Auffassung Marias, um eine vollkommene Identität von Maria und Ecclesia, sondern nur mehr um Maria, um ihre menschliche Persönlichkeit, die verehrt wird, wie die ihr gewidmete Andacht und ihre Legenden in steigendem Maße erweisen²⁹. Dagegen hat Künstle³⁰ vorgebracht, daß trotz der Übereinstimmung mit der Sequenz von Adam von St. Victor die Hypothese Springers abzulehnen sei. Maria kann hier nicht als Sponsa Christi aufzufassen sein, Maria mit dem Kinde ist hier nicht Braut, sondern Mutter desjenigen, der einst die Welt richten wird. Die großen Figuren sind darum nicht Brautzeugen, sondern Verkünder und Symbole des Messias, soweit sie dem Alten Testamente angehören, soweit sie aus dem Neuen Testamente stammen, sind sie Zeugen dafür, daß der Messias wirklich erschienen ist. Das Königspaar Salomo und die Königin von Saba in Freiberg wie in Chartres, Amiens und Reims sind Symbole der adoratio magorum.

Die Darstellung der Mutter Gottes mit dem Jesuskind, das gewöhnlich von den drei Magiern angebetet wird, ist die wichtigste Variante für das ursprüngliche Tympanonmotiv des rex gloriae. Auch diese Szene ist rein christologisch. Nicht Maria, sondern das Kind auf ihrem Schoß ist die Hauptperson. Ein Beweis dafür sind die Auferstehungsszenen in der obersten Archivolte. Zu einem mariologischen Motiv paßt diese Zutat nicht, wohl aber ist sie gerechtfertigt, wenn die Darstellung eine Vertretung des Weltrichters ist.

Man ist geneigt, Künstle zuzustimmen, daß in Freiberg Maria nicht als Braut dargestellt ist. Auch die ganze Auffassung des Kindes, das von der Mutter abgewandt die Umstehenden segnet, spricht dafür. So ist schon Freiberg als Braut-Bräutigam-Darstellung zweifelhaft. Wenn sie aber doch so aufzufassen ist, dann wäre das nur in einer Abschwächung der alten Form.

Noch viel weniger als in Freiberg handelt es sich um eine Braut-Bräutigam-Darstellung in Freiburg bei der Madonna mit Kind am Eingangspfeiler. Zunächst ist auf alle Fälle Maria nicht als Ecclesia aufzufassen, und weiterhin kann eine Sponsus-Sponsa-Darstellung nicht in Betracht kommen. Künstle muß, wie er Freiberg abgelehnt hat, um so mehr das Freiburger Werk, auf das er nicht eingeht, als Sponsus-Sponsa-Darstellung ablehnen. Das Freiburger Werk ist siebenzig bis achtzig Jahre später zustande gekommen als das Freiburger. Es ist nicht möglich, am Anfang des 14. Jahrhunderts das Kind als Sponsus anzusehen. Die ganze Entwicklung des 13. Jahrhunderts liegt zwischen den beiden Werken. Innerhalb der mittelalterlichen Entwicklung bildet das 13. Jahrhundert die große Zäsur, wie dies schon Springer betont hat. Es tritt eine Wandlung der Weltanschauung ein, und dieser Wandel bringt auch einen Wechsel der künstlerischen Motive und hat darum eine anders geartete Auffassung zur Folge. Auch überkommene Figuren erhalten eine neue Bedeutung, es ist die alte Bildform mit neuem Inhalt. Diese gleichfalls von Springer im Umkreis dieser Probleme gemachte Feststellung wird von Sauer zustimmend übernommen³¹. Eine solche, anders geartete Auffassung kommt hier in Frage, ein Bedeutungswechsel ist eingetreten. Hatte schon Springer für Freiberg Maria an die Stelle der Ecclesia gesetzt, so scheidet die Ecclesia-Darstellung für Freiburg in weit höherem Maße aus. Bildete Freiberg eine Mischung alter und neuer Gedanken, war die Madonna thronend dargestellt, von einem Personenkreis umgeben, der als

²⁹ Springer: Über die Quellen der Kunstdarstellung im Mittelalter, S. 38 ff.

³⁰ Ikonographie, S. 74 und 80.

³¹ Sauer: Symbolik, S. 49.

Brautzeugenkreis überliefert war, ohne Einmischung fremder Bestandteile, so daß hier also die Residuen der alten Formen mit den neuen Gedanken vor uns stehen, so ist in Freiburg die Entwicklung viel weiter fortgeschritten. In Freiburg ist die stehende Maria in freundlich mütterlicher Haltung mit einer Blume in der Hand dem Kinde zugewandt und erscheint, entsprechend dem viel größeren Umkreis des gotischen Bauwerks, in einem Kreis von zugehörigen Personen, der wesentlich zahlreicher ist, der keinen Zusammenhang mit dem Brautzeugencharakter hat. Ein viel umfassenderer Gedanke kommt in dem Zyklus zum Ausdruck.

Danach kann man der Auffassung Sauers nicht beistimmen, daß in der Freiburger Vorhalle Christus nur in der von ihm gestifteten und geleiteten Heilsanstalt, der Kirche, seiner Braut, hervortrete. Nach der eben dargelegten Auffassung handelt es sich bei Maria nur mehr um ihre menschliche Persönlichkeit, nicht um ein Symbol der Ecclesia. Und Christus ist in der Vorhalle nach der bisherigen Annahme dreimal, wie es hier entwickelt wird, sogar viermal dargestellt, als Kind auf dem Arm der Mutter, am Kreuz, als Weltenrichter und als Pantokrator in der obersten Archivolte. Die ganze Darstellung im Tympanon gipfelt im Jüngsten Gericht mit Christus als Mittelpunkt. Hier handelt es sich um Christus, die Kirche hat hier keine Stellung mehr. Christus ist der Kulminationspunkt des Ganzen. Auch die Wurzel Jesse mit ihren das ganze Tympanon umziehenden Ranken zielt doch auf Christus als Endglied der Vorfahren in Israel ab. Neben ihn tritt die Verehrung seiner Mutter, keineswegs aber seine eigene Bedeutung überschattend, wie dies Moriz-Eichborn sagt, welche Meinung Sauer widerlegt. Aber Maria nimmt neben ihm eine der Zeit entsprechende hervorragende Stellung ein, rein menschlich aufgefaßt, als Helferin, als Mittlerin bei ihrem Sohn. Ihre Bedeutung liegt eben darin, daß sie Mutter Christi ist. Ihre Stellung ist von Christus abgeleitet, beruht ganz auf ihm. Am deutlichsten kommt das bei der Darstellung des Gerichts zum Ausdruck, wo Maria neben dem Weltrichter fürbittend kniet. Es mag aber wohl sein, daß bei dem starken Hervortreten Marias an den wichtigsten Stellen der Kirche, außen und innen, wie hier in Freiburg, sie so sehr in den Vordergrund tritt, daß bei der Verehrung Marias diese gedankliche Abhängigkeit von Christus nicht immer genügend festgehalten wurde.

Daß die Annahme von einer Abschwächung und einem allmählichen Absinken des Themas Sponsus-Sponsa richtig ist, erhält ihre volle Bestätigung dadurch, daß dieses Thema überhaupt abstirbt, es wird nicht mehr verwandt. Die in ihm vertretene Symbolik war zeitgebunden und wurde verdrängt durch andersartige Vorstellungen, das abstrakte hieratische Sponsus-Sponsa-Thema wird um die Wende des 13. Jahrhunderts durch Darstellung gefühlswarmer, menschlich naher, innig ergreifender Bildungen ersetzt. Es wird abgelöst von dem bildlichen Niederschlag der Liebesmystik, der Pieta, dem Schmerzensmann, dem Schutzmantelbild, dem heiligen Grab. Auch in der Zeit seiner vollen Blüte war das Sponsus-Sponsa-Thema nicht für das ganze Volk, sondern hauptsächlich für den engeren Kreis der theologisch Gebildeten bestimmt. Die Darstellung des Themas findet sich vorzüglich in liturgischen Handschriften, Sakramentaren, Evangeliaren, Psalterien, als Miniaturen in theologischen Werken wie in den Kommentaren zum Hohen Lied von Honorius oder in Werken zur theologischen Belehrung wie im Hortus deliciarum oder als Wandmalereien in Klosterkirchen, wie in Prüfening und in Göß in Steiermark. Es geht hier mit diesem mystisch abstrakten Thema so wie mit dem Werk des Rupert von Deuz über das Hohe Lied, es war seinem mystischen Gedankengang nach nur für einen engeren Kreis, für Theologen und Klöster bestimmt³².

³² Für Rupert weist Beißel, Verehrung S. 104, besonders darauf hin.

Scheidet danach die Marienskulptur am Portal der Freiburger Vorhalle als Symbolisierung der Ecclesia aus, so fehlt doch die Ecclesia dort nicht. Sie ist einmal da als Gegensatz zur Synagoge, als eine Personifikation des Neuen Testamentes, der Erfüllung, gegenüber der Synagoge, als der Vorbereitung durch den Alten Bund, die aber dann beim Erscheinen Christi, des Messias, versagte. Weiter haben wir nach der hier gegebenen Erklärung eine Ecclesiadarstellung bei der Geburt Christi im Tympanon in der leuchtertragenden Frauengestalt vor uns, die das Licht, das mit Christus in die Welt gekommen ist, versinnbildlicht, wovon später geredet wird.

Mittelalterliche Flurwüstungen am Schönberg

Don Emil Notheisen

Wie alle früh besiedelten Landschaften weist auch der Schönberg-Hohfirsitzzug eine Reihe schon im Mittelalter abgegangener Siedlungen auf. Die bekannteste Wüstung ist das oberhalb Ebringen gelegene Berghausen, das im 14. Jahrhundert noch sieben Höfe zählte, in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts aber bereits aufgegeben war. Schon früh verschwunden sind Heimenhusen¹ und Ruhingen², die beide im Wendlinger Bann lagen. Ruhingen, das als Flurnamen noch im Adelhauser Urbar (1423)³ erwähnt wird, muß östlich der Ölmühle von St. Georgen gestanden haben. Beim Bau der Überführung der Güterbahnlinie über den zur Ölmühle führenden Feldweg wurden hier einige Fundamente angeschnitten. Vielleicht gehörte das 1936 in der Nähe freigelegte alemannische Gräberfeld zu dieser Siedlung⁴. Für das im Adelhauser Urbar (1327) mehrmals genannte Heimenhusen dürfen wir die Gegend von Wernlisbrunnen annehmen, wo die Gemarkungsgrenzen von St. Georgen, Wolfenweiler und Ebringen zusammentreffen. Wahrscheinlich war die „Steinmur“ bei Wernlisbrunnen, die in einer Urkunde des Generallandesarchivs (1468)⁵ und in der Ebringer Bannabgrenzung (1546)⁶ genannt wird, ein Rest von Heimenhusen. — Selbst unterhalb des Hohfirsitzgipfels stand ein Hof, das sogenannte „Anckenreuter Gut“. Es wird in einer Pfaffenweiler Urkunde von 1491⁷ noch erwähnt, der Flurnamen „im Anckenrütter“ war nach einer Banngrenzbeschreibung des Wolfenweiler Hohfirsitzwaldes 1723⁸ noch lebendig. Abgegangene Hofgruppen auf der Norsinger Gemarkung waren am Bazenberg, ein Endingen⁹ und Hofen¹⁰. Nördlich von Kirchhofen, im Schneckental, gab es ein Edighofen, das als Flurnamen noch auf einer Gemarkungskarte aus dem 18. Jahrhundert eingezeichnet ist¹¹. Auch am Westhang des Ölbergs bestand bis ins 15. Jahrhundert auf dem Gewann Rosenberg eine kleine Siedlung. Hier wurden schon wiederholt Mauerreste freigelegt. In der schon erwähnten Pfaffenweiler Ur-

¹ Krieger: Topographisches Wörterbuch I, 913.

² Erstmals erwähnt bei B. Schelb: Das Werden der breisgauischen Dörfer, Ms.

³ Stadtarchiv Freiburg.

⁴ Siehe auch H. Stoll: Die Alemannengräber von Freiburg, Stadtteil St. Georgen, in: Badische Fundberichte 1948/50.

⁵ Generallandesarchiv 23/53 Wendlingen.

⁶ Gemeindegarchiv Ebringen: „Grünes Buch“, S. 373.

⁷ Gemeindegarchiv Pfaffenweiler, Urkunde Nr. 12.

⁸ Generallandesarchiv: Grenzstreitigkeiten zwischen den Badenweiler Amtsorten Wolfenweiler und Schallstadt und den vorderösterreichischen Amtsorten Pfaffenweiler-Öhlinsweiler und Scherzingen.

⁹ Generallandesarchiv, Berain 3210, Kloster Günterstal, 1344.

¹⁰ Generallandesarchiv, Berain 8553, Kloster Tennenbach, 1341.

¹¹ Gemeindegarchiv Kirchhofen, Pläne Nr. 1 (1775).

kunde von 1491 erscheint unter den Zeugen „alle von Gerinstetten“, ein Hans Locher am Rosenberg. Bezeichnenderweise sind alle diese Wüstungen in der Überlieferung der anliegenden Dörfer lebendig.

Es soll hier nicht näher auf die Ursache dieses Wüstungsvorganges, der im 14. und 15. Jahrhundert seinen Höhepunkt hatte, eingegangen werden. Die Konzentration einzelner Gehöftgruppen zu Hausendörfern begann schon im Hochmittelalter. Bevölkerungsrückgang, ein gewisses Schutzbedürfnis und die Zwei- bzw. Dreifelderwirtschaft mögen ein engeres Zusammenwohnen veranlaßt haben.

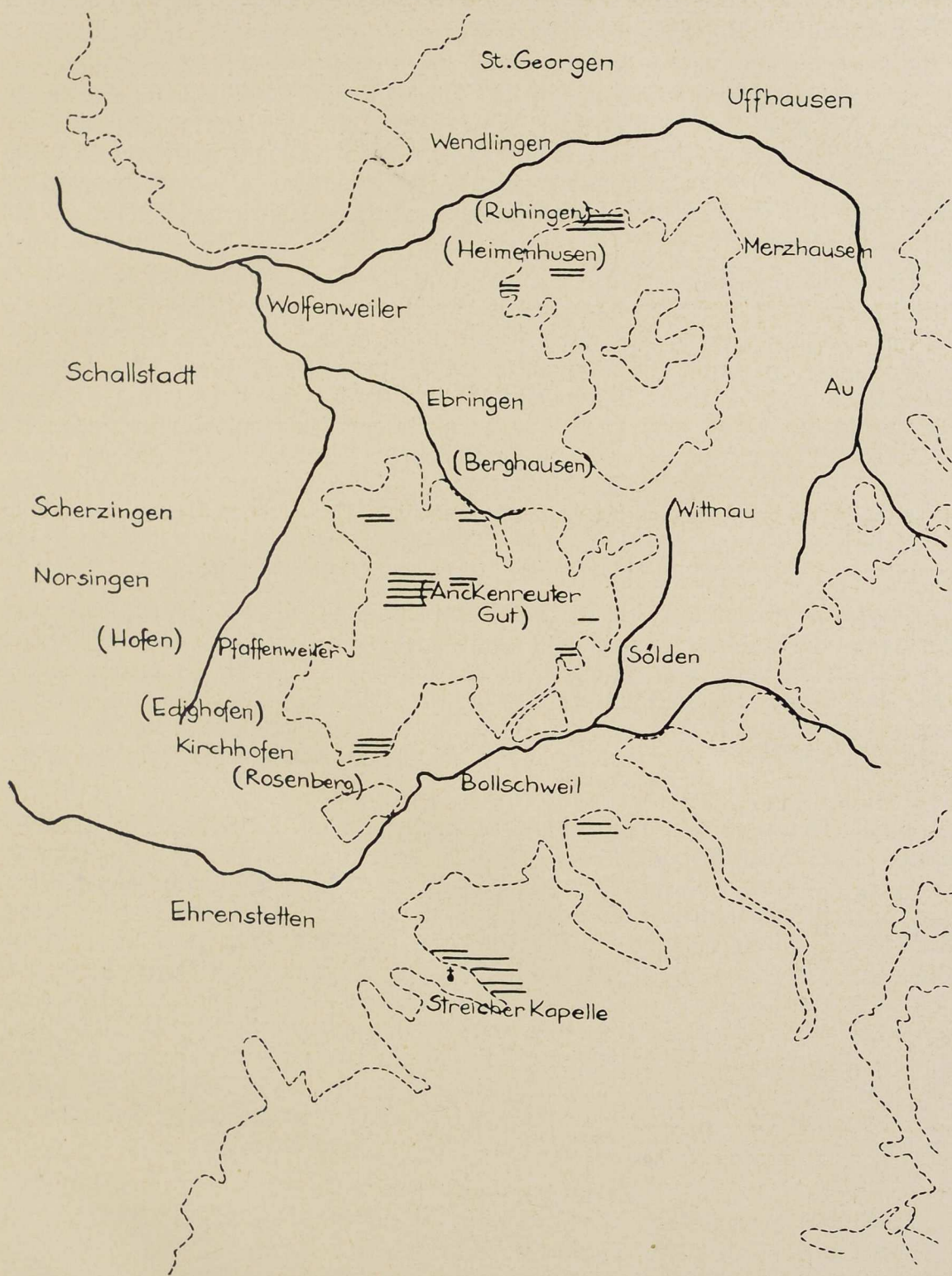
Gleichzeitig mit der Aufgabe der Wohnplätze vollzog sich auch stellenweise ein Wüstwerden der Flur, das heißt Felder und Wiesen wurden dem Wald überlassen; das war besonders der Fall, wenn infolge Seuchen oder kriegerischer Ereignisse die Bevölkerung zurückgegangen war oder die Flurstücke zu weit von der jetzigen Siedlung entfernt lagen. Oft wurden die Äcker auch nur in Wiesen, die einen geringeren Arbeitseinsatz benötigten, umgewandelt. Ein anschauliches Beispiel dafür bietet der Berghäuser Sattel westlich der Berghäuser Kapelle. Das ehemalige Ackerland der Wüstung Berghäuser bestand hier bis ins 18. Jahrhundert, erst im 19. Jahrhundert haben hier — wahrscheinlich wegen des steilen Aufstiegs von Ebringen her — die Felder vollständig Wiesen Platz gemacht. Aufgelassene Felder — Wiesen und Reben kommen weniger in Frage — die schon längst zu Wald geworden sind, finden sich überall am Schönberg-Hohfirsst, und sie sind nicht allein durch die Nähe ehemaliger Siedlungen zu erklären. Besonders an steiler geneigten Hängen lassen sich solche Wüstungsfluren an Hochrainen erkennen, die Überbleibsel ehemaliger Ackerterrassen darstellen. Die Böschungen sind manchmal nur noch schwach ausgeprägt, oft aber bis zwei Meter hoch und dürfen weder mit gesteinsbedingten Geländestufen noch mit alten Wegen verwechselt werden. Bestätigt werden solche ehemaligen Hangäcker, die sich auch auf heutigem Wiesengelände finden, oft noch durch Lesesteinhäufen.

Daß Berghänge, die schon seit Jahrhunderten Wald tragen, im Mittelalter ausgedehnte Ackerfluren aufwiesen, war wohl durch den sehr extensiven Ackerbau bedingt, der zusätzlich Ackerland benötigte, außerdem führte bei Kalkverwitterungsböden das Abpflügen der oberen Lagen immer wieder zu einer gewissen Bodenerneuerung; ein weiterer Grund wird noch in der größeren Versumpfung der Talböden zu suchen sein.

Bemerkenswert sind die sehr steilen und nach Norden exponierten ehemaligen Hangäcker an der Buchhalde südlich Talhausen. Andererseits lassen sich bei flachem Relief oder auf Bergrücken schlecht Terrassen feststellen. Hier sind es die Besitzverhältnisse, Flurformen und Flurnamen, die auf Flurwüstungen hinweisen. So findet sich mitten im Ebringer und Pfaffenweiler Gemeindewald Privatwald, der schon im 18. Jahrhundert als Bauernwald erwähnt wird. Nun gab es im späten Mittelalter auf den Gemarkungen Ebringen und Pfaffenweiler nur Gemeindewald und Herrschaftswald. Es kann sich bei diesem Privatwald also nur um aufgeforsdete Äcker und Wiesen handeln. Das bestätigt auch die völlig unregelmäßige Parzellierung des Pfaffenweiler Hohfirsstwaldes mit kleinsten Eigentumsstücken ähnlich der Gewinnflur des Ackerlandes. Flurnamen wie Grünwasen oder Wildgebraite deuten weiterhin auf ehemaliges Kulturland hin.

In den meisten Fällen werden unsere Vermutungen durch urkundliche Erwähnungen bestätigt. So war der jetzige Privatwald oberhalb Wendlingen auf den Gewannen Wildgebraite, Fesacker und Küferspiz einmal Feld. Neben den Flurnamen und den schmalen Parzellen weist besonders eine Urkunde von 1468¹² (GLA) auf ehemaliges

¹² Siehe Anm. 5.



Flurwüstungen am Schönberg (1:50 000)

Legende: Namen in Klammern: Ortswüstungen; Schraffierung: Flurwüstungen;
 punktierte Linie: heutige Waldgrenze

Ackerland (von Heimenhusen [?]) hin. Acht Bürger in Wendlingen und Uffhausen bekamen damals vom Kloster Günterstal zu einem ewigen Erbe „ein Holz und Feld 23^{1/2} Tuchert genannt wylde gebreyt“.

1327 werden am „Bol“ westlich der Schneeberg zwei Tuchert Feld erwähnt¹³; mit ihm werden die Hochraine im Gewann Höll (nördlich Punkt 456,7) zusammenhängen. Einzelne Terrassen sind noch in dem Privatwald „In den Wannern“ oberhalb von Leutesberg und am Urberg, hier besonders deutlich am Südosthang oberhalb Ellighofen zu sehen. Die schon erwähnte Buchhalde im Außbachtal zeigt zwei ausgeprägte Ackerraine. Auf sie dürften die zwei Tuchert „rutina et agrorum, stostent an den hohenfirst“ zutreffen¹⁰.

Weitgehend Ackerfeld war der schon genannte Privatwald am Hohfirst oberhalb Öhlinsweiler. Eine Pfaffenweiler Urkunde um 1349¹⁴ erwähnt erstmals Felder auf dem Hohfirst „das niemen uff dem berg weiden soll, denn die, die güter da hant, und die so ze acker da gant“. Die Einwohner von Öhlinsweiler erklären 1491, daß ihre Eltern schon große Mauern (Lesehausen) in den Bergen zusammengetragen hätten, „nit nur in den reben, ouch in welden, da güter gewesen seyn“. Noch anfangs des 16. Jahrhunderts müssen sich auf dem Hohfirst Acker befunden haben, da nach einem Vertrag von 1501¹⁵ Wolfenweiler sich Waidgang und Bannhut der jetzt auf dem Pfaffenweiler Bann gelegenen Güter (Felder) vorbehielt. Im gleichen Vertrag wird noch ein Öttlinsacker genannt. 1750 war der Flurnamen noch bekannt¹⁶; der Acker lag am unteren Dürrenberg und war damals schon dem Wald überlassen.

Wahrscheinlich war auch der Wald auf dem Gewann Haiden östlich vom Schulbach (Ebringer und Söldener Gemarkung) einmal teilweise Ackerland, denn wir finden hier viel Privatbesitz, der schon im 17. Jahrhundert belegt ist. Es spricht einiges dafür, daß der im 19. Jahrhundert abgegangene Heidenhof der Rest einer größeren Siedlung war. Auch in dem nördlich anschließenden Jungholz müssen Felder gelegen haben. Ein Söldener Urbar aus dem Jahr 1493 (GLA) erwähnt hier zweimal Ackerland¹⁷.

Hangäcker treffen wir auch östlich des Herztales an. Zwei deutliche Terrassen verlaufen am Schönbuck oberhalb Bollschweil, und selbst oberhalb des Kohlerweges im oberen Leimbach muß Ackerbau getrieben worden sein. Das ausgedehnteste Gebiet ehemaliger Ackerfluren liegt aber an den Südhängen des Kirchhofer Gemeindewaldes nördlich vom Streicherkäpple¹⁸. Die einzelnen zum Teil über zwei Meter hohen Böschungen ziehen sich mit einem durchschnittlichen Abstand von etwa 50 Meter und einer Länge von 100 Meter — natürlich oft unterbrochen — teilweise bis zum Kohlerweg empor und gehen talaufwärts bis zum vorderen Sägengrund. Es liegt die Vermutung nahe — eine urkundliche Erwähnung ließ sich bis jetzt noch nicht finden, auch war der Wald teils Gemeinde-, teils Herrschaftswald —, daß diese Felder zu einer schon früh abgegangenen Siedlung im vorderen Ehrenstetter Grund gehört haben, deren Rest das Streicherkäpple darstellen könnte (1546 erstmals erwähnt).

¹³ „Zur Geschichte von Ebringen und Berghausen“, Alemannische Heimat, 1937, Nr. 30.

¹⁴ Gemeindegarchiv Pfaffenweiler, Urkunde Nr. 1.

¹⁵ Siehe Anm. 8.

¹⁶ Siehe Anm. 8.

¹⁷ Generallandesarchiv, Berain 8114.

¹⁸ Auf die Hangäcker beim Streicherkäpple wurde ich freundlicherweise durch Herrn Frank Ringwald, Stausen, auf die oberhalb Ellighofen durch Herrn Forstmeister Wandres, Stausen, aufmerksam gemacht.

Die kurze Übersicht zeigt, daß das heute geschlossene Waldbild des Schönberg-Hohfirsztzugs, aber auch des gegenüberliegenden Schwarzwaldbrands, im Mittelalter durch Ackerland stark aufgelockert war. Umgekehrt waren in das heute einheitliche Kulturland — das läßt sich zumindest für das Hexental und den Baßenberg beweisen — überall kleine Waldstücke eingestreut. Hangäcker finden sich auch in anderen deutschen Landschaften, sie sind im Hessischen und Weserbergland in den letzten Jahren untersucht worden. Die Bedeutung der Hangäcker für die Kulturlandschafts-, besonders Wüstungsforschung, braucht nicht ausdrücklich betont zu werden. Schwierig ist die Altersbestimmung dieser fossilen Fluren, die mancherorts sehr weit zurückreichen mögen. In unserem verhältnismäßig kleinen Untersuchungsgebiet waren die Hangäcker überwiegend schon im 16. Jahrhundert aufgelassen. Neben den schon angeführten Gründen scheinen Bodenermüdung, vielleicht auch eine Klimaverschlechterung bestimmend gewesen zu sein.

Bickensohl — Eine dorfgeschichtliche Skizze

Don Friedrich Hefele

Das idyllisch in die Landschaft des Kaiserstuhls eingebettete Winzerdorf Bickensohl hat im Jahre 1948 sein 800jähriges Bestehen gefeiert. Aus diesem Anlaß ist eine dorfgeschichtliche Skizze entstanden, der in der Hauptsache die von dem ehemaligen Bickensohler Pfarrer Oskar Sator (†) im Jahre 1907 verfaßte Chronik zugrunde liegt. Da diese Chronik nur maschinenschriftlich im Gemeindearchiv aufbewahrt wird, mag es gerechtfertigt erscheinen, die vorliegende Skizze in ihrer volkstümlichen Form den Heimatfreunden vor Augen zu führen.

Zunächst wird die Rede sein von der Entstehung des Dorfes und seinem Namen, sodann von der Ortsherrschaft, von den Rechtsverhältnissen an der Kirche, von der Kirche selbst und von der Schule, des weiteren von der Bevölkerung und ihren Schicksalen in Kriegszeiten, schließlich von der Gemarkung und der Landwirtschaft.

1.

Ob schon in vorgeschichtlicher Zeit Menschen als Jäger jene Gegend durchstreift und später etwa Kelten oder Römer dort Fuß gefaßt haben, sei dahingestellt. Wir wollen uns nur mit der Entstehung des alemannischen Dorfes befassen. Die Siedlungsgeschichte versucht, auf Grund der natürlichen und landschaftlichen Voraussetzungen, der Ortsnamen, der urkundlichen Nachrichten und sonstiger Anhaltspunkte das Alter eines Dorfes beiläufig zu bestimmen. Wie steht es nun mit der Besiedelung des Kaiserstuhls? Man hat mehrere Siedlungsabschnitte zu unterscheiden. Alemannische Gründungen in der Zeit der Landnahme etwa im 5. Jahrhundert sind z. B. Bözingen, Bahlingen, Endingen, Tedingen, Ihringen. Die Ortsnamen auf -ingen gelten als älteste Siedlungen. Später, etwa im 8. Jahrhundert, sind Orte wie Burkheim, Königschaffhausen, Oberbergen entstanden, noch später, in einem weiteren Siedlungsvorgang, in der sogenannten Ausbauzeit des 9. oder 10. Jahrhunderts, die weiter talwärts gelegenen Orte, zu denen auch Bickensohl zählt. Die erste urkundliche Erwähnung besagt aber keineswegs, daß ein Ort gerade und erst in jenem Jahr, aus dem die betreffende Urkunde stammt, gegründet wurde. So ist es auch mit Bickensohl, das erstmals in einer Urkunde aus dem Jahr 1048 erscheint. Wir dürfen vielmehr annehmen, daß das Dorf schon geraume Zeit vorher entstanden ist, daß es wohl um 100 Jahre oder gar um Jahrhunderte älter ist. Die Form des Dorfes ist durch seine Lage bestimmt.

Was besagt uns jene für Bickensohl so wichtige Urkunde aus dem Jahr 1048?

Zunächst sei bemerkt, daß das Original, das auf Pergament geschrieben und mit dem kaiserlichen Siegel versehen war, nicht mehr erhalten ist, dafür aber eine Abschrift aus dem 14. Jahrhundert im Staatsarchiv zu Bern. Man pflegte im Mittel-

alter wichtige Urkunden abzuschreiben, um die Originale zu schonen oder um wenigstens eine Abschrift zu besitzen für den Fall, daß das Original verloren ging. Und diesem klugen Verfahren verdanken wir die Kenntnis unserer Urkunde. Sonst wüßten wir überhaupt nichts von ihr, und Bickensohl hätte 1948 sein Jubiläum nicht feiern können. Wir sehen daraus, wie wichtig unsere Archive sind, in denen jene Urkunden aufbewahrt werden.

Aussteller der Urkunde war Kaiser Heinrich III., ein Franke, der von 1039 bis 1056 regierte. Ein tatkräftiger, gebildeter, frommer Herrscher, führte er die überkommene Politik des Zusammenwirkens zwischen Kaisertum und Papsttum, zwischen Welt und Kirche, auf ihren Höhepunkt und erhob so das Kaisertum zur ersten politischen und moralischen Macht des Abendlandes. Dem entsprach es, daß er den damaligen Mißständen am päpstlichen Hof ein Ende bereitete, nacheinander mehrere Päpste deutscher Herkunft auf den Thron brachte und von Clemens II., vormals Bischof von Bamberg, an Weihnachten 1046 in Rom zum Kaiser gekrönt wurde. Ein Zeichen seiner kirchenfreundlichen Gesinnung ist auch unsere Jubiläumsurkunde. Ausgestellt ist sie in Straßburg am 1. Juni 1048¹. Der Kaiser hatte damals noch keinen ständigen Platz, wo er Hof hielt, sondern zog mit seinem Gefolge durch die Lande und übte dabei die Regierungsgewalt aus. An Hand der von ihm ausgestellten Urkunden läßt sich noch heute der Reiseweg verfolgen. Heinrich III. war damals von Regensburg über Ulm und Zürich nach Basel gekommen, wo er sich am 28. Mai 1048 aufhielt. Von Basel zog er nach Straßburg, wo er am 1. Juni 1048 unsere Urkunde ausstellte, von dort nach Speyer und weiter nach dem Norden des Reiches. Oft wurde die Urkunde über ein an einem Ort vollzogenes Rechtsgeschäft erst bei der nächsten Reisestation ausgestellt. So auch in unserem Falle. Die erst in Straßburg beurkundete Derabredung war schon in Basel getroffen worden.

Was ist nun der Inhalt der lateinischen Urkunde? Wir kennen ihren ganzen Wortlaut. Sie beginnt wie üblich mit dem Anruf der heiligen und ungeteilten Dreifaltigkeit. Aus Liebe zu Gott und der Gottesgebäuerin Maria, so sagt Kaiser Heinrich, der Aussteller der Urkunde, sowie zu seinem Seelenheil und demjenigen seiner Gemahlin Agnes und ihrer beiderseitigen Eltern bestätige er auf Ersuchen des Bischofs Dietrich von Basel und auf Bitten der Brüder, die in Basel Gott und der heiligen Maria dienen — gemeint sind damit die Baseler Domherren — diesen Brüdern, also dem Baseler Domkapitel, zu ihrem Nutzen und Dienst für alle Zeit alle Besitzungen, die der frühere Bischof Ulrich (1025—1040) und darauf Bischof Dietrich (1040—1056?) selbst dem Domkapitel geschenkt hatten. Wir erfahren aus der Urkunde, daß die Besitzungen teils von Lehen herrührten, teils vom Herrschaftsgut des Bischofs Dietrich oder aus seinem eigenen Erbgut, und zwar mit sämtlichem Zubehör an Äckern, Wiesen, Reben usw. und mit allen Einkünften, darunter aus dem Herrschaftsbesitz des Bischofs Dietrich das Gut im Ort Piccensole in der Grafschaft des Grafen Berthold. Diese Stelle ist bisher so verstanden worden, als habe es sich dabei um Reichsbesitz gehandelt. Aber der Text der Urkunde spricht ganz eindeutig vom Herrschaftsgut des Bischofs Dietrich², das er dem Domkapitel geschenkt hatte, was der Kaiser zur Bekräftigung nach damaliger Gewohnheit bestätigte. Daraus

¹ MGH. DD. 5, 291 f.

² Es wird in der Urkunde genau unterschieden zwischen Gütern, welche die Bischöfe Ulrich und Dietrich „per precariam“ und solchen, die sie „ex dominicatu“ oder „ex hereditate“ hatten. Die Güter zu Müllheim und Auggen sind bei denjenigen aufgeführt, die sie „ex precaria“ besaßen, dagegen „ex re dominica“ einzig der Besitz „in villa Piccensole“ in der Grafschaft des Grafen Berthold. Diese Güter hatten die Bischöfe dem Domkapitel geschenkt, was der König bestätigte.

geht hervor, daß jenes Gut zu Bickensohl, das nunmehr dem Baseler Domkapitel zuerkannt wurde, vor der Schenkung des Bischofs Dietrich Baseler Bistumsgut gewesen war. Wie es in den Besitz des Bistums gelangte³, in wessen Händen und Besitz Bickensohl vorher war und auf wen die Besiedlung des Ortes letzten Endes zurückzuführen ist, liegt im Dunkeln, da uns keine Urkunden darüber erhalten sind.

Vielleicht bringt der Name des Dorfes noch etwas Licht in dieses Dunkel. Nach der herkömmlichen Erklärung besteht der Name Bickensohl aus dem Personennamen Bikko und dem Worte sol, das die Bedeutung von Lache oder Sumpf hat. An eine ehemalige sumpfige Fläche zu Bickensohl soll noch der Flurname Ried erinnern. Picco gilt als altdeutscher Taufname, der ums Jahr 1100 auch in Urkunden des Klosters Allerheiligen zu Schaffhausen vorkommt. Ein Picco erscheint auch in mehreren Fassungen der deutschen Heldensage als der ungetreue Ratgeber des Königs Ermanrich, der seine Nissen, die Harlungen, zwei jugendliche Brüder, die auf der Burg Breisach als Beherrscher des Elsaß und Breisgaus saßen, ermorden ließ. Pikko hieß also vielleicht der Mann, der unserem Dorf seinen Namen gegeben, dem es seinen Ursprung zu verdanken hat⁴. Und wenn wir das nicht ganz sicher wissen und behaupten können, so ist es tröstlich, daß auch die Achkarrener den rätselhaften Namen ihres Dorfes nicht mit Sicherheit erklären können.

2.

Das Bistum Basel hatte außer Bickensohl im nördlichen Breisgau noch eine Reihe weiterer Besitzungen, zu denen einst auch Breisach gehörte. Der Name Bischofsingen verrät noch heute, daß dort Leute des Bischofs von Basel gewohnt haben. Obwohl dabei anzunehmen ist, daß dem Bistum Basel auch die Zwing- und Bannrechte in seinen Breisgauer Besitzungen zustanden, hat das Bistum es im nördlichen Breisgau nicht zur Ausbildung einer geschlossenen Herrschaft oder Landeshoheit gebracht, wie im südlichen Breisgau in der Herrschaft Schliengen. Vielmehr wurden fast all diese Besitzungen nach dem Verlust von Breisach vom Bistum Basel wieder abgestoßen⁵.

Eine Urkunde darüber ist für Bickensohl nicht erhalten. Wir wissen nur, daß ums Jahr 1320 die Herren von Üsenberg, damals das vorherrschende Dynastengeschlecht am Kaiserstuhl, benannt nach seiner Burg auf dem heute nicht mehr vorhandenen Üsenberg nördlich von Breisach, und die Herren von Falkenstein, die im Höllental ihren Burgsitz hatten, sich sehr heftig um Bickensohl stritten, bis sie sich auf ein Schiedsgericht einigten. Schiedsrichter waren von seiten Burkards von Üsenberg der Elsässer Adelige Kuno von Bergheim, von seiten der Falkensteiner der angesehene Heinrich Meiger-Nies von Weiler im Dreisamtal und als beiderseitiger Obmann Graf Konrad von Freiburg. Aus dem am 12. März 1321 in Freiburg

³ Nach H. Büttner (Franken und Alamannen im Breisgau und Ortenau. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins Nr. 52, S. 351) stammte Bickensohl aus königlichem Besitz. Aus der Urkunde von 1048 geht dies nicht hervor, was aber nicht ausschließt, daß Bickensohl früher einmal, etwa durch Konfiskation, königlicher Besitz gewesen und später an das Bistum Basel gekommen ist.

⁴ Bicko dürfte der erste gewesen sein, der in dieser zunächst für Ackerbau nicht von Natur offenen Flur eigenen Grund sich ausgemerkt und die „sol“ urbar gemacht hat. Ableitung des Namens von Sohle (Talsohle) oder von biugo = biegen (gebogenes Tal) scheidet aus sprachlichen Gründen aus. Mitteilung des Ortsnamenforschers Dr. Richard Dertsch. Im Landkreis Kaufbeuren gibt es einen Ort Bickenried, der ebenfalls auf den Personennamen Bicko zurückgeführt wird.

⁵ Vgl. Th. Mäper-Edenhäuser: Zur Territorialbildung der Bischöfe von Basel. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Nr. 52, S. 239.

gefällten Schiedsspruch geht hervor, daß Burkard von Üsenberg sich allerhand Rechte im Dorf und Bann Bickensohl angemacht hatte, die ihm nicht zustanden. Ein gewisser Hermann von Wiler hatte im Bann zu Bickensohl einen Totschlag verübt, und des Üsenbergers Dögte und Leute hatten den Toten entführt, um zu erreichen, daß man anderswo über den Übeltäter zu Gericht sitze. Es ist in jenem Schiedsspruch auch die Rede von den Leuten, genannt des Königs Leute⁶, die der Üsenberger der Gewalt der Falkensteiner entzogen hatte. Dagegen war einer namens Werlin Stehellin erlaubterweise von Bickensohl nach Achkarren verzogen, was der Üsenberger hatte verhindern wollen. Außerdem hatte er von Leuten zu Bickensohl Abgaben, Hafer und Geld, erpreßt und sowohl von Freien als auch von Zugezogenen den sogenannten Fall, eine besondere Abgabe im Todesfall, genommen, ohne dazu ein Recht zu haben. Es gab also schon damals in Bickensohl allerlei Leute, sogenannte Königsleute, die wie in anderen Orten des Breisgaves auf früherem Reichsgut saßen und deshalb dem König dienstpflchtig waren, ferner Freie und „Darkommene“, das heißt Zugezogene. Mit der Freiheit, welche die sogenannten Freien genossen, ist nicht etwa gemeint, daß sie keine Abgaben zu leisten gehabt hätten, vielmehr wird damit die Freizügigkeit gemeint sein, die die Bickensöhler im Gegensatz zu anderen Orten genossen.

Somit hatten sich die Falkensteiner im Streit mit den Üsenbergern als Ortsherren von Bickensohl behauptet. Sie blieben es noch beinahe 100 Jahre. Am 22. April 1407 verkauften Kuno von Falkenstein und seine Gemahlin Anna von Krozingen das Dorf Bickensohl mit Zwing und Bann, also der Ortsherrschaft, und allem Zubehör um 470 Goldgulden an den Ritter Hanmann Snewelin, der auf der Burg Landeck saß, und an den Edlen Jakob von Weisweil. Auf sie folgten die Herren von Staufen. Aber schon im Jahre 1461, am 16. Mai, verkauften Trudpert, Herr zu Staufen, und seine Gemahlin Anna von Fürstenberg das Dorf Bickensohl um 570 Gulden — der Preis war also seit 1407 um 100 Gulden gestiegen — an den Markgrafen Karl von Baden, der damals auch die Herrschaft Hochberg innehatte, der nunmehr Bickensohl zufiel. Mit diesem Besitzwechsel entschied sich das politische Schicksal unseres Dorfes auf dreieinhalb Jahrhunderte und das religiös-konfessionelle bis auf den heutigen Tag.

Für die Herrschaftsverhältnisse zu Bickensohl in der langen markgräflichen Zeit haben wir eine zuverlässige Quelle in dem Hochberger Sagerbuch vom Jahre 1567, in dem auch unser Dorf genau beschrieben ist. Am 6. Februar 1567 erschien in Bickensohl Johann Vetter als verordneter Renovator der Markgrafschaft Hochberg, um alle Rechte der Herrschaft festzustellen. Die Erhebung dauerte mehrere Tage. Seitens der Gemeinde nahmen der Vogt Hans Dögtlin sowie Ludwig Helwyl und Claus Neustuck als Mitglieder des Gerichtes an jenem wichtigen Akte teil. Das schriftlich niedergelegte Ergebnis wurde am 15. September des folgenden Jahres 1568 auf dem Rathaus zu Bischoffingen in Anwesenheit der Vertreter des Johannitermeisters und der Gemeinde Bickensohl bekanntgegeben. Weshalb der Johannitermeister vertreten war, werden wir nachher sehen.

⁶ Das Problem, welche Bewandnis es mit den Königsleuten hatte, ist neuerdings von H. Dannenbauer in der Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte, XIII. Jahrg. 1954, aufgerollt und untersucht worden. Er führt sie allgemein auf fränkische Militärsiedlungen an den Grenzen und im unterworfenen Land zurück. Da in seiner Abhandlung die zahlreichen Königszinsen bei Freiburg (siehe die Urkunden des hl.-Geist-Spitals zu Freiburg i. Br. I, 312) nicht erwähnt sind, wäre hierüber wie über die Königsleute zu Bickensohl eine besondere Untersuchung nötig, in die auch die im 3. Band des Freiburger Urkundenbuches bezeugten Königszinsen einzubeziehen sind.

An erster Stelle stehen im Lagerbuch von 1567 die landesherrlichen Hoheitsrechte des Markgrafen. Er ist als rechter, einziger und regierender Herr zu Bickensohl bezeichnet, der im ganzen Bereich der Gemeinde die Stabs Gewalt hat, ferner alle „Oberkeit, Herrlichkeit, Geleit, Forst- und Wildbann, Gebote und Verbote, hohe und niedere Gerichtsbarkeit, Frevel, Strafen und Bußen“. Die Bickensöhler sind der Herrschaft Hochberg „raisbar“, das heißt militärdienstpflichtig, „steuerbar und dienstbar“; jedes Haus hatte jährlich in den herrschaftlichen Reben zu Bickensohl vier Frontagerwerke zu leisten, ferner mußten die Bickensöhler an der Straße am Hachberg mitfronen. Ein „großer Frevel“ zu Bickensohl kostete 10 Pfund Rappen, was ungefähr 10 Gulden entsprach, ein „Blutfrevel“ 30 Schilling (etwa 1^{1/2} Gulden), ein „Zuckfrevel“ (Körperverletzung), 12 Bazen, ein „Lügfrevel“ 5 Schilling. Alle sonstigen Vergehen konnte die Herrschaft nach Gutdünken bestrafen. Die Bickensöhler waren freizügig, hatten also der Herrschaft kein Abzugsgeld zu geben. Wenn aber ein Untertan aus einem anderen markgräflichen Ort, der nicht freizügig war, nach Bickensohl ziehen wollte, war er den Abzug schuldig. Desgleichen war ein Bickensöhler, wenn er in einem nicht freizügigen Ort der Herrschaft eine Erbschaft machte und diese wegbringen oder veräußern wollte, dafür abzugspflichtig. Die markgräflichen leibeigenen Leute zu Bickensohl waren mit „Leibschilling“, das heißt einer persönlichen Abgabe, und „Hauptrecht“, das heißt einer Abgabe im Todesfall, anderen ausländischen Leibeigenen gleichgestellt. Aus der Leibeigenschaft konnte man sich auskaufen. Der Begriff „leibeigen“ darf also nicht zu streng aufgefaßt werden. Jedes Haus im Flecken mit Ausnahme des Pfarrers und Vogts hatte jährlich auf Martini der Herrschaft eine alte Henne zu liefern, ferner auf denselben Tag von jeder Herdstatt 2 Sester Breisacher Maß und dazu eine alte Rauchhenne. Das Recht der Verleihung der Pfarrei hatte der Johannitermeister zu Heitersheim, worüber wir noch Näheres hören werden, aber Obrigkeit und Vogtei über deren Güter und Einkünfte standen der Herrschaft zu. An der Spitze der Gemeinde stand der Vogt. Er wurde von der Gemeinde gewählt und von der Herrschaft bestätigt. Das Amt war in Bickensohl ein reines Ehrenamt, ohne Besoldung, doch war der Vogt von Steuer und Frondienst befreit. Desgleichen wählten Vogt und Gericht den Boten, wogegen das Amt des Bannwarts umging. Die Hirten wurden von der Gemeinde gewählt. Der Herrschaft durften durch all diese Ämter keine Kosten entstehen. Der Zehnte stand dem Johannitermeister zu, der dafür den Pfarrer zu besolden, das Pfarrhaus und den Chor der Kirche zu unterhalten hatte. Vom ausgesenkten Wein bezog die Herrschaft als sogenanntes Ungelt einen Pfennig von jedem Schilling, ferner von jedem Saum 8 Bazen als sogenannten Maßpfennig. Eine Gastwirtschaft durfte jemand nur mit Erlaubnis der Herrschaft betreiben. Als jährliche Steuer hatte die Gemeinde auf Martini 2 Pfund 6 Schillinge, was etwa 2^{1/2} Gulden entsprach, nach Hachberg zu entrichten, ferner zur Herbstzeit 2 Fuder Wein. Mehrere Bickensöhler hatten von der Herrschaft Erblehengüter zu Bickensohl inne, für die sie Zinsen und Abgaben zu leisten hatten. Außer der Herrschaft hatten noch einige Klöster und Adelige Güter zu Bickensohl gegen Zinsen verpachtet, so das ehemalige Pauliner-Klösterlein auf der Eichelspize, das Kloster Tennenbach, die Stephans-Kaplanei am Breisacher Münster, die Propstei Biesheim im Elsaß, die Stadt Breisach, das Spital zu Breisach und das Johanniterhaus zu Heitersheim.

Von der markgräflichen Herrschaft rührt das evangelische Bekenntnis von Bickensohl her. Markgraf Ernst von Baden, der von 1527 bis 1553 auch in der Herrschaft Hochberg regierte, zu der Bickensohl gehörte, trat selbst noch nicht der Reformation bei und nahm große Rücksicht auf das katholische Österreich, von dessen Gebiet seine Herrschaft auf mehreren Seiten umgeben war. Dagegen machte sein

Nachfolger Karl II. von dem seit dem Augsburger Religionsfrieden geltenden Grundsatz: cuius regio, illius religio (wessen Land, dessen Religion) Gebrauch. Demzufolge führte er in seinem Lande die Reformation ein. Am 1. Juni 1556 wurde die neue Kirchenordnung verkündigt und die Gemeinden aufgefordert, die evangelische Lehre anzunehmen. Die meisten taten es mit Freuden, auch Bickensohl nahm die Reformation an. Doch schon bald war der evangelische Glaube in der Markgrafschaft wieder gefährdet. Markgraf Jakob III., der von 1584 bis 1590 regierte, bekam immer mehr Neigung zum katholischen Glauben, trat schließlich am 15. Juli 1590 im Kloster Tennenbach bei Emmendingen öffentlich zur katholischen Kirche über und war nun mit Eifer bestrebt, auch sein Land wieder katholisch zu machen. Schon am 2. August 1590 erging der Befehl an alle Pfarrer und Lehrer, katholisch zu werden oder das Land zu verlassen. Und schon sandte der Bischof von Konstanz einen Weihbischof, der die Kirchen in der Markgrafschaft Hochberg wieder für den katholischen Gottesdienst weihen sollte, und schon waren aus Freiburg, Tennenbach und anderen Klöstern katholische Geistliche bestellt. Unfehlbar wäre damals in kurzer Zeit das Hochberger Land, also auch Bickensohl, wieder katholisch geworden, wenn nicht etwas Unvorhergesehenes eingetreten wäre. Markgraf Jakob erkrankte und starb nach wenigen Tagen. Sein Sohn Markgraf Ernst Friedrich aber ließ sofort den alten Zustand wieder herstellen, die katholischen Pfarrer mußten unverrichteter Dinge abziehen, das Hochberger Land und damit auch Bickensohl blieben fortan evangelisch.

3.

Ein gresles Schlaglicht auf die kirchlichen Verhältnisse im 12. Jahrhundert wirft ein Streit zwischen Bickensohl und Achkarren um die Kirche zu Achkarren, den wir heute durch eine wissenschaftliche Veröffentlichung⁷ genau kennen. Da die Sache kulturgeschichtlich sehr merkwürdig ist, wollen wir etwas näher darauf eingehen. Es handelte sich um die Zugehörigkeit der erst um 1120 erbauten und eingeweihten Kirche von Achkarren zur älteren Pfarrei Bickensohl. Vorher gingen die Achkarrer in die Kirche nach Bickensohl, daher noch die alte Wegbezeichnung „Kirchpfad“. Der Geistliche von Achkarren namens Ludwig bzw. der Prior von St. Ulrich, dem die Kirche von Achkarren unterstand, machte dem Pfarrer von Bickensohl namens Rudolf bzw. dem Baseler Domkapitel den Anspruch auf die Kirche zu Achkarren streitig. Der Diözesanbischof Hermann von Konstanz traf 1145 zu Zarten einen Entscheid, in dem er Achkarren Begräbnis- und Taufrecht sowie alle anderen Pfarrechte zusprach. Aber als die Kirche zu Achkarren vakant wurde, brach der Zwist von neuem aus. Auch in Bickensohl hatte der Inhaber der Pfarrei gewechselt. Der neue Pfarrer von Bickensohl namens Lutfred drang bei einem Begräbnis zu Achkarren mit Gewalt in den Bereich der dortigen Kirche ein und führte die Leiche und das Grabkreuz nach Bickensohl weg, um zu beweisen, daß Achkarren seinem Pfarrzwang unterstellt sei. Bei diesem einen Überfall blieb es aber nicht. Der neue Pfarrer Konrad von Achkarren hatte dort einen Priester angestellt, der für ihn die Pflichten eines Pfarrers erfüllte. Bruder und Oheim des Bickensohler Pfarrers Lutfred drangen eines Sonntags nach dem Gottesdienst in Achkarren ein und mißhandelten den Geistlichen schwer. Diese Vorfälle, die uns heute schwer verständlich sind und aus den mittelalterlichen Verhältnissen heraus beurteilt werden müssen, führten selbstverständlich zu einer Klage vor dem dafür zuständigen Konstanzer Bischof. Während dieser sich bemühte, dem Pfarrer von Achkarren und seinem Stellvertreter Genugtuung zu verschaffen, wandte sich der Bickensohler Pfarrer ums Jahr 1165 an die nächst höhere Instanz, den Erzbischof von Mainz, der das frühere

⁷ von H. Büttner i. d. Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrh. NF. 51, 443 ff.

Urteil des Konstanzer Bischofs bestätigte. Aber der Bickensohler Pfarrer Lutfred gab sich damit nicht zufrieden, sondern brachte die Sache vor einen Kardinalbischof, der gerade als päpstlicher Legat nach Deutschland kam, der aber selbst keine Zeit fand, sich damit abzugeben, und deshalb im Frühjahr 1180 den Abt von Pairis im Elsaß und den Domscholaster von Straßburg beauftragte. Diese setzten dem Geistlichen von Achkarren zu, worauf er sich von neuem an den Kardinallegaten wandte. Schließlich einigte man sich wie gewöhnlich in solchen Fällen auf ein Schiedsgericht, dessen Entscheidung beide Parteien sich unterwerfen wollten. Dieses Schiedsgericht begann mit der Einvernahme von 65 Zeugen, die in einem Schreiben an Papst Luzius III. aufgeführt sind. Wir lernen dadurch eine große Zahl von Männern, Geistliche und Weltliche, namentlich kennen, aber nur mit ihren Vornamen, da es Familiennamen damals noch nicht gab. Es waren darunter viele schöne Namen, die sich noch heute zur Nachahmung empfehlen, weshalb sie hier genannt seien. Sie hießen: Markward, Rodeger, Berthold, Burkard, Ortolf, Wernher, Dietrich, Nibelung, Manegold, Hugo, Heinrich, Hartung, Dolmar, Albert, Eberhard, Lütold, Walter, Konrad, Ulrich, Gerhard, Albero, Sigebot, Nikolaus, Oddo, Johannes, Wortwin, Diezelin, Hermann, Hezel, Rudolf, Bernhelm. Am häufigsten waren die Namen Konrad, Albert und Berthold. Jenes Schreiben mit den Zeugenaussagen wurde vom Geistlichen von Achkarren persönlich nach Rom gebracht, hatte aber noch keinen endgültigen Erfolg. Vielmehr wurde der Streit erst durch den Bischof Heinrich von Basel beigelegt, der dies am 9. Oktober 1183 beurkundete. Die Beilegung erfolgte mit Zustimmung der Parteien und der beiderseitigen Vögte. Das Kloster St. Ulrich als Patronatsherr von Achkarren übergab dem Baseler Domkapitel als Patronatsherr von Bickensohl zur Ablösung des Pfarrechts ein Gut im Werte von 400 Mark, was nach damaliger Valuta eine ziemliche Summe war. Wahrscheinlich war dies der in dem Dreispitz zwischen den Straßen Achkarren—Breisach und Achkarren—Ihringen gelegene Hardtacker, der später zur Pfarrpfünde Achkarren kam. Die Pfarrei Achkarren hatte fortan dem Pfarrer zu Bickensohl jährlich 5 Sester Weizen und 4 Sester Gerste zu liefern, eine Abgabe, die erst im Jahr 1853 durch ein Kapital von 213 fl. 40 Kreuzer abgelöst wurde, womit die letzte Erinnerung an die einstige kirchliche Zugehörigkeit Achkarrens zu Bickensohl entchwand. Achkarren bildete seit jenem Entscheid von 1183 eine selbständige Pfarrei. Damit hatte ein Streit, der durch ein halbes Jahrhundert die Gemüter bewegte, sein Ende gefunden und Achkarren und Bickensohl konnten nunmehr friedlich nebeneinander leben. Wären nicht die Urkunden über den ganzen Streit vorhanden, so wüßten wir auch von diesen Angelegenheiten nichts mehr.

Eigenartig waren die Rechtsverhältnisse an der Kirche zu Bickensohl auch noch später. Nach einer noch vorhandenen Urkunde schenkte Johannes von Falkenstein als Ortsherr von Bickensohl die dortige Kirche im Jahre 1334 den Johannitern zu Freiburg, die in Bickensohl bereits begütert waren. Seitdem hatten die Johanniter zu Freiburg und seit 1677 ihre Nachfolger zu Heitersheim, wo der Johanniterordensmeister seinen Sitz hatte, Kirchensatz und Kollatur zu Bickensohl, mithin den Pfarrer zu ernennen und zu besolden, Kirche und Pfarrhaus zu unterhalten. Als nach Einführung der Reformation Markgraf Karl im Jahre 1557 an den Johannitermeister das Ansinnen stellte, einen evangelischen Geistlichen nach Bickensohl zu setzen, widrigenfalls der Markgraf es selbst tun würde, weigerte sich dessen der Johannitermeister. Demzufolge beauftragte der Markgraf zunächst den aus der Baseler Akademie hervorgegangenen Johann Jakob Johanni mit der Vernehmung der Pfarrei, bis vier Jahre später Bickensohl in Oswald Flerschütz seinen ersten definitiven evangelischen Pfarrer erhielt. Aber der Johannitermeister in Heitersheim gab seine Rechte nicht preis. Als 1605 der Markgraf den Pfarrer Adam

Kummer zum Pfarrer von Bickensohl ernannte und den Johannitermeister ersuchte, diesem die Pfarrei zu verleihen, betonte der Johannitermeister in seiner Antwort nachdrücklich sein Recht, einen Pfarrer zwar evangelischer Religion, aber seines Gefallens zu verordnen; er sehe deshalb das Schreiben des Markgrafen lediglich als Interzession, als Fürbitte, an, sei aber mit Pfarrer Kummer einverstanden und wolle ihm die Pfarrei verleihen. Das Vorschlagsrecht des Markgrafen und das Verleihungsrecht des Johannitermeisters waren damit klar unterschieden, und so blieb es, bis durch die Säkularisation das Recht des Johannitermeisters an den badischen Staat überging. Das Recht der Verleihung war allerdings zur bloßen Formsache geworden. In einem Johanniterbericht von 1789 heißt es darum, zu Bickensohl habe der Orden zwar das Patronats- und Kollaturrecht, diese seien aber vom Markgrafen an sich gezogen worden, so daß dem Orden nichts als der leere Name und die Salarierung des reformierten Pfarrers verblieben sei.

Welche Einkünfte hatten der Johannitermeister und der Pfarrer zu Bickensohl? Die Einkünfte bestanden in der Hauptsache aus dem großen und kleinen Zehnten, in die sich Johannitermeister und Pfarrer teilten. Der große Zehnt mußte von den Reben und Feldern gegeben werden. Es mußte also jeder Bauer von seiner Ernte an Trauben, Roggen, Weizen, Gerste und Hafer den zehnten Teil abliefern. Der kleine Zehnt wurde von den Gartengewächsen und einigen Feldfrüchten gegeben, nämlich von Hanf, Flachs, Welschkorn, Ackerbohnen, Erbsen, Linsen, Kraut, Dickrüben, Kernobst. Dagegen waren alles Steinobst und alle Gartenerzeugnisse im Etter zehntfrei, außerhalb des Etters auch gelbe Rüben, Zwiebeln und Rahnen. Wir können es verstehen, daß die Bevölkerung von diesen Abgaben nicht entzückt war und daß es nicht immer ohne kleine Betrügereien abging. So kam es vor, daß man die geeichten Gefäße über den Eichstrich hinaus füllte, den Zehnten aber nur vom geeichten Maß abgab, oder daß man auf dem Weg zur Trotte Trauben verschwinden ließ. Zu dem Zehnten von den Früchten kam noch der sogenannte Blutzehnte, der von den Kälbern und Schweinen entweder in natura oder vom Erlös zu entrichten war. Nach der Säkularisation fiel der vorher nach Heitersheim gelieferte Zehnt der badisch-hochbergischen Verwaltung zu. 1827 fand eine Aussteinerung der Zehntbezirke mit roten Sandsteinen statt, wodurch die der Landesherrschaft gehörigen Bezirke von denen der Pfarrei und Schule geschieden wurden. Am 22. August 1851 kam schließlich der Zehntablösungsvertrag zwischen der Domäne und den Güterbesitzern der Gemeinde Bickensohl zustande. Das Ablösungskapital wurde auf 4135 Gulden festgesetzt, das verzinst und in 15 Jahren abgetragen werden mußte.

Die eigentliche Pfarrpfunde bestand aus dem Pfarrhaus mit Nebengebäuden, dem alten von den Johannitern herrührenden Widdumgut an Grundstücken und Waldungen sowie Kapitalien. In einer Aufzeichnung aus dem Jahre 1714 ist die ganze Pfarrbesoldung auf 199 Gulden 38 Kreuzer geschätzt. Was diese Summe bedeutete, ersehen wir aus ihrer Zusammensetzung. Es gehörten dazu vom Johannitermeister 3 Malter Weizen im Werte von 9 Gulden, 6 Malter Roggen, geschätzt auf 15 Gulden, 7 Malter und 6 Sester Gerste im Betrag von 15 Gulden 30 Kreuzern, 12 Saum Wein vom Zehnten im Ort, bewertet mit 45 Gulden, freie Behausung, Hof, Scheuer und Stallung, Baum- und Grasgarten, zwei kleine Küchen- oder Krautgärten, die Widdumgüter, nämlich eineinhalb Tuchert Acker, geschätzt auf 15 Gulden Ertrag, eineinhalb Tuchert Matten, ein Wagen Heu und Öhmd ertragend, veranschlagt mit 3 Gulden 30 Kreuzern, das offene Stück des Kirchhofs mit einem Nußbaum, Brennholz aus den Pfarrwaldungen, das von den Bauern um eine Mahlzeit heimgeführt wurde, an Geld von jeder Haushaltung jährlich auf Martini 4 Pfennig, der Fruchtzehnte von Bickensohl und dem Hardtacker zu Achkarren, den der Pfarrer

auf eigene Kosten sammeln und ausdreschen ließ, geschätzt auf 40 Gulden, der Weinzehnte aus dem Roggenberg, geschätzt auf 15 Gulden, der kleine Zehnt, bewertet mit 16 Gulden, der Heuzehnte in Höhe von 12 Gulden und der Blutzehnte in Höhe von 5 Gulden für Kälber und 3 Gulden für Ferkel. Dazu kamen noch an Accidientien: von einer Hochzeitspredigt die Mahlzeit frei oder 1 Gulden, von einer Kindstaufe 20 Kreuzer, von einer Leichenpredigt 1 Gulden, zusammen geschätzt auf 5 Gulden. So im einzelnen gesehen, ergibt für uns die Summe von 199 Gulden erst das richtige Bild. Die Pfarrei Bickensohl zählte aber zu den schlechtbesoldeten Pfarreien, daher auch der häufige Pfarrerwechsel.

Von der Kirche⁸ zu Bickensohl stammen der Chor und der untere Teil des Turmes noch aus der katholischen Zeit. Die im Bogen zwischen Chor und Langhaus eingehauene Jahreszahl 1496 bezeichnet wohl das Jahr der Erbauung der Kirche. Nach dem Dreißigjährigen Krieg war die Kirche in üblem Zustand, 1669 noch ohne Bühne, 1711 die Mauern baufällig, der Dachstuhl eingefallen. Statt eines Wiederaufbaues behalf man sich aus Sparsamkeitsgründen mit notdürftigen Ausbesserungen. Noch 1836 heißt es in einem Bericht der Gemeinde: „Keine Kirche in unserem Vaterlande befindet sich in so beklagenswertem Zustande“. Nach dem Gutachten der großherzoglichen Bauinspektion in Freiburg drohten Chor und Turm einzustürzen. Beantragt wurde schon damals ein Neubau. Aber erst 1863 kam es zu einem Umbau mit Verlängerung des Langhauses. Während der eineinhalb Jahre dauernden Bauzeit wurde im Freien oder im Ratsaal Gottesdienst gehalten. Nun paßte der alte niedrige Turm mit seinem Giebeldach nicht mehr zum Ganzen. Er erhielt 1866 seine heutige Gestalt, die das ganze Dorfbild veränderte. Im Innern der Kirche stammt das alte Kruzifix vor einem Fenster des Chores wahrscheinlich noch aus der katholischen Zeit, wogegen die alten drei Altäre verschwunden sind. Im Hochaltar standen 1669 noch drei Figuren, die vielleicht Kunstwert hatten; sie wurden im damaligen Visitationsbericht als Götzenbilder bezeichnet.

Das frühere Pfarrhaus wurde in den Jahren 1605—1608 erbaut. Als der Bau stockte, ließ der Pfarrer einfach den für den Johannitermeister bestimmten Zinswein in Bickensohl beschlagnahmen. Das half. Als der Johannitermeister im Jahre 1656 das beschädigte Pfarrhaus nicht instandsetzen ließ, besorgte dies der Markgraf und schickte dem Fürsten zu Heitersheim die Rechnung. Aber schon 1730 war das Pfarrhaus wieder so baufällig, daß es eine Ausbesserung nicht mehr lohnte. Deshalb wurde 1732/33 ein Neubau erstellt, das jetzige Pfarrhaus.

4.

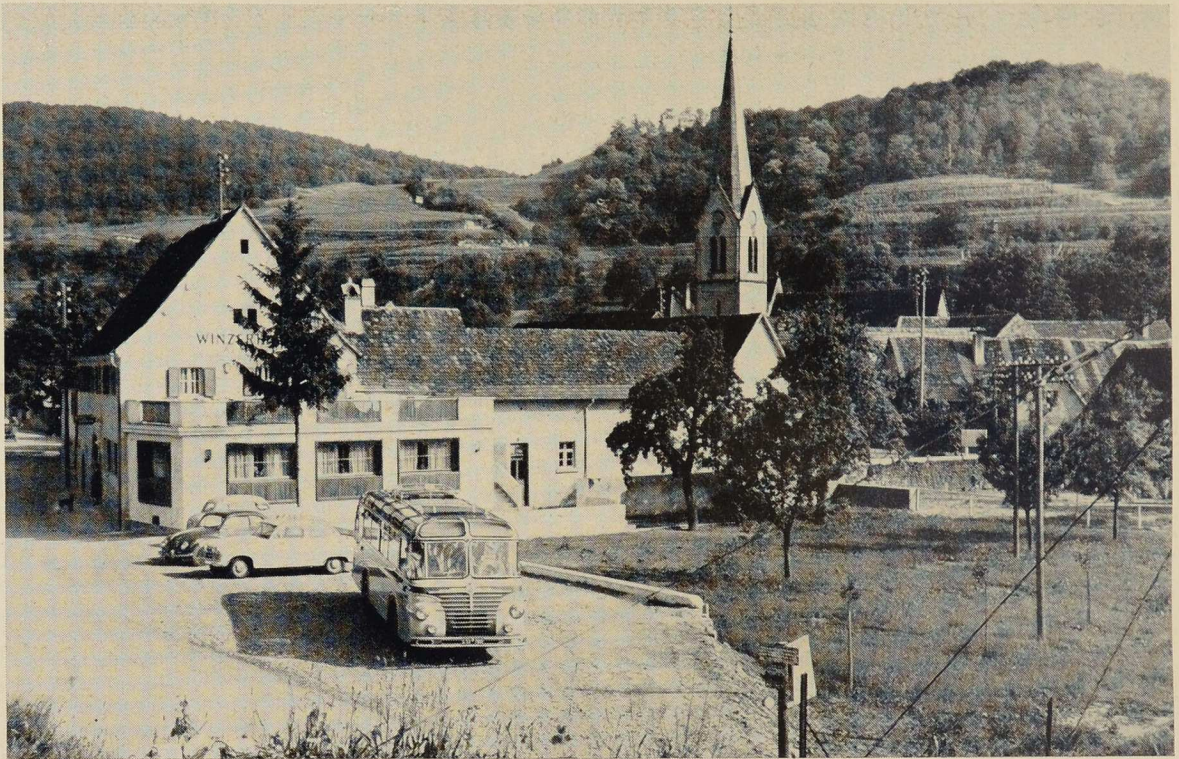
Nach der Kirche ist im Dorf die Schule von großer Wichtigkeit. Von einer Schule zu Bickensohl hören wir erst nach Einführung der Reformation. Schon bei der ersten Kirchenvisitation im Jahre 1556 fragte man sich, ob es möglich sei, eine Dorfschule einzurichten. Aber außer anderen Schwierigkeiten fehlte es für kleine Dörfer noch an Lehrkräften. Immerhin steht im Visitationsprotokoll von 1669, daß der Pfarrer damals, wohl im Pfarrhaus, im Winter zwei Stunden Schule hielt mit 25 Kindern. Einen Schulzwang gab es noch nicht. Erst mit dem 18. Jahrhundert traten geregelte Schulverhältnisse ein. Im Jahre 1726 wurde in Bickensohl eine Schulstelle errichtet. Der erste Lehrer Johann Martin Hilbiber war ein Sohn der Gemeinde. Er hielt den Unterricht noch zu Hause, im Haus Nr. 79, einem der wenigen alten Häuser, die 1907 noch standen. Mit dem Bau des ersten Schulhauses wurde 1743 begonnen, den Platz dafür hatte die Gemeinde gekauft. Das Bauholz wurde ihr von der Herrschaft aus

⁸ Nach der Chronik des Pfarrers Sator war sie St. Jakob geweiht. Auf der Bühne der Kirche seien bis 1865 Holzfiguren von St. Jakob und Maria gelegen.

dem Sulzburger Wald geliefert. Im Herbst 1750 konnte das Schulhaus bezogen werden. Sechs Jahre darauf wurde in der ganzen Herrschaft der allgemeine Schulzwang eingeführt. Aber die Bickensöhler waren davon zunächst nicht erbaut und sträubten sich dagegen. Sie waren noch lange der Ansicht, daß sie ihre Kinder vor allem zur Arbeit und zum Diehhüten brauchten und daß der Schulbesuch eine unnötige Neuerung sei. Es mußten in den Jahren 1756 bis 1761 noch viele Schulversäumnisse bestraft werden, indem manche widerspenstigen Eltern auf ein bis zwei Tage ins „Bürgerhäusle“, den Dorfarrest, wanderten. Es dauerte ziemlich lange, bis die Leute die Schule als segensreiche Einrichtung anerkannten und dankbar schätzen lernten, was die Schule den Kindern auf den Lebensweg mitgab. Die Unterrichtsfächer waren Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen. Allmählich hob sich der Schulbesuch, 1765 waren es 35 Kinder. Das Einkommen des Lehrers bestand 1778 seitens der Herrschaft aus einem Fixum von 46 Gulden und 6 Sester Roggen, von der Gemeinde aus dem Ertrag gewisser Äcker, Reben und Wiesen, aus dem Schulgeld von 40 Kindern à 78 Kreuzern, 2 Klafter Holz, 1 Saum Wein und 2 Sester Frucht und für den Sigristendienst aus 30 Sester Roggen und 60 Sester Gerste, alles zusammen veranschlagt auf 186 Gulden. 1768 wurde eine Spinnschule eingeführt, zweimal wöchentlich zwischen dem Vormittags- und Nachmittagsunterricht, wobei die Mädchen das Spinnen auf dem Spinnrad lernten. 1785 verwandelte man die Spinnschule in die sogenannte ökonomische Schule am Samstagnachmittag, in der die kleinen Kinder stricken, die mittleren spinnen und die ältesten nähen lernten. Auch die Knaben strickten. 1788 wurde ein Versuch mit der sogenannten Nachtschule gemacht, einer Art Fortbildungsschule in den Monaten Oktober bis März, die später auf den Sonntagnachmittag nach der Christenlehre verlegt wurde. Die späteren Jahre brachten dann noch viele Verbesserungen für Schule und Lehrer.

5.

Zu einem rechten Dorf gehört neben Kirche und Schule auch das *Wirtshaus*, vorab am weinfrohen Kaiserstuhl. Schon zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges (1618 und 1624) wird in den urkundlichen Quellen ein Wirt namens Hans Niestlin erwähnt, der ein vermögender Mann gewesen sein muß. Er war wohl der Stubenwirt, der in der „gemeinen Stube“ wirtete. Der Stubenwirt war kein Wirt im heutigen Sinn. Es war gleichsam ein Amt, das reihum ging und wenig begehrt war, so daß alljährlich einer zur Steigerung der Wirtschaft gleichsam gezwungen werden mußte. Die erste richtige Schildwirtschaft war der „Engel“. Am 4. August 1725 hat Johann Birmelin, Bürger zu Bickensohl, die Herrschaft um die Konzession zu einer Wirtschaft „Zum Engel“. Er hatte von seinem Schwiegervater ein wohlgelegenes Haus mit Stallung an der vornehmsten Straße geerbt, das sich deshalb am besten im ganzen Flecken für eine Wirtschaft eignete. Es war das Haus des heutigen „Rebstocks“, über dessen Toreinfahrt noch ein Engel mit der Zahl 1753 und den Buchstaben JH. B. zu sehen ist, die sich auf den ersten Engewirt Johann Birmelin beziehen. Auf dieses Haus also wollte Birmelin das Tafelrecht zum Engel kaufen. Da nur 30 Bürger im Orte seien, werde der Betrieb sehr klein sein, weshalb er um eine geringe Konzessionstage bitte. Seine Frau habe gelernt, „ein gut Stück Essen zu bereiten“, und auch er versprach, ein tüchtiger Wirt zu werden. Da öfters Offiziere von Breisach nach Bickensohl in die Kirche kämen und manchmal im ganzen Flecken herumreiten müßten, um einen Platz für ein paar Pferde zu finden, sei mit der Stallung bei seinem Haus einem Übelstand abgeholfen. So erhielt denn Birmelin am 17. September 1725 die Erlaubnis zum Betrieb der Wirtschaft gegen eine Taze von 25 Gulden und 3 Gulden Kanzleigebühr. Aber das Geschäft ging schlecht, so daß Birmelin, der außerdem eine große Landwirtschaft betrieb, 1741 hat, die Schildwirtschaft eine Zeit-

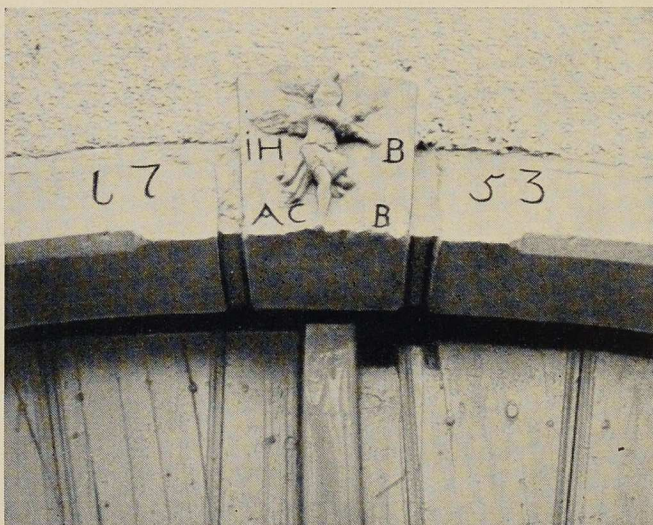


Der alte „Engel“, heute „Winzerhaus zum Rebstock“

Aufnahme Josef Schroedel, Freiburg i. Br.

lang einstellen zu dürfen unter Fortdauer des Schildrechts und der jährlichen Abgabe. Seiner Bitte wurde aber nicht entsprochen, weshalb er sie 1753 wiederholte, diesmal mit der Begründung, daß er größere Reparaturen vorhabe und daß ja auch noch der Stubenwirt da sei. Jetzt hatte er Erfolg, aber schon nach einigen Jahren wurde die Wirtschaft wieder aufgemacht. Doch Birmelins Hoffnung auf einen besseren Geschäftsgang erfüllte sich wieder nicht, weshalb er 1760 abermals bat, die Wirtschaft auf unbestimmte Zeit schließen zu dürfen. Das Örtlein sei klein, abgelegen, die Einwohner die ärmsten in der Markgrafschaft, viele nicht imstand, sich das tägliche Brot

zu verschaffen, geschweige einem Wirt etwas zu verdienen zu geben. 1766 durfte Birmelin wiederum vorübergehend schließen. Später verpachtete er den „Engel“ an seinen Schwager Georg Riefelin, der 1796 darum einkam, auch Bier auschenken zu dürfen. Bisher hätten die Bickensöhler zum Biertrinken nach Rotweil gehen müssen, das Bier aber sei besonders im Sommer ein beliebter Labetrunk. Wenn im Ort eine Bierstänke sei, bleibe das Geld im Ort und im Land, Rotweil war ja österreichisch und damit nach damaligen Begriffen Ausland. So



Torbogen am alten „Engel“

erhielt dann Rieslin den Bierauschank gegen eine Abgabe von 30 Kreuzern von jedem verzapften Saum Bier. Der jetzige „Engel“ wurde erst von dem 1870 gestorbenen Küfer Mathäus Lerch errichtet.

6.

Von der Bevölkerung haben wir bereits einige Namen kennengelernt. Die Namen haben im Verlauf der Jahrhunderte gewechselt, aber die alten Blutströme fließen in der heutigen Generation noch weiter. Nach dem Dreißigjährigen Krieg fand eine starke Zuwanderung aus der Schweiz in das verödete, menschenarme oberbadische Land statt. So kamen auch nach Bickensohl viele Schweizer, besonders aus dem Berner und Züricher Gebiet, und ließen sich hier dauernd nieder. Es waren Reformierte, die sich aber der lutherischen Kirche ihrer neuen Heimat anschlossen. Von jenen Schweizern ist heute noch der Name Rieslin vertreten. Der frühere Bickensohler Pfarrer *M e h r w e i n*⁹ hat sich die Mühe gemacht, die Stammbäume sämtlicher Bickensohler Familien — es waren 1936 41 Familien — aufzustellen. Aus dieser Arbeit ist zu ersehen, daß die Gründer der meisten Familien in den letzten Jahrhunderten von auswärts gekommen sind, viele aus den Dörfern des Kaiserstuhls, besonders aus Ihringen, andere aus der Ferne. Der Stammvater der Familie Koch z. B. ist 1774 in Nagold im Württembergischen geboren. Zu den älteren Geschlechtern zählen noch die Familien Baer, Kleis, Lerch, Einsig, Müller, Reber, Riefing, Schmidt, Treffeisen. Aber auch in den jüngeren Familien fließt durch vielfache Versippung noch Altbickensohler Blut. So hatte der genannte Stammvater der Koch eine Salomea Reber von Bickensohl zur Frau. Eines haben alle Bickensohler Geschlechter, die älteren wie die jüngeren, gemeinsam: sie alle haben ihre Arbeitskraft an die Bebauung des Bickensohler Bodens gesetzt.

Was erlitt Bickensohl in den *K r i e g e n* der vergangenen Jahrhunderte? Ob die Bickensohler im Bauernkrieg mitmachten wie die Kiechlinsberger, wissen wir nicht. Im Dreißigjährigen Krieg blieb auch Bickensohl nicht verschont. 1632 brachen die Kaiserlichen auch in die Täler des Kaiserstuhls ein. Die Einwohner flohen in die benachbarte Festung Breisach oder ins Elsaß und ins Oberland. Bickensohl war fast ganz verlassen. Später kamen die Schwedischen, nun mußte auch der Pfarrer fliehen, das schwerbeschädigte Pfarrhaus wurde an einen Bauern vermietet, die Pfarrei von Bahlingen aus versehen. Auf die Schwedischen folgten wieder die Kaiserlichen. Jetzt flüchteten die geängstigten Einwohner in das sogenannte Kuttelbett, damals ein Föhrenwald. 1642 kehrten die Geflüchteten zurück. Wie es ihnen zu Mute gewesen sein mag, läßt uns der Eintrag erkennen, mit dem Pfarrer Friedrich Bürklin von Bahlingen das älteste Kirchenbuch von Bickensohl einleitete: „Kirchenbuch allhie zu Bickensohl angefangen, als nach vielfältigen Flühen wegen der im Land hin- und herziehenden und streifenden Soldaten, als Feind und Feind, und ausgestandenen großen und unsäglichen Jamer und Elend, die dem Schwed, Hunger, Pest und anderen schrecklichen Nöten entrunnene und noch übrig gebliebene des Lands Einwohner wiederum ihre Häuser und Hüttlein gesucht und darinnen angefangen zu wohnen“. 1650 fand in Bahlingen ein Friedens-Dankgottesdienst statt, zu dem auch die Bickensohler erschienen. Noch 1663 hatte Bickensohl nur 12 Häuser, während es 1566, also

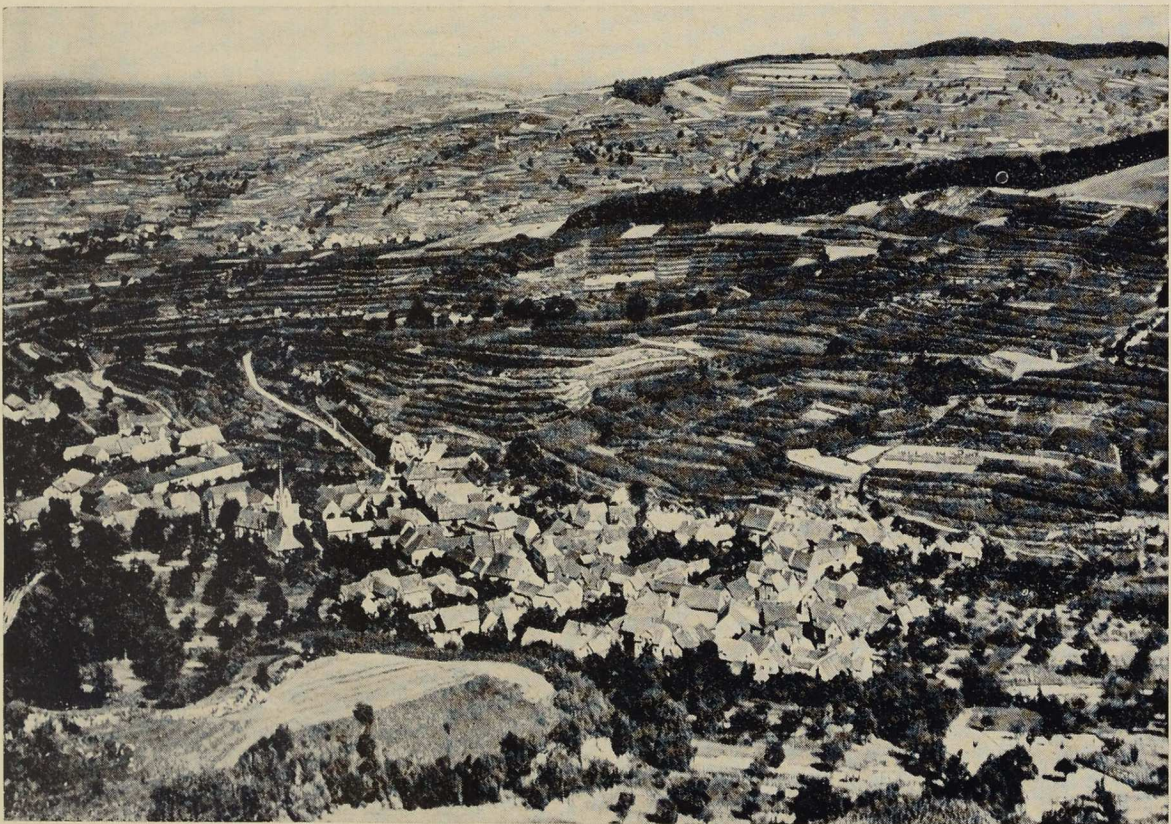
⁹ Glaube und Heimat. Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bickensohl. Jahrg. 2—4 (1934—1936).

100 Jahre vorher, 22 gewesen waren. Die Bickensöhler sollten sich aber der Wohltaten des Friedens nicht lange erfreuen. Von 1672 bis 1679 spielte sich der sogenannte Holländische Krieg Ludwigs XIV. auch im Breisgau ab, was auch für Bickensohl wieder mit Drangsalen und Schäden verbunden war. Die Dörfer wurden sowohl von den Kaiserlichen als auch von den Franzosen heimgesucht, obwohl der Markgraf neutral zu bleiben versuchte. Ein Schadenverzeichnis für das Jahr 1675 vermerkte für Bickensohl 335 Gulden, ein weiteres für 1676 sogar 1745 Gulden für 21 geschädigte Personen, dazu Kirche und Pfarrhaus als zerstört. Das folgende Schadenverzeichnis für 1677 hat bei Bickensohl den Vermerk: „sind die Gebäude ganz verheert“. 1679 forderte der französische Intendant auch von den 23 Bickensöhler Bürgern die rückständigen Kontributionsgelder, und zwar in drei Terminen je 46 Gulden¹⁰. Inwieweit Bickensohl im Spanischen und Österreichischen Erbfolgekrieg des 18. Jahrhunderts in Mitleidenschaft gezogen wurde, darüber liegen noch keine Quellenberichte vor. Dagegen wissen wir, daß das Dorf am Ende des 18. Jahrhunderts wieder ziemlich zu leiden hatte, als die Franzosen von Breisach aus die benachbarten österreichischen Dörfer heimsuchten. Die Bickensöhler waren damals in großer Bedrängnis und willens, sich dem österreichischen Landsturm anzuschließen. Da war der kluge Vogt Johann Jakob Tschummi beinahe der einzige Mann, der das Unüberlegte und Gefährliche dieses Beginnens einsah und, wenn auch vom tollen Haufen überschrien, standhaft blieb und damit erreichte, daß Bickensohl damals nicht einen Mann verlor und nicht das Schicksal von Achkarren teilte, das in Flammen aufging. Da Bickensohl von österreichischen Orten umgeben war, ist es verständlich, daß die Leute mit jenen gemeinsame Sache machen wollten. Hernach kamen die siegreichen Österreicher nach Bickensohl, um an dem Vogt Tschummi Rache zu nehmen. Dennoch nahm sich das markgräfliche Oberamt um den gequälten Bickensöhler Vogt an und bewilligte ihm, da er wenig bemittelt war, die erbetene Besoldung, nämlich jährlich ein Kloster Brennholz und die Nutzung eines Ackers im Frauental sowie eines öden Feldes im Brünnele. — Für Napoleons Kriege gegen Preußen und Rußland mußte auch Bickensohl einige Soldaten stellen. In Rußland starben damals drei Bickensöhler: Johann Aprill, Franz Einsig und Johann Jakob Spizer, wogegen Georg Friedrich Jost das Glück hatte, die Heimat wiederzusehen. In den Befreiungskämpfen 1813—1815 kamen russische Truppen auf dem Marsch nach Frankreich auch nach Bickensohl ins Quartier. — Im stürmischen Jahr 1848 schlossen sich die Bickensöhler dank der Besonnenheit ihres Bürgermeisters Bär und des Pfarrers Wagner der revolutionären Bewegung nicht an, obwohl sich auch hier eine Bürgerwehr bildete, die von einem gewissen Reber eingeexerziert wurde, und obwohl die Rotweiler fast täglich, geführt von ihrem Bürgermeister Landerer, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen herauf nach Bickensohl zogen, flammende Reden hielten und die Bickensöhler zum Anschluß aufforderten. Bürgermeister Bär dankte zwar 1849 ab, und sein Nachfolger Möcklin ließ, von den Rotweilern genötigt, exerzieren. Aber dabei blieb es. Als dann die Preußen im Land einzogen, um Ruhe und Ordnung zu schaffen, bekam Rotweil eine starke preußische Einquartierung, Bickensohl dagegen nicht. Nur zum Gottesdienst kamen die meisten Preußen, weil evangelisch, sonntags nach Bickensohl in die Kirche. — 1866 kämpfte Baden an der Seite Österreichs gegen Preußen. An diesem Krieg nahm ein Bickensöhler, Friedrich Einsig, teil. Dagegen machten den Krieg gegen Frankreich 1870/71 sieben Bickensöhler mit, zu deren Gedächtnis 1907 am Rathaus eine Gedenktafel angebracht wurde.

¹⁰ Vgl. A. G ä n s h i r t : Der Holländische Krieg in der Markgrafschaft Hochberg 1672—1679. Schauinsland, Jahrl. 62 (1935).

Wir kommen zum letzten Punkt unserer geschichtlichen Betrachtung, zur Landwirtschaft. Da wollen wir zunächst die Bickensöhler Gemarkung näher kennenlernen.

Wir wollen uns im Geiste den Männern anschließen, die am 4. August des Jahres 1670 — es mag ein heißer Tag gewesen sein — auf Befehl des Markgrafen Friedrich, der nach dem Dreißigjährigen Krieg in allen Gemeinden seines kleinen Landes eine Grenzbegehung und Bannbeschreibung für notwendig hielt, den Bickensöhler Bann umgingen. Wir lernen auf diesem Weg manchen alten, noch heute gebräuchlichen Flurnamen kennen, und begegnen vielleicht auch manchem alten Stein, der heute noch erhalten ist. Jene Männer machten den Anfang an „Rotweiler Landstraß uf dem Aigen acker“, wo ein großer rauher Bergstein neben einer Bannstütze stand. Von dort ging es hinauf „uf Strümpfen“ zum nächsten Stein, sodann „ins Kuttelbett“ zum dortigen Stein, dann auf die Höhe „die Aich genannt“, wo am Rotweiler Wäldelin ein hoher schwarzer Stein stand. Der Weg führte sodann dem Grate nach hinauf bis „ans Ort oder Eck“ und von dort rechter Hand hinab zu einem rauhen „kröpfligen“ schwarzen Grenzstein, von da hinüber bis an den Vogtsburger Pfad zu einem niederen Grenzstein, von ihm hinauf in den „Totenkopf“, wo ein eckiger schwarzer Bergstein stand, und weiter hinauf über dem oberen Brunntal und dem dortigen schwarzen Bergstein. Von hier ging es vollends hinauf „uf den Keyserstuel zu einer eichen“, an der die Äste „abestimmelt“ waren, weil kein Stein zu finden gewesen war. Von diesem Scheidepunkt ging es bergab durch den Kirchenwald oder Heitersheimischen Wald bis zum Kreuz am „Keyserstueler Weg“, sodann am Grat



Bickensöhl: Dorf und Flur

„in der Kohlgruben“ neben den Bickensöhler Zinshölzern weiter bis zur „Nespelhurst“ „uffen Himmelbuckh“, von dort durch das Herrschaftsholz im „Richtischbühl“ hinab ins Frauental zu einem rauhen schwarzen Stein, dann im Frauental weiter dem Graben am Rain nach zum nächsten Stein, von hier den Rain hinab ins Längental, wo zwischen dem Längental und dem Bannfeld neben der Straße ein gehauener schwarzer Bergstein stand, ein Eckstein, der Bickensohl, Ihringen und Achkarren schied. Von hier ging es am Breisacher Berg hinauf auf den „Galgenbuck“ zum Bickensöhler „Hochgericht“.

An dieser Stelle müssen wir auf unserem Rundgang etwas verweilen, da wir an einem wichtigen Punkte stehen. Die Bezeichnungen „Galgenbuck“ und „Hochgericht“ besagen uns, daß hier der herrschaftliche Galgen der Gemeinde Bickensohl stand. Es mutet uns heute seltsam an, daß das kleine Dorf einen eigenen Galgen hatte. Doch war dies nichts Außergewöhnliches. Entsprechend dem Kunterbunt der Herrschaftsgebiete war der Breisgau geradezu übersät mit Gerichtsstätten¹¹, deren hervorragendes, weithin sichtbares Kennzeichen in jedem Fall der Galgen war. Die Plätze, an denen der Galgen stand, bieten meist eine prächtige Aussicht. Man wollte, daß der Galgen in der ganzen Herrschaft sichtbar sei zur Abschreckung, damit jedermann wußte, was ihm blühte, wenn er sich übel aufführte. Die Todesstrafe fand ja in jenen Zeiten viel häufiger statt als seit dem 19. Jahrhundert. Die schimpfliche und entehrende Strafe des Galgens war insbesondere männlichen Dieben und Wegelagerern vorbehalten. Wann und wie oft der Bickensöhler Galgen seinen Zweck erfüllte, ist unbekannt. Es könnten darüber, da die Gehängten in der Regel beim Galgen vergraben wurden, nur Grabungen Aufschluß geben. Gewöhnlich standen die Galgen am Rande der Gemarkung, was oft zu Streitigkeiten mit Nachbarn führte. So erging es auch dem Bickensöhler Galgen. Die Stadt Breisach, der das Dorf Achkarren unterstand, hatte schon früher behauptet, der Bickensöhler Galgen stehe zu weit gegen Achkarren, und böse Buben hätten die Stücke vom alten Galgen vom „Buck“ herab „in die Künzgen und stroß“ geworfen. Von seiten der Markgrafschaft war der Galgen darauf wieder neu ausgerichtet, etwas weiter einwärts gesetzt und „mit gewehrter Hand defendiret worden“. Trotz der Gegenwehr wurde der Galgen von den Breisachern unter dem energischen Bürgermeister Dischinger mit Gewalt umgehauen. 1753 wurde endlich nach langem Streit und genauer Untersuchung ein neuer Punkt auf dem Galgenbuck festgesetzt für einen Territorialstein, der auf der Bickensöhler Seite das markgräfliche Wappen zeigte, auf der Achkarrer Seite das Wappen der Stadt Breisach.

Dem Hochgericht führte die Gemarkungsgrenze über den Galgenbuckacker hinüber und bergauf bis auf den „Knepfstein“, wo Bickensohl, Achkarren und Rotweil sich scheiden, sodann „in den oberen Ellenbuech“ zum dortigen Bergstein und zum nächsten Stein mitten im Ellenbuech, von dort hinab ins Ellenbuech zum nächsten Stein, sodann hinauf auf den „Rokhenberg“ zum dortigen Stein und schließlich hinab zu dem Stein in den „Aigen“, von wo der Weg den Anfang gemacht hatte.

Daß bei einer so mangelhaften Grenzbeschreibung und Aussteinerung Bannstreitigkeiten nicht ausbleiben konnten, ist einleuchtend. Schon im Jahre 1439 hören wir von einem Streit zwischen Ihringen und Bickensohl, der durch einen

¹¹ In dem Kartenwerk: J. de Beaurain, Carte topographique Cours du Rhin depuis Basile jusqua Mayence . . . [Paris 1782] sind auf der zweiten Karte unter der Bezeichnung „justice“ viele, aber nicht alle Galgen eingetragen, so bei Kirchhofen, bei Offnadingen, zwischen Grezhausen und Hausen, zwischen Breisach und Hochstetten, zwischen Gündlingen und Merdingen, bei Wasenweiler und dem Schloß Kranznau, die beiden letzteren nicht weit voneinander, bei Freiburg usw. Der Bickensöhler Galgen fehlt, vielleicht stand er damals nicht mehr.

genauen Augenschein in Anwesenheit genannter Zeugen geschlichtet wurde. Die Streitigkeiten mit Achkarren und Rotweil wollten nicht aufhören. 1779 wurde zum Abschluß eines Streites auf dem Totenkopf ein viereckiger Grenzstein gesetzt mit den betreffenden Herrschafts- und Ortswappen. Allenthalben im Gebiet des Kaiserstuhls begegnet man noch solchen alten Wappensteinen. Es wäre eine schöne und dankbare Aufgabe für die Heimatkunde, sie zeichnerisch oder photographisch aufzunehmen, bevor sie verschwinden.

Innerhalb dieser kleinen Gemarkung haben die Bickensöhler je und je im Schweiß ihres Angesichtes dem Boden das tägliche Brot abgerungen. In einer Beschreibung des Fleckens vom Jahre 1681 heißt es, das Bickensöhler Ackerfeld liege auf den Hügeln und Äckern verstreut und bestehe aus ungefähr 60 Teuchen, wovon aber kaum die Hälfte bebaut sei. Die Matten, etwa 20 Teuch, seien schlecht und lieferten nur grobes und saures Futter. An Reben seien es ungefähr 26 Teuche, aber ebenfalls zur Hälfte nicht bebaut. Der Wald gehöre größtenteils der Herrschaft. Aber die durch die Kriege verwilderten Grundstücke wurden allmählich wieder urbar gemacht, das anbaufähige Gelände vergrößert, größere Strecken Wald ausgestockt und in Matten umgewandelt und mit Futterkräutern angepflanzt, die ruinierten Straßen und Wege wiederhergestellt und neue angelegt, so die Straßen nach Rotweil und Achkarren. 1790 bat die ganze Bürgerschaft von Bickensohl die Regierung inständig, die Straße von Oberschaffhausen über den Vogelsang in besseren Stand setzen zu lassen. Für Bickensohl und Bischoffingen habe diese Straße große Bedeutung, da mancher wegen des schwierigen Transportes lieber den geringeren Wein am vorderen Kaiserstuhl kaufe.

Der Rebbau machte erst im 18. Jahrhundert Fortschritte. Am 9. April 1777 richtete der Bickensöhler Pfarrer Andreas Krämer, der ein rechter Dorfpfarrer im besten Sinne des Wortes war, an den Markgrafen eine Eingabe, die neben der Hebung der Landwirtschaft durch Wiederaufnahme des Kleebaues mit entsprechender Düngung insbesondere auf die Förderung des Weinbaues abzielte. Der Bickensöhler Wein könne durch andere Rebsorten verbessert werden. Krämer erbot sich, selbst Versuche zu machen, und erwarb dafür mit Zustimmung der Herrschaft ein verfallenes Rebstück. Auch die Regierung war bestrebt, durch Förderung des Rebbaus den Wohlstand des armen Dorfes zu heben. So wurde im Jahre 1788 ein Vorschlag gemacht, der uns heute noch sehr interessiert: man solle die jungen Burschen anhalten, auf der Wanderschaft die Gegenden des unteren Rheines und der Mosel aufzusuchen, um den dortigen Weinbau kennenzulernen. Aber man hielt dies damals doch nicht für tunlich, weil die dortigen Reben eine andere Gesteinsart hätten. Nun kam der in Böhlingen ansässige markgräfliche Kammerrat Enderlin nach Bickensohl, um sich das für den Rebbau geeignete Gelände anzusehen. Er ging mit dem Vogt und zwei Richtern alle Berge und Halden ab, mit dem Ergebnis, daß folgende Gewanne als vorzüglich für den Rebbau geeignet befunden wurden: Im Frauental, im und auf dem Bizenberg, im Steinfelsen, unterhalb der Steingrube, die ganze Wand am Steinfelsen vom Bizenberg bis an den Achkarrer Weg. Bedenken seitens der Bickensöhler bestanden nur gegen die beiden letzteren Lagen, weil dort der Boden zu felsig und steinig sei, der Weinstock aber nur in einem tiefgründigen Mehlboden gedeihe. Nach der Meinung Enderlins aber lieferten die Gegenden am Rhein und an der Mosel, die mit dem lavaartigen Gestein des Kaiserstuhls viel Ähnlichkeit hätten, den Gegenbeweis. So wurden 1790 unter Leitung des Kammerrats Enderlin unter Hinzuziehung eines Winzers aus Winnigen an der Mosel im Frauental zwei Mannshaut Reben mit 1000 Stück grünen Rieslingszählungen angebaut, die aus der Rhein- und Moselgegend stammten. Der Versuch gelang, von 1796 bis 1800 produzierten diese Reben 6 Saum

18 Diertel, 3 Maß und eine Quart, die Qualität des Weines war vortrefflich und konnte es mit den besten Sorten des Oberlandes aufnehmen. Für einen Saum wurden 28 Gulden erlöst. Den großen Fortschritt, den der Rebbau in Bickensohl damals machte, bestätigt uns das von dem Großherzoglich Badischen Archivrat Joh. Bapt. Kolb in Freiburg im Jahre 1815 herausgegebene Lexikon von dem Großherzogtum Baden, wo es unter Bickensohl heißt: „der hiesige Wein ist der vorzüglichste am ganzen Kaiserstuhl, und das Obst das schmackhafteste und auserlesenste der ganzen Gegend.“

Aber trotz allem Fortschritt und allem Fleiß der Rebbauern waren die allgemeinen Verhältnisse fernerhin für den Weinbau im ganzen Land nicht günstig. Erst der Zusammenschluß zu Winzergenossenschaften mit dem Ziel, das Traubenertragnis in einem Gemeinschaftskeller getrennt nach Sorten und Lagen unter Berücksichtigung aller Lehren der neuzeitlichen Kellerwirtschaft zu Wein auszubauen und dann erst den Wein zu verkaufen, hat den großen Wandel gebracht. Bickensohl kann sich rühmen, im Jahr 1926 die erste derartige Winzerkellerei errichtet zu haben. Anfangs traten ihr 24 Winzer bei, heute sind wohl die meisten Winzer Mitglieder der Winzergenossenschaft. Schon nach zehn Jahren wurde ein Erweiterungsbau notwendig. Der neue, im Jahre 1936 eingeweihte Keller, eine Sehenswürdigkeit des Kaiserstuhls, vermag 6000 hl Wein aufzunehmen.

Wir kommen zum Schluß. Im Kaiserstuhl sind oft Sagen an Quellen gebunden. So geht vom Brunnlein bei Bickensohl — wir denken dabei an das Gewann mit dem gemütvollen Namen „im Brünnele“ — die Sage, daß dieses Brunnlein nur spärliches Wasser gebe, aber oft nach jahrelanger Pause in reicher Fülle ströme. Ein reicher, aber sehr geiziger Mann, habe es einst besessen und in der Zeit großer Trockenheit sein Wasser nur gegen hohe Zahlungen abgegeben. Als die Armen das Geld nicht aufzubringen vermochten, habe er den Quell zuschütten lassen. In der nächsten Nacht aber ward er mit samt seinem Hause von der Erde verschlungen. Man hat den Brunnen wohl nachher wieder aufgedeckt, aber er sprudelt seitdem nur dann reichlicher, wenn Teuerung und Mißwachs bevorstehen.

Da ist es wohl angebracht, dieses Brunnlein heute auf den Bickensohler Weinbau und den Bickensohler Winzerkeller zu beziehen und dem Wunsche Ausdruck zu geben, daß dieser Brunnen in Zukunft nie versiegen, sondern nicht nur ein wahrer Jungbrunnen für die Bickensohler selbst und ihre Gäste sein möge, sondern auch eine fortwährend fließende Quelle des Wohlstandes für das Dorf und seine Bewohner.

Noch einmal der Name „Ravenna“

Don Wolfgang Kleiber

Die letzte Nummer dieser Zeitschrift brachte von der Seite des Geographen und Historikers¹ eine Neudeutung des umrätselten Namens der Ravennaschlucht. Wenn wir dieser Deutung aus sachlichen und sprachlichen Gründen nicht zustimmen können, dann sei jedoch nachdrücklich betont, daß auf die von dem Verfasser geforderte Mitarbeit des Historikers und des Geographen bei der Namensdeutung keineswegs verzichtet werden kann. Liefert uns doch gerade jener Aufsatz mit der ältesten urkundlichen Form erst den sicheren Grund für einen neuen Deutungsversuch.

Die bis jetzt (von E. Siehl) älteste aufgefundene Erwähnung des Namens stammt aus dem Jahre 1560: „Item gipt . . . von der Ravenne . . .“ dasselbe lautet heute gesprochen: rawéne. Aus der mundartlichen Form geht hervor, daß die schriftsprachliche Fixierung dieses Namens fälschlich an den anklingenden italienischen Ortsnamen angelehnt wurde. Worin liegt das für unser Sprachgefühl „Fremdländische“ dieses Namens? Die merkwürdige Klangwirkung rührt meines Erachtens einmal her von der ungewohnten Akzentlagerung, dann auch von der voll klingenden Endung „a“, die sich entgegen der mundartlichen Aussprache in der Schreibung eingebürgert hat. Eine Deutung hat also nicht nur die Aufgabe, die sachliche, das heißt die topographischen und historischen Gegebenheiten zu berücksichtigen, sondern sie muß vor allem den Namen als ein Gebilde der Sprache sehen und zu erklären suchen. Die Frage nach den zur Namenbildung verwandten Wörtern, nach deren Wortfügung und Akzentverhältnis, nach den Lauten und deren Geschichte, muß dabei, soweit dies der Etymologie des Namens nützlich ist, aufgeworfen werden.

Der Name ist ein zweigliedriges Kompositum. Das Grundwort ist althochdeutsch **aha**, in der Mundart abgeschwächt zu **e**. Es lohnt sich, bei diesem Wort kurz zu verweilen. O. Springer² hat in seiner Untersuchung die Flußnamen auf -ach mit denen auf -bach einem Vergleich unterzogen und dabei festgestellt, daß die -ach-Namen grundsätzlich für die älteren gelten können insofern, als sie etwa nach dem Mittelalter ihre Bildungskraft verloren haben. Im Gegensatz zu -bach wurde das bald zum Suffiz: erstarrte -ach zur Eindeutschung vordeutschen Namenguts verwandt. Zum Beispiel: Brege hieß 1234 Brega (kelt. brig entspricht germ. Burg) oder die Elz: 763 Helzaha, 1234 Elzach usw. Wichtig in unserem Zusammenhang ist die Tatsache, daß unter dem ganzen reichen Material Springers kein einziger -ach-Name sich findet, der mit einem Personennamen verbunden wäre. (Ganz im Gegensatz zu den Namen auf -bach.) Überhaupt treten die Kulturnamen, das heißt Namen, die sich auf den Menschen und sein Wirken in der Natur beziehen, fast völlig zugunsten der Naturnamen zurück. Dies alles weist auf ein beträchtliches Alter auch

¹ E. Siehl: Woher kommt der Name der „Ravennaschlucht“? Ein Beitrag zur Namens- und Siedlungsgeschichte des Höllentals.

² Die Flußnamen Württembergs und Badens. Stuttgart 1930. (Tübinger germanist. Arbeiten 11.) S. 227 ff.

unserer Ravenna hin. Nach dem oben Gesagten wäre es seltsam, wenn dieser Flußname als einziger -ach-Name auf einen Personennamen zurückginge. Er tut es auch nicht, wie gleich auch mit sprachlichen Gründen zu zeigen sein wird. Die Namensschöpfung selbst, das kann man nach all dem mit Sicherheit sagen, liegt weit vor dem 16. bzw. 15. Jahrhundert. Damals war -ach längst unproduktiv. Alles spricht vielmehr dafür, daß die Namengebung in die frühe Zeit der deutschen Besiedelung des Schwarzwaldes fällt, also etwa in das 10. bis 11. Jahrhundert. Flußnamen pflegen ja überhaupt — mehr wie alle anderen Namen — ein beträchtliches Alter zu erreichen und zäh am Boden zu haften.

Auch aus Lautlichen Gründen ist die Deutung „Rappena“ (vgl. E. Siehl, S. 102) schwerlich haltbar. Der Explosivlaut -pp- kann sich niemals zum Reibelaut -w- „abschleifen“. Die Tatsache, daß im 16. Jahrhundert die Bezeichnung „Rappengut“ und „Rappenmatte“ neben „Ravenna“ steht, beweist, daß der Flußname mit dem Personennamen Rapp nichts zu tun haben kann.

Woher kommt aber dann das Bestimmungswort? Die einzige, mit deutschen Sprachmitteln auskommende Erklärung, scheint mir die Rückführung auf althochdeutsch **hraban**, mittelhochdeutsch **rabe** = corvus³ zu sein. Sehen wir zunächst von der Akzentverschiebung ab, dann befremdet das urkundliche **v** (mundartlich **w**) an Stelle des zu erwartenden **b**. Nun hat ein großer Teil des oberrheinischen Alemanniens intervokalisiert -b- zu -w- verschoben. Den näheren Grenzverlauf bestimmte für Baden E. Ochs⁴; Freiburg und das Höllental liegen demnach im -w-Gebiet. Also stüwe gegen stube, schriwe/schribe, ôwe/ôbe usw. Ganz analog ist der Vorgang, wenn aus **Rabena** **Rawena** wird. (Der Zeitpunkt des Lautwandels b/w in Baden ist noch an Hand zahlreicher örtlich und zeitlich festlegbarer Belege zu bestimmen.)

Das Wort **hraban**, **Rabe** ist der heutigen Mundart fremd. Hier herrscht „**Krapp**“, das man sich als Kontaminationsform aus **Krähe** + **Rabe** entstanden denkt. Allerdings ist „**Krapp**“ jüngeren Ursprungs und im Althochdeutschen unbelegt.

Es bleibt noch die auffallende Akzentlagerung zu erklären. Dabei ist wichtig, sich zu vergegenwärtigen, daß Eigennamen und begriffliche Gattungsnamen (Appellativa) oft verschiedene Wege gehen. Sobald die Art der Zusammensetzung, die Bedeutung eines Namens undurchsichtig geworden ist, „erstarrt“ er und wird von der Mundart nur noch als reiner Lautträger ohne Rücksicht auf einen Sinnbezug behandelt⁵. Das hat die Folge, daß das Streben nach bequemer Gewichtsverteilung innerhalb eines mehrgliedrigen Kompositums die Oberhand gewinnt über die „normale“ Betonungsart. Zuweilen hat freilich diese Tendenz zur Tonverlagerung auch Appellativa erfaßt⁶. Dreigliedrige Bildungen mit der Tonverteilung $_ / _ _$ entwickeln sich mit Vorliebe zu der Gestalt: $_ / _ _$. Es sei erinnert an

mittelhochdeutsch	fôrhele	= Forëlle	im Neuhochdeutschen
mittelhochdeutsch	lebëdic	= lebëndig	im Neuhochdeutschen
mittelhochdeutsch	hólunder	= Holländer	im Neuhochdeutschen
Ganz analog wird:	rävëna	= Ravëna	im Neuhochdeutschen

³ In Zeitschrift des deutschen Sprachvereins 1926, S. 248, findet sich die Notiz „vor 40—50 Jahren habe man in Freiburg als feststehend angenommen, die Ravennaschlucht führe ihren Namen von der ‚Rabënaa‘, dem Rabënbache . . .“ Ein schriftlicher Deutungsversuch in dieser Richtung ist mir jedoch nicht bekannt geworden.

⁴ Der Lautwandel — b = w — in Baden, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 46 (1922), S. 147 ff., mit Karte.

⁵ W. Kleiber: Die Flurnamen von Kippenheim und Kippenheimweiler. Ein Beitrag zur Namenkunde und Sprachgeschichte. Freiburger Masch.-Diss. 1955, Kapitel I.

⁶ O. Behaghel: Geschichte der deutschen Sprache⁵, 1928, S. 260 ff.

Die so fremdartig klingende „Ravenna“ ist also aus dem Deutschen ableitbar. Trotzdem sollte aber vordeutsche Herkunft nicht nur für größere Flüsse, sondern auch für kleinere Örtlichkeiten im Schwarzwald grundsätzlich in Erwägung gezogen werden. A. Schulte⁷ hat auf den Gemarkungen Welschensteinach und Mühlenbach romanische Flurnamen nachgewiesen. Soviel ich sehe, sind vordeutsche Flurnamen auch in anderen Gebieten des Schwarzwaldes in nicht geringer Zahl zu finden. Doch bedarf dies noch näherer Untersuchung, die einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben muß.

⁷ A. Schulte: Über Reste romanischer Bevölkerung in der Ortenau, in: *Z.G.ÖRh.* NF. 4 (1889), S. 300—314 und vgl.: F. Langenbeck, in: *Die Ortenau* 33 (1953), S. 22.

Die Glashütte und Glasmacherrodung Aule

Don Joseph L. Wohleb

„Im Blasiwald“ über dem Schluchsee arbeiteten, geschützt und gefördert von der Benediktinerabtei St. Blasien, seit 1579 Glasmacher an verschiedenen Stellen nacheinander und nebeneinander. Den Pachtvertrag, den sie 1685 mit dem Abt Roman Dogler (1672—1695) auf 50 Jahre geschlossen hatten, hob das Kloster wider alles Erwarten 1715 auf und verlangte die baldige Verlegung der „nächst dem Windberger Hof errichteten“ Werkstätte, der damals noch einzigen, in das unerschlossene Waldgebiet zwischen Oberaha und dem Bergkamm. Im Blasiwald sollten künftig nur einige wenige Namen von den Gründern der Bergsiedlung erzählen¹.

Wie die Grundherrn anderwärts, nimmt auch St. Blasien dem Glasmacher gegenüber eine zwiespältige Haltung ein. Es wünscht und fördert die Rodungstätigkeit als Zweck und Voraussetzung des Glashüttenbetriebes, es scheut indes auch die Ausweitung. Aus Zweckmäßigkeitsgründen soll an sich nicht eben wertvoller Wald genutzt werden, doch ohne daß damit eine umfangreiche Waldverwüstung gestattet wird. Mit dem Zugeständnis, genügend Holz zur Verfügung gestellt zu bekommen, dem Auftrag der pfleglichen Schonung des Waldes andererseits werden sich die Glasmacher auseinanderzusetzen haben, solange die Hütte im Aule besteht . . .

Nachdem bereits im Frühsommer 1715 festlag, daß die Glasöfen an der bisherigen Stätte mit Georgii 1716 erlöschen sollten, beraumte das Kloster sogleich eine Besichtigung der für die künftige Arbeitsstätte bestimmten Waldungen „in dem Unteren Krummen als auch in der Hinteren Aha“ an, „welch letzterer Ort auch vor den bequemlichsten gehalten worden“. Und bald fanden auch die ersten Besprechungen mit den beiden Bauern im Hinteren Aha, dem Hinteren Bauer Christa Schmidt und dem Käppelhofbauern (auch Käpplinbauer) Thoma Schmidt, wegen der Eigentumsverhältnisse statt.

Daß eine ausreichende Sicherung der beiden Hofbesitzer möglich sei, war bereits besprochen, als am 6. Juni 1715 durch eine neuerliche Waldbegehung endgültig bestimmt werden sollte, wo die Glashütte errichtet werden müsse. Sie könne, so lautete die Entscheidung, „oberhalb der Straß, so gegen Menzenschwand gehet, unterhalb der sogenannten Schnepfhalden auf der Ebne oberhalb der unteren und oberen Aulematt gesetzt werden, maßen wegen denen Holzriesenen über die Straß selbe nicht unter die Straß erbaut werden könnte. Die Glaserhütten aber könnten unter der Straß oder der unteren Aulematt hinter sich gegen denen Bachöfen gezogen werden. Damit die Glasmacher nicht gleich die den Bauern nächstgelegenen Waldungen aus-

¹ Daß im ganzen Glashüttengebiet von Blasiwald und Aule in recht wenigen Bergnamen und Gewannbezeichnungen wie „Althütte“, „Hüttenplatz“, „Glaserkopf“, „Glasermättle“ die Wirksamkeit der doch seit 1579 hier tätigen Glasmacher einen Niederschlag fand, läßt vermuten, daß die Berg- und Flurnamen im allgemeinen einer noch früheren Zeit angehören und, einmal eingeführt, sich nicht mehr änderten.

stocken, könnte ein Bezirk hinein gegen dem Aule rechterhand hinein gegen der Beerhaldten und Fahrenreutte ausgezeichnet werden.“

Am 24. April 1716 schloß Abt Augustin Fink (1695—1721) den neuen Pachtvertrag ab, der sogleich wirksam wurde. Der Hüttenbetrieb am Windberg ging damit zu Ende.

Die neue Glashütte „auf 10 Ständ oder Werkstätt unten an dem sogenannten Aule in der Aha“ wurde von Georgii 1716 an auf die Dauer von 50 Jahren verpachtet an:

Samuel Sigwarth
Andres Sigwarth
Michel Sigwarth
Kaspar Schmidt
Blasi Kießfer
Joseph Greiner
Johannes Sigwarth.

Samuel Sigwarth übernahm zwei Anteile, Andres Sigwarth deren drei, die übrigen je einen. Ähnlich wie für Altglashütten, die 1634 gegründete Nachbarhütte der Fürstenberger, verraten uns die Akten auch für Aule die Gründer der Glashütte und damit der Siedlung².

Die Bedingungen für die neue Hütte sind bei aller Weitschweifigkeit die üblichen. Die Glasmacher bzw. deren Erben und Nachkommen haben für die ersten zehn Jahre jeweils 100 Gulden Pachtzins zu entrichten und „von mittleren sauberen Glasseiben in ihren Kösten jährlich in allhiefiges Kuchelambt 1500 Stück abzuliefern, jedoch daß dem Liefernden ein Becher Wein und Mutschle Brot gereicht werden“. Nach zehn Jahren steigert sich die Pachtsumme auf 200 Gulden im Jahr und „2000 Mittelscheiben gleicher Gattung“. Die Glasmacher haben das Schutz- und Schirmgeld zu zahlen, den Zehnten vom Fruchtbau zu leisten. Den Gottesdienst besuchen sie in der Pfarrkirche in Schluchsee, der sie ihre kirchlichen Abgaben schulden. Daß sich die Glasmacher, ihre Familien und Hintersassen einer „ehrbarlichen Haltung“ zu befleißigen haben, wird ihnen ausdrücklich eingeschärft, ebenso das Eigentumsrecht des Klosters an den Gebäuden.

Im Hochsommer 1719 bestand bereits erstmals die Notwendigkeit, die Rechte der Glasmacher am Wald genau abzugrenzen. Zugestanden wurde ihnen vom Kloster ein Waldstück, „angefangen in der Aulematten, von dieser grad hinauf 100 Schritt, allda eine Tannen mit einem Kreuz bezeichnet, ferners wieder 100 Schritt und so fortan alle 100 Schritt ein Kreuz in einen Baum gehauen, bis an den Krummen-Bann, von dem Krummen-Bann aus der Eckmark zu hinauf bis an die sogenannte Schnepfhalden, Menzenschwander Bann, in welchem tractu 14 Tannen allzeit mit einem Kreuz bezeichnet stehen, von dar dem Menzenschwander Bann hinach bis auf das Aule — weilen dieses der Schneeschleife ganz gerad nachgeheth, hat es keine weitere Zeichnus vonnöten —, von dem Aule wieder der Schneeschleifin und Wasserjaigin nach bis ohngefähr 400 Schritt gegen dem „gringen Stain“, von dar herunter 300 Schritt unterm Gefäll, von dar gerad fürwärts bis an die hohe Reute, in welchem tractu 18 mit Kreuz bezeichnete Tannen allzeit 100 Schritt weit von einander stehen, von dar aus herunter an des hinteren Bauren Aulematten, allwo kein Wald, sonder die vor drei Jahren gesetzte Lauchinnen stehen, von dar aus auf des Käppelinbauren Aulematten, allwo man angefangen“.

² Über die Glasmachersiedlungen Alt- und Neuglashütten vgl. J. S. Wohleb, Aus der Geschichte der fürstenbergischen Glashütten; Veröffentlichungen aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv, Heft 10, 1950, 38—65.

Die Vermarkung, die danach 1716 bei der Errichtung der Hütte durchgeführt worden war, ist in den erhaltenen Akten nicht nachweisbar.

Nachdem man den Glasmachern erlaubt hatte, sie dürften die Hälfte ihres Holzbedarfs „in der neuerlich übergebenen Ahamer Waldung Eschen genannt“ schlagen, da sie mit dem bis dahin zugestandenen Wald offenkundig nicht mehr ausreichten, hielt das Kloster es anfangs der fünfziger Jahre für geboten, den Glasmachern schärfer auf die Finger zu sehen. Der allzu hoch gestiegene Holzverbrauch ließ den Abt vermuten, daß die Meister „nicht aufrichtig zu Werk gegangen“ seien, das heißt sich nicht an die Vertragsbestimmungen gehalten hätten. Und so ordnete er die protokollarische Vernehmung zahlreicher Männer an, die im Dienst der Hütte arbeiteten oder sonst irgendwie mit ihr zu tun hatten.

Die Glashütte stand damals zweifellos auf ihrem Höhepunkt. Abgestimmt auf die Frage nach dem Holzverbrauch, geben die Protokolle Auskunft über die Hütte zur Zeit ihrer stärksten Leistung und gewähren uns darum, in den Angaben sich da ergänzend, dort wiederholend, Einblicke in den Hüttenbetrieb, wie sie uns sonst nicht verstattet werden³. Die Verhöre erbrachten den Beweis, „daß die Glaser stärker glasen“ und folgedessen mehr Holz verbrauchen müssen, als ihnen ursprünglich zgedacht war.

Dies war nur dadurch möglich, daß alle Kräfte und Möglichkeiten aufs äußerste angespannt wurden. Wohl hatte die Hütte nur einen Glasofen mit zehn Ständen oder Werkstätten. Aber auf einem Stand arbeitete nicht wie üblich ein Meister allein — auf den meisten Ständen hantierten mit dem Glasrohr zwei Meister, und Lehrbuben gingen ihnen dabei an die Hand.

Die Arbeitszeit war erheblich verlängert worden. „Die Glasmacher fangen alle Tag abends um Betzeit an arbeiten und continuieren 11 Hüttenstund lang; eine Hüttenstund macht $\frac{5}{4}$ Stund aus. Unter diesen 11 Stund raste man auch 2 Stund. Die Stunduhr gehe aber ganz unordentlich, man mache beständig daran herum, und sie bleibe öfters stillestehen. Zur Sommerzeit erstrecken sich die 11 Hüttenstund von Abendbetzeit bis anderntag um 11 und 12 Uhren.“ Am Samstag höre man gar erst um 4 Uhr nachmittags auf. In der Nacht vom Samstag zum Sonntag wurde nicht gearbeitet.

Die größere Zahl der Glasmacher und die längere Arbeitszeit setzten für eine volle Auslastung voraus, daß genug „Materi“, flüssige Glasmasse zur Verarbeitung, zur Verfügung stand. Deshalb mußten größere Glashäfen als die üblichen der Hitze des Glasofens ausgesetzt sein. Die größeren Glashäfen bedingten einen größeren Feuerungsraum. Vermutlich weil es aufgefallen wäre, wenn die Glasmacher den Ofen größer gemacht hätten, machten sie ihn „inwendig weiter“, also dünnwandiger — was auf dasselbe herauskam. Diesen Kniff führten sie in zwei Etappen durch. Dem Vogt, der den Geschäftsbetrieb dem Kloster, der Herrschaft, gegenüber zu vertreten und zu verantworten hatte, mißfielen zwar diese Machenschaften. Er habe „schon manchmalen gezanket und den Hafen an die Wand werfen wollen, wann einer einen größeren Hafen mitgebracht, damit der eine wie der andere einen gleichen Hafen habe“. Aber es blieb beim Zanken und beim Wollen . . .

Die Feuerung der Öfen, die Tag und Nacht nicht stocken durfte, bedienten zwei „Schürer“, Mutter und sein „Feurgespern“ Schneider. Sie lösten sich wochenweis ab; in der einen Woche hielt der eine die Öfen tags in Glut, in der nächsten nachts. Für die eine Woche betrug der Schürerlohn 2 Gulden, für die andere, vermutlich die Nachtschicht, 2 Gulden 30 Kreuzer.

³ Die Untersuchungsakten bilden ein eigenes Aktenbündel (Gewerbe 2/3, 1753).

Weiterhin beschäftigte die Hütte vier Holzhauer und um die zehn Fuhrleute für den Transport des Holzes, des Sandes, der Asche, die dann in den Häusern gesotten wurde. Wieviel Glasträger für sie die Fertigwaren vertrieben, wird nicht gesagt⁴; wir erfahren nur, jene müßten sich „allzeit acht Täg vorher um Glas bewerben, sonst kommen sie keines über“.

Über den Holzverbrauch, um dessentwillen die Verhöre schließlich gingen — die Vernehmungen über Ofen- und Häfengröße, Arbeitszeit, Angestellte usw. behandeln die Frage letztlich nur von der entgegengesetzten Seite des unumgänglichen Bedarfs her —, schwanken die Angaben. Die Gehörten bemühen sich, ihn nicht höher denn auf 1000 Klafter zu schätzen. Damit blieb das Aufkommen innerhalb der Vertragsgrenze. Man hatte allerdings wegen der Menge, nicht wegen des Preises, auf den es im Augenblick gar nicht so sehr ankam, sich ebenfalls eines Kunstkniffs bedient: man war stillschweigend von der üblichen Klaftergröße mit 6 Schuh Höhe und 6 Schuh Länge auf „Bergklafter“ mit 5 Schuh Höhe, aber 10 Schuh Breite und mit einem „Zugabescheit“ übergegangen.

Waren die Gehörten in ihren Mitteilungen — verständlicherweise; denn es ging um aller Existenz — zurückhaltend — auch die zurückhaltende Zusammenfassung der Verhöre sollte offenkundig die Glasmacher nicht in Verlegenheit bringen.

Daß die Meister ihre Befugnisse erheblich überschritten, ließ sich nicht ableugnen. Doch war das Wohlwollen, das ihnen das Kloster im Grund immer entgegenbrachte, stärker als das Mißfallen. Gegen die Tatsache, daß die Meister arbeiten konnten, weil sie gut verkauften, und fleißig arbeiteten, war schließlich nicht viel einzuwenden. Und daß sie dazu mehr Holz brauchten als zum früheren, geringeren Betrieb ließ sich nun einmal nicht vermeiden. Wo lag die Grenze zwischen dem Notwendigen und dem Zuviel? Was war dem Kloster noch nützlich, was schon nachteilig?

So lautete denn der Kanzleivorschlag vom 25. Oktober 1754 dahin: Die zehn Pächter sollten für den Rest der Pachtzeit „oberhalb der Glashütten gegen der Menezschwander Höhe, unten an der Schnepfhalde gelegen, allwo selbe schon seit 1745 die herrschaftliche Erlaubnis hat, die Hälfte ihrer Notdurft zu fällen, weitere zur Halbscheid dahin anzuweisen sein. — Damit auch die mit sehr vielen Windfällen angefüllte und zur Viehweidung höchst schädliche Waldung in der Escha genannt nach und nach geraumt werden möge, hätten sie die andere Hälfte auf den Verbrauch, jährlichen 500 Klafter, daraus zu bestreiten“. Dem Protokoll wurde also keine besondere Beachtung geschenkt, die Unsicherheit wegen der „kleinen“ und „großen“ Klafter blieb weiterhin bestehen.

Schon 1761 griffen die „Glasmacher auf dem Ayle Jacob Sigwardt, Vogt, Johannes Schmidt, Joseph Kieffer, Vincenz Sigwardt, Johannes Sigwardt, Hans Adam Schmidt, Joseph Schmidt und Johannes Sigwardt der Jünger“ mit der Frage nach weiterer Holzanteile⁵ auch jene der Pachtverlängerung auf — sie mochten vom Hörensagen wissen, daß sich die Verwaltung wieder einmal mit ihnen und dem wichtigsten Betriebsmittel ihrer Hütte, dem Holz, beschäftigte.

⁴ 1765 wohnten in Schluchsee, Blaswald und Fischbach 29 verheiratete und 39 ledige „Glasgerichte und Truckenhändler“. In Schluchsee allein lebten unter 32 Zinspflichtigen 17 vom Hausierhandel. Die Zahlen sprechen berechtigt für die Bedeutung des Glashandels.

⁵ Weitere Ansuchen:

1763 April 10. Bitte der Glasmacher (Johann Adam Schmitt, Simon Morath, namens aller) um Holzanteile.

1765 Juli 4. Bitte der Glasmacher (Simon Morath, herrschaftlicher Vogt, Johann Adam Schmidt, Geschworener, im Namen aller), ihnen „auf 9 oder 10 Jahr aus der Bewaldung Farreiten und sog. Waldung Eschen Holz zuzuweisen“.

Tatsächlich wurde in der Klosterkanzlei ernsthaft erwogen, ob eine weitere Holzzuteilung an die Glashütte überhaupt noch möglich sei oder ob nicht den Meistern die Verlegung der Hütte anempfohlen werden müßte. Da in einer geordneten Verwaltung Entscheidungen aktenmäßig unterbaut zu sein pflegen — was uns die Möglichkeit gibt, manche Abläufe lückenlos zu verfolgen —, wurden die Erwägungen für und wider in einem Kanzleigutachten zusammengestellt. Sein Verfasser, der Hofrat Marcel Granicher, äußert sich also:

„Daß die Glashütte im Äule bishero sehr nützlich und erträglich gewesen, erweisen die Rechnungen, worinnen die Bestandsgelder, die Inventarien, Kauf-, Tausch-, Einzugs-, Abzugs-, Recognitions- und Manumissionstaxe eingeschrieben werden. Daß solche aber auch in Hinkunft desto nötiger sei, bescheinete die große Menge der in den St. Blasischen Vogteien da und dort angesessenen, mit Weib und Kindern nur vom Glashandel und respective fremden Geld sich ernährenden Untertanen, welche, wann die Glashütte abgehen sollte, an ihrer Nahrung mehrstenteils geschwächt werden würden. Dann, obschon in der „Hölle“⁶ eine neue Glashütte allbereit erbauen worden und ganz wahrscheinlich ist, daß diese Glashändler ihr Unterkommen im Handeln deselbsten aussuchen und finden möchten, so ist nichts desto weniger durch die Erfahrung bezeuget, daß die nächsten um die neuerbaute Glashütten in der Hölle gelegenen Innwohner den Glashandel auch anfangen und die weiter entlegenen immerhin abzutreiben sich angelegen sein lassen werden“.

Granicher befürwortet die Verlängerung des Vertrages, da „es an dem Können nicht gebrechen werde, wann man mittelst eines Augenscheins die Untersuchung machet, was für Holz in des Hinteren Bauern Hofbezirk in der Aha mit Ausschluß der Halden, welche dem Bauern zur Notdurft aufzubehalten die Billigkeit erheischt, noch auf das Äule zu applizieren sein möchte und was für Waldung noch im dortigen Revier wäre, welche man ohne Nachteil gn. Herrschaft und der Untertanen auf die Glashütte abgeben konnte. Solches wird hernach den Zweifel aufheitern, wie lang man den Gläsern mit Beibehaltung ihres alten Wohnsitzes noch werde succurieren können“ usw.

Im Sommer 1765 zwang der bevorstehende Ablauf des Kontrakts zu einem Entschluß. Nach einer Waldbegehung äußerten die Klosterbeamten die Ansicht, zur Glashütte seien, „wo sie de facto stehe, mehr nicht dann annoch 3 bis 4000 Klafter Holz vorhanden“, folglich Material für vier bis fünf Jahre. „Übrigens erscheine allerorts, wie übel die bis dahinige Gläser in dem Wald gehäuset und der Hochwachs verderbet. Sonsten sei freilich an einem andern Ort noch viel und schönes Holz auf zwanzig bis dreißig Jahr vorhanden.“

Die Frage nach Weiterbestand oder Verlegung wurde beraten in der Kammer-sitzung des „Reichsstifts St. Blasien den 6ten August 1765 vormittag in dem Audienz-zimmer Sr. Hochfürstlichen Gnaden“. Anwesend waren Fürstabt Martin II., Geheimrat und Kanzler von Lempenbach usw. Nach dem Protokoll wurde über „die Holzanweisung für die Gläser im Äule“ berichtet. Man habe „von der Marke nr. 23 bis nr. 24, welche 1080 Schritt importiere, denen Wasserjaigen und Schneeschleifen nach Lochen bis an das Rotwasser oder vielmehr das Menzenschwander Wegle mit dem herrschaftlichen Zeichen angeschlagen und denen Glasmeistern die Weisung gegeben, mit der Beholzung von unten anzufangen und bis zu den Lachbäumen zu continuieren, das ob dem gedachten Menzenschwander Wegle stehende Holz aber,

⁶ Gemeint ist die Glashütte, die der Freiburger Baron v. Pfirdt bei Falkensteig am Eingang ins Höllental 1759 errichten ließ. Sie hatte nur wenige Jahre Bestand.

woraus denen Ahamer Bauren das nötige Bauholz angeschafft werden könne, ohnberührt zu belassen“.

Darauf stimmte Fürstabt Martin II. Gerbert am 7. September 1765 der Kontraktverlängerung „auf weitere, anbei aber ungewisse Jahre“ zu. Vertragschließende auf der andern Seite waren sämtliche Glas- und Hüttenmeister, nämlich Simon Morat, Vogt, Jakob Sigwarth, Alt-Vogt, Hans Adam Schmid, Geschworener, Joseph Schmid, Johann Mahler, Johann Schmid der Alte, Johann Sigwarth, Michl Bächle, Jakob Zimmermann und Maria Thoma, Witwe.

Die Meister bekamen Holz im Waldgebiet „gegen denen Fürstenbergischen Grenzen“ zugewiesen, „wo sie dermalen Holz schlagen“. Als Pachtzins entrichteten sie 400 Gulden jährlich und „4000 Stück Scheiben von der bishero gewöhnlichen Gattung gratis und in ihren Kosten anhero nachher St. Blasien zu liefern“. Weiter benötigte hatten sie „jedes Hundert um 4 Gulden darzulassen“. Außerdem schuldeten sie von jeder Werkstatt 1 Gulden Schirmgeld, den pflichtmäßigen Beitrag zu Kriegslasten; dagegen blieben sie auch künftig von Steuer und Schätzung frei und erhielten das Recht zugestanden, Wein ohne Umgeld auszuschenken, auch an Fremde.

Zwischen den Auseinandersetzungen um Wald und Holz, Glasöfen und Glashäfen, Pflichten und Rechte der Gesamtheit, wie sie nun einmal den wesentlichen Inhalt von Akten ausmachen, wird gelegentlich auch das Schicksal einer Glasmacherfamilie im einzelnen sichtbar.

Nach dem Bericht des Rats und Landschreibers Schmid vom 12. März 1768 hatte das Kloster den Erben der in einem Anteil an der Hütte und einem Häuschen bestehenden Hinterlassenschaft der Maria Thoma zu bestimmen. Sie war mit dem Glasmacher Dinzens Sigwarth verheiratet gewesen und hatte sich nach dessen Tod mit Matthias Isele von Schönenbach wiederverheiratet. Das Anrecht an der „Werkstatt“ stand einem der Kinder aus erster Ehe zu, da sie jene von Sigwarth geerbt hatte.

Von den Söhnen waren bereits drei Glasmacher:

1. Matthias Sigwarth, der „vor einigen Jahren sich verheiratet und nun eine Glasmacherwerkstatt in der Falkensteig als Unterbeständer innhat, allda aber sein in 200 Gulden bestanden väterlichen Erbanteil nebst dem wenigen Weibergut bereits verbraucht“ hat;

2. Dinzens Sigwarth, der „auch verheiratet ist und in der Bubenbachischen Glashütte eine Werkstatt per 1000 Gulden an sich gebracht und hierauf noch einige Schulden haften hat“;

3. Joseph Sigwarth, Glasmacher, -schneider, -maler und Schraubenmacher, „der, ledig, nicht allein sein väterlich Erb per 200 Gulden noch beisammen, sondern auch ledigerweis 50 Gulden erhauset hat. Wenn nun der mütterliche Erbteil per circa 240 Gulden darzugeschlagen und auch das anzuheffende Heiratsgut betrachtet wird — wie dann bereits eine mit mehr als 500 Gulden anfallendem Vermögen diesen heiraten zu wollen sich geäußert —, so lieget von selbst am Tag, daß eben dieser Joseph Sigwarth den Bestand zu übernehmen und die Geschwistrige wegen überlassendem Geschirr, auch Materialien, welche sammentlich auf 1000 Gulden belaufen mag, auszuzahlen, auch gn. Herrschaft sowohl wegen dem Bestandzins und Holzgeld als auch die Mitmeister diesert und anderen gemeinsamben Ausgaben wegen sicherzustellen am besten imstand ist“.

Die mütterliche Erbschaft war mit einer Sonderbestimmung belastet: „Dem künftigen Beständer ist von der Erbschaft ausbedungen worden, für das nötige Hütten-

geschirr und den Werkstattbestand nicht allein 200 Gulden in die Erbschaft zu bezahlen, sondern auch die vorhandene ohnerzogene fünf Kinder, darunter aber drei mit Glasschneiden und -machen ihr Brot gewinnen können, in Speis und Trank, auch nötiger Kleidung zu unterhalten und das Glasmachen und -schneiden lehren, auch in Schreiben, Lesen und christlicher Lehr unterweisen zu lassen.“

Joseph Sigwarth selbst hielt sehr darum an, ihm die Werkstatt zu übertragen oder, ungünstigenfalls, wenigstens das sog. Glasschleiferhäusle zu überlassen, da „er ansonsten mit Weib und Kindern auf das weite Feld gesprengt würde“.

Nachdem die Voraussetzungen für Joseph Sigwarth sprachen und zudem die Meister im Aule sich einstimmig für ihn erklärten, wurde diesem Sohn vom Kloster die Werkstatt bestandsweise zugesprochen. Er bekam auch das Glasschneiderhäusle — Stube, Kuchel und zwei Kammern —, das das Kloster 1748 dem Vinzens Sigwarth auf Antrag des Vogtes Jakob Sigwarth zu bauen erlaubte. — 1785 richteten die Meister eine Stube des Schneiderhäusles als Schulstube ein. —

Wir erinnern uns, daß Fürstabt Martin II. Gerbert der Kontraktverlängerung von 1765 nur auf unbestimmte Zeit zugestimmt hatte. Er hieß aber doch noch zwei befristete Pachtverträge gut, den ersten für 1770 bis 1788, den nächsten 1788 bis 1798.

Nach dem Vertrag vom 20. November 1769 für 1770 bis 1788 sollte den Meistern das Holz „aus der gegen denen fürstenbergischen Grenzen in des Hintern Bauern in der Aha noch stehenden, dann aus der in dem Obersten Krummenbann befindlichen Waldung der sog. Eschen mit jährlich 750 Klafter à 10 Schuh lang, 5 Schuh hoch und die Scheiterlänge à 4½ Schuh von dem Forstmeister angewiesen und abgegeben werden“. Beide Male, 1770 und 1788, erfolgte die Holzanzweisung auf die „Escha im Oberen Krummenbann“.

Wohl im Zusammenhang mit der Vertragsverlängerung von 1769, also um 1769, entstand ein aufschlußreiches Gutachten über die Waldungen „um den Krummenhof und gegen dem See zu“ und deren Zustand; es dürfte forstgeschichtlich von Bedeutung sein⁷.

In den Vorverhandlungen gegen Ende der Pachtspanne 1788—1798 wurden wegen des Holzverbrauchs Einwendungen nicht laut. Dagegen riet das Forstamt, Forstrat Gerer, den Holzpreis ausdrücklich als vorläufig zu bezeichnen; „denn nach sichern Nachrichten, die ich aus dem Munde des fürstenbergischen Herrn Hofrat Elßäfers zu Donaueschingen selbst habe, solle die Glashütte von Herzogenweiler aus Mangel des Holzes nächstens eingehen, welches auch umso wahrscheinlicher ist, als das Bräuhaus zu Donaueschingen nach Errichtung zweier neuen Pfannen nun einen dreifachen

⁷ Bericht wegen denen Waldungen um den Krummenhof und gegen dem See zu, wie selbige im Stand sich befinden.

Undatiert. Um 1769.

Von dem Krummenkreuzle die Halden zwischen der Schönmatte und dem Krummenhof ist anfänglich mit alten Weißtannen bewachsen, welche tauglich zum Sägbaum sein, welcher Bezirk ohngefähr bis 20 Juchert groß und doch sehr dünn ist, daß die Sägbäume wohl zu zählen sein. Unter dem alten Holz ist ein junger Aufwuchs mit Weiß- und Rottannen, daß ohne Schaden solche Sägbäume nicht können weggebracht werden, indem ein mancher junger Baum niedergeschlagen und bei Weg-zu-machen weggehauen würde.

Ferner ist diese Halden hinterwärts der Schönmatte gegen der Esche ein schöner junger Wald dick mit 4 spältig oder Bauholz bewachsen, schier lauter Rottannen, auch Büchle, Einhorn, wo ein großer Bezirk gar kein Sägbaum zu sehen.

Ferner ist die Eschen bis an den Auler Holzschlag hin und dort ein alter Stamm, aber mehr junger Wald. In der Nieder-Esche ist viel und das mehreste Moos und schlechter Wald

Holzbedarf hat und dasselbe selbst aus der Gegend von Herzogenweiler um erhöhte Preise grobenteils bezieht.

Wenn nun diese Aufhebung wirklich erfolgt, so ist leicht vorzusehen, daß all jene Glashändler, die bisher ihre Ware von Herzogenweiler bezogen, sich an andere Glashütten und so unter andern auch an das Äule wenden und als fremde Kundleute lieber erhöhte Glaspreise bezahlen als ihr bisheriges Gewerbe ganz aufgeben werden.

Rechnet man nun, daß die Glasware durch dieses Ereignis in dem Preis nur um 5 procento steigen sollte, so würde der den Äulemer Fabrikanten dadurch zugehende jährliche Vorteil wenigstens aus 1200 Gulden bestehen. Denn der tägliche Ertrag der Äulemer Hütte an Glas wird auf den Hasen auf 11 Gulden, somit auf zehn Hasen auf 110 Gulden bestimmt. Nähme man aber die runde Zahl von 100 Gulden an und berechne man, daß durch 300 Tage im Jahr fabriziert werde, so ergibt sich ein jährlicher Glasertrag von 30 000 Gulden, wovon die 5prozentige Erhöhung 1500 Gulden betrüge. Läßt man nun auch hieran noch ein Fünftel nach, so bestehen doch noch die oben angeführten 1200 Gulden Übertrag.“ Eine Erhöhung des Holzpreises sei darum durchaus angebracht.

Weder ist Gerers Beweisführung überzeugend, noch das Motiv der Preissteigerung vertretbar — immerhin wird hier einmal der Jahresumsatz glaubwürdig beziffert. Beachtlich scheint, daß aus der alten Glashütte von 1716, der Zeit entsprechend, eine „Fabrik“ geworden war . . .

Dem neuen Vertrag sollte ein „Fabrikant“ ausgeschlossen bleiben, Eugen Allenspacher (Allenspacher), der sich 1775 mit der Witwe des Michael Sigwart verheiratet hatte, „wegen seiner bekannt sehr schlechten und ärgerlichen Aufführung, die ihn bereits in das Zuchthaus gebracht und die sich bisher doch nicht gebessert hat“. Ausgeschlossen wurde Allenspacher zwar nicht, indes behielt sich das Kloster den Ausschluß „mit der ersten Gelegenheit eines Ruckfalles“ vor.

Damit waren die Vorbesprechungen zu Ende, und am 20. Januar 1798 unterschrieb Abt Mauritius auf zehn Jahre den Vertrag.

Der Holzverbrauch wird vorläufig nicht beanstandet. Im Oberkrummen sei noch nicht die Hälfte des vorgesehenen Holzes geschlagen, erklärt das Forstamt 1805, „indem man die Hütte bereits seit vier Jahren in dem Wolfsloch auf der Hochreuth und in den Hirschenbädern beholzt hat“.

mit Rottannen, auch Weißtannen, hier und dort ein Sägbaum, bis an den Glaserberg, so von dem Krummenhof auf das Äule geht.

Ferner ist die Halden ober der Aha bis wieder an den Krummenhof ein ausgehauener Wald und ist wenig daraus zu nehmen.

Ferner ist die Halden unter dem Weg, so von dem Krummenhof gegen dem Krummenkreuzle gehet, etwas besser imstand und groß, aber das schönste Sägholz schon weggehauen, wo es fortzubringen gewesen, indem es schier lauter Moos ist.

Ferner ist auch die Halden unter dem Krummenkreuz gegen dem Wüstengraben und durch den Wüstengraben durch bis gegen der Eisenbrech ein ausgehauener Wald und das schönste Sägholz schon weg; gibt noch hier und dort einen schönen Sägbaum.

Ferner ist auch in sämtlichen Waldungen von Windfäll nicht viel gutes, auch sonst liegendes Holz zu Äschen zu brinnen, indem das liegende faule Holz zu dem künftigen jungen Aufwachs zur Besserung dient, auch durch so viel Feuerplätz der Wald vielen Schaden leidet, indem man auch die ganze Waldung durch ein solches Äschenbrinnen in die größte Gefahr setzen täte.

Das Schriftstück liegt am Anfang des Faszikels 391/2102, 1769—1789. Den Schriftzügen und der Tinte nach gehört es der Zeit um 1769 an. Verwendet ist auch das gleiche Papier wie jenes für die nachfolgenden Entwürfe von 1769 f.

Dem eben erwähnten Forsttrat Gerer verdanken wir zwei hübsche gutachtliche Darstellungen. Die eine von 1807 behandelt die Entwicklung der Siedlung⁸, die andere entwirft mit ein paar Strichen das Bild der Wirtschaft, wie sie in Äule um 1800 möglich war. Daraus einige Sätze:

„Das Äule liegt unter allen bewohnten Teilen der Herrschaft Schluchsee, den Oberkrummenhof einzig ausgenommen, am nächsten und höchsten am Feldberg. Selten ist der Schnee auf dem Äulemer Bann vor Ende des Brachmonats ganz verschwunden. In dieser Höhe wird also kein Getreid gebaut als etwas Roggen und Haber und dieses bloß, um die trockenen Mattfelder, die man nicht wässern kann, von Zeit zu Zeit zu verjüngen oder um den Weidgang von der Heide- und Heidelbeerenstaude oder von dem Ginsterkraut wieder zu reinigen. Von Gemüse wird nur Mangoldskraut, etwas schlechter Kapis, Ruben und Erdäpfel, endlich etwas Flachs, selten aber Hanf gebaut. Das Hauptwesen ist also Viehzucht. Der größte Teil der zum Äule gehörigen Matten ist sumpfig, häufig mit Felsen und Steinen bedeckt, also schlecht. Die Meisterschaft kann also auf obigem Feld mehr nicht als 30 Stücke Melkvieh ernähren, wie ihnen dann auch in den Bestandsbriefen mehr zu halten nicht gestattet wurde.“

Die Überführung des Besitzes des Klosters St. Blasien in das neue Großherzogtum Baden vollzog sich wie fast überall so auch in Äule ohne jede Erregung. Die Verwaltung von Grund und Boden, von Glashütte und Wohnhäusern — noch immer waren die Hüttenleute lediglich Pächter — ging an die großherzogliche Domänen-direktion über⁹.

Die zwanziger Jahre nahmen einmal den üblichen Ablauf. 1822 bekam die Glashütte ihr Holz am Oberen Habsberg, am Krummenkreuzle, am Käppelehof, im Privatwald des Georg Schmidt in der Aha zugeteilt. Die seit 1818 spruchreife Vertragsverlängerung erfolgte 1823.

Zum andern brachten diese Jahre etwas völlig Neues: den Zusammenschluß der Meister zur „Gesellschaft oder Compagnie“ (2. April 1825). Zugrunde lag der Organisationsgedanke, der 1820 die Glasmacher in Herzogenweiler zusammengeführt hatte, die sich ihrerseits ihr Vorbild in Bubenbach holten.

⁸ Gerers geschichtlicher Überblick ist reichlich summarisch. Den Ablauf im einzelnen entwickelt Karl Friedrich Wernet in „Blasiwald, ein Schwarzwälder Hochtal“, „Mein Heimatland“ 28, 1941, 21—49. Als Ergänzung dazu vgl. vom selben Verfasser „Der Zwing und Bann St. Blasians“, „Mein Heimatland“ 27, 1940, 149—177.

Nach Wernet's Darlegungen und liebenswürdigen Auskünften des Oberlehrers Josef Fitterer in Blasiwald können folgende Stadien angenommen werden:

1579 Errichtung von Glashütten im Windbergtal und auf dem Blasiwald, beim Habsmoos und im Muchenland.

1609 Zuteilung von Wald unter der Eisenbreche.

1622 Zuteilung von Wald zwischen Wittlisberg, Windberg und Wittemle.

1624 Zuteilung von Wald vom oberen Habsmoos gegen den Heuberg hinunter.

1684 Entstehung der „Althütte“. Die Hütten im Habsmoos und Muchenland gehen ein.

1716 Verlegung nach Äule.

Wernet nimmt mit gutem Recht an, daß zeitweilig mehrere Hütten nebeneinander bestanden. Dafür sprechen auch die Einträge in den Kirchenbüchern der Pfarrei St. Blasien. 1695 z. B. erscheinen als Ortsbezeichnungen: Glashütte, Untere Glashütte, Obere Glashütte, die Alte Glashütte, die Neue Glashütte, 1696 außerdem noch der Glashof. Die sehr sorgfältig geführten Kirchenbücher enthalten leider nur Namen und Daten. Bei der Häufigkeit gleicher Familiennamen lassen sich Familienzusammenhänge nur vermuten.

⁹ Ein „Beschrieb der Gebäulichkeiten“ aus dem Jahr 1808, dem eine Lage-skizze beigegeben ist, bezeichnet als Besitz der „Meisterschaft“ die Glaserhütte, die Streckhütte, das Schirrhäus, das Schulhaus und die Kapelle.

Die Gesellschaft hatte „zum Zwecke, sämtliche für die Glasfabrikation erforderlichen Materialien in Gesellschaft einzukaufen, die Glasfabrikation in Gesellschaft zu betreiben und auch den Verkauf des Fabrikats namens und für die Gesellschaft besorgen zu lassen“. Die Anteile der Gesellschafter betragen je 2022 Gulden. Der führende Kopf scheint der Vogt Joseph Kiefer gewesen zu sein.

Die Gesellschaft bestand ganze fünf Jahre! Offenbar konnten sich die Meister aus der jahrhundertealten Tradition völliger Selbständigkeit nicht lösen und sich in eine — an sich naheliegende und zweckmäßige — Planordnung nicht einfügen.

Zufällig im gleichen Jahr 1825 gab in „Deutschlands Nationaltrachten“, die bei Herder in Freiburg in kostspieliger Aufmachung herauskamen, Alois W. Schreiber als Begleittext zu einem kolorierten Stich eine allgemein gehaltene Schilderung des Hüttenbetriebes in Äule. Die Zeichnung ist das immer wieder verwendete Musterbild der Schwarzwälder Glashütte schlechthin geworden.

Die Mitte des Jahrhunderts vergönnte der Hütte einen verheißungsvollen Fortschritt: Die Meister entschlossen sich, „die ärarische Glashütte samt Zubehörde, welche sie seither pachtweise innehatten, käuflich zu erwerben“. Der Kauf wurde am 21. August 1850 vollzogen. Für 14 000 Gulden gingen an die Meister über

1. alle Gebäude (Glashütte, Streckhütte, Kirche¹⁰, alle Wohnhäuser),
2. Wiesen mit einem Flächeninhalt von 62 Morgen 1 Viertel und 52 Ruten,
3. Weidfeld mit einem Flächeninhalt von 63 Morgen 3 Viertel und 64 Ruten.

Käufer war die „Glasmeysterschaft“, bestehend in acht Familien. Die Glasmacher-siedlung wurde politisch nunmehr der Gemeinde Schluchsee unterstellt.

Der Kauf scheint eine letzte Kraftanspannung gewesen zu sein. Tatsächlich wurde er der Anfang vom Ende. Die Akten der Folgezeit bestehen eigentlich nur in Vorschlägen, wie der Hütte geholfen werden könne, was in der Fabrikation verbessert werden müsse u. dgl., und Gutachten. Aus ihnen lassen sich teilweise die Gründe des offenbar rapiden Niedergangs herauslesen. Die Krisenatmosphäre dürfte in allen Schwarzwälder Glashütten geherrscht und überall die Produktion gelähmt haben.

Für das Jahr 1853 haben wir geradezu eine Anhäufung von gutgemeinten Rat-schlägen. Das Bezirksamt St. Blasien empfiehlt „die Errichtung einer praktischen Sandmühle und eines Schleifwerkes, sowie die Anschaffung von gußeisernen Formen zur Anfertigung von gepreßten Glaswaren“, die Regierung des Oberrheinkreises rät, zur „Verbesserung in der Fabrikation“ einen „ausgezeichneten Mann“ „auswärtige vorzüglich eingerichtete Glasfabriken“ besuchen zu lassen, damit er dort „die verbesserte Fabrikationsweise zur Anwendung in der Heimat kennenlernen könnte“. Mit der Überprüfung der Verhältnisse im Hüttenbetrieb in Äule und der wirtschaftlichen Lage der Meister beauftragt das Bezirksamt St. Blasien den Hüttenverwalter R. Gysler, der zunächst von St. Blasien aus, später in wiederholten Besuchen von seinem neuen Dienstsz im Wiesental aus, seine klugen Gutachten abgibt.

Natürlich ließen es sich die Glasmacher angelegen sein, zuzulernen. Von einem Adolf Siegwart erfahren wir durch einen Bericht Gyslers:

„Im Jahr 1847 besuchte Adolf Siegwart die Hütte Wildenstein in Lothringen und arbeitete daselbst fünf Monate. Es werden dort schwarze Flaschen und große Vitriol-öflaschen angefertigt, ebenso auf zwei benachbarten Hütten, die er nur besuchte, wobei ihn aber seine Unkenntnis der französischen Sprache sehr störte.

¹⁰ Die heutige Kapelle in Äule ist 1786 errichtet. Deren Glöckchen wurde 1774 von Sebastian Bayer in Freiburg gegossen.

Im Jahr 1850 arbeitete Siegwart drei Monate in Goldental, Kanton Solothurn, bei Herrn Gräsle auf grünes, weißes und gefärbtes Hohlglas und Fensterglas. Er besuchte von da die übrigen Hütten des gleichen Besitzers in Waldenstein, Rutsch und Laufen, wie die des Herrn Chastelain in Münster je auf acht Tage.

1852 begab er sich zu Herrn Brunot in Semsales, Kanton Freiburg, wo er vier Wochen, bis zum Ausgehen des Ofens, arbeitete. Dieses Etablissement arbeitet mit 16 Tiegeln und fertigt weißes, grünes und anderes Hohlglas wie auch Fensterglas an.

Von da begab er sich nach Monthey, Kanton Wallis, zu den Herrn Dam Conda & Cie. und arbeitete daselbst vier Monate in feinweißem, gepreßtem weißem und farbigem wie Fensterglas. Er besuchte ferner Alais in Savoyen, wo die gleiche Fabrikation stattfindet, und eine weitere Fabrik zwei Stunden von da, wo außerdem sehr schöne Glasglocken, Stürze, angefertigt werden, von deren Herstellungsweise er sich unterrichtete.“

Alle Bemühungen, die Änderung des Gesellschaftsvertrags und selbst ein durch „Se. Königliche Hoheit den Regenten“ Ende 1855 verfügter namhafter Schuldennachlaß konnten den stark absinkenden Betrieb nicht vor dem langsamen Absterben erretten. Die Abstände, in denen der Ofen in Betrieb gesetzt werden konnte, wurden immer größer, und die Fabrikation mußte schließlich 1878 ganz eingestellt werden.

Beachtlich scheinen Bestrebungen, die Hütte wieder in Gang zu bringen, die 1884 gemacht wurden. Hier war es vor allem der Glasmacher Theodor Greiner, in dem die Genehmigung des Baues einer Eisenbahn durch das Höllental die Hoffnung weckte, nun stehe auch für Äule eine neue Zeit bevor. Den Hüttenbetrieb wollte er durch die Umstellung der Feuerung reformieren. Holz sei teuer und bei direkter Feuerung unrentabel, man müsse einen mit Holz beheizten Gasofen aufstellen.

Das Bezirksamt St. Blasien brachte auch dem neuen Plan alles Wohlwollen entgegen. Der Oberamtmann versichert ausdrücklich, er werde zur Förderung alles ihm Mögliche tun.

Greiner beleuchtet seinen Plan in zahlreichen Eingaben. Die eine Kostenberechnung baut darauf an, daß die Züricher Firma Mayer & Sibler, die früher für 100 000 Franken Ware bezogen hatte, künftig wieder 7500 Zentner abnehme. Bei einem Holzpreis von 3,50 Mark je Ster (Holz- und Transportkosten bis zur Hütte), Ausgaben für Sägen und Spalten mit 40 Pfennig je Ster und Material- und Frachtkosten sollen sich Produktion und Versand auf rund 42 000 Mark stellen — in der alten Betriebsform kämen sie auf 72 000 Mark. Er konstruiert damit eine Einsparung von 30 000 Mark. Der Plan kalkuliert allerdings zunächst nur einen Vertragspartner ein: den Produzenten. Warum der Abnehmer sich wieder auf Äule festlegen sollte — falls die Angaben überhaupt stimmten —, war zunächst nicht abzusehen.

Vorsichtiges Abtasten ergab, daß Mayer, Sibler & Cie. in Zürich gar nicht daran dachte, die etwaige Produktion von Äule zu übernehmen. In Frage kam allenfalls überhaupt nur ein Bedarf von einem Drittel des alten Gesamtbedarfs, und für dieses Drittel hatte die Firma ihren deutschen Lieferanten. Aber sie war doch an einem Neuaufleben der Hütte in Äule interessiert — „wir kämen, wenn auch vielleicht nur nach und nach, doch mit der Zeit zu unserm Guthaben.“

Die Auskunft klang nicht gerade ermutigend. Außerdem versprach der neue Schweizer Zolltarif, der am 1. Januar 1885 in Kraft treten sollte, für Glaswaren eine erhebliche Erhöhung des Einfuhrzolles.

Auf Veranlassung des Bezirksamtes St. Blasien befaßte sich auch die Landesgewerbebehörde in Karlsruhe mit der Frage einer Neueröffnung von Äule. Diese hörte darüber den Besitzer der Glasfabrik in Wolterdingen, Böhringer. Er verbreitete sich

über die Möglichkeit eines erfolgreichen Betriebes, indem er Einzelheiten über seine Geschäftsführung zum Vergleich beizog — sie zeigen den Wandel in der Wirtschaftsstruktur während des 19. Jahrhunderts:

„Böhringer hat früher in Wolterdingen wie allgemein auf dem Schwarzwald seine Hütte mit Holzfeuerung betrieben. Die gesteigerten Holzpreise — 16 Mark für das Klafter im Wald, 30 Mark der zerkleinerte Brennstoff an der Hütte, gleichwertig in der Wirkung mit zwölf Zentner Saarkohlen — zwangen ihn vor fünf Jahren, zur Steinkohlenheizung überzugehen. Er richtete sich sofort auf Gasfeuerung ein und erzielte damit die günstigsten Resultate.

Die Glashütte Äule war immer klein, der Holzbedarf etwa 600 Klafter im Jahre; der Betrieb war regelmäßig ein halbes Jahr unterbrochen. Die Arbeiter gewöhnten sich dadurch an ein unregelmäßiges Leben und brachten ihre Zeit viel im Wirtshaus zu. Es sind zur Zeit noch vier eigentliche Glasbläser vorhanden, von denen einer Glashandel treibt, die drei andern in Falkau beschäftigt sind. Mangel soll keiner leiden. In ihrer Geschicklichkeit entsprechen diese nicht mehr dem Bedürfnis der Gegenwart. Im Betrieb braucht man jetzt Spezialisten für irgendeinen Artikel. Während früher eine Flasche von einem Mann ganz gefertigt wurde, sind jetzt fünf dazu erforderlich, welche in einem Tag aber 800 Stück liefern. Mit der Spezialarbeit ist auch die Güte der Ware gestiegen. Das können die alten Arbeiter nicht mehr leisten.

Eine Glashütte kann heutigentags nicht mehr bestehen, wenn sie sich nicht auf einen Bedarf von mindestens 10 000 Ster Holz des Jahres bei Gasfeuerung einrichtet, womit ungefähr die achtfache Menge an Ware wie früher in Äule geliefert werden kann. In dieser Größe ist die Hütte in Wolterdingen angelegt, nur daß die entsprechende Menge Kohlen verwendet wird, beiläufig 30 000 Zentner im Jahr, 13 bis 14 Waggons im Monat; die Frachtkosten belaufen sich auf etwa 7000 Mark im Jahr. Der Betrieb ist hier ganz unausgesetzt. Der gegenwärtige Ofen steht bereits über drei Jahre im Feuer. Spezialisten fertigen je besondere Artikel. Sie wurden aus allen Teilen Deutschlands, auch aus Böhmen und Belgien, geholt. Außerdem sind noch eine Anzahl der früheren Glasfabrik Herzogenweiler beschäftigt. Eine 30pferdige Wasserkraft unterstützt den Betrieb für die Mühle und die Schleiferei. Dies geht in Äule ganz ab. Die Ware wird im Süden von Deutschland abgesetzt, in die Schweiz geht fast nichts mehr, zumal seit dem Anfang dieses Jahres die Zölle wieder erhöht wurden.

Ein Hütte für einen Holzkonsum des Jahres von 10 000 Ster müßte in Äule vollständig neu errichtet werden. Von der noch bestehenden wäre nichts brauchbar. Das Arbeiterpersonal müßte neu zusammengebracht werden, so müßten Spezialisten wie in Wolterdingen von den verschiedensten Orten beigeht werden. Das Holz, welches jetzt fast keinen Wert besitzt, würde in dem notwendigen Quantum auf die Dauer wohl nicht geliefert werden können, da aus Mangel an guten Wegen dieses nur die Abhänge nach Äule abwärts zugeführt werden könnte, aber nicht die jenseitigen Abhänge hinauf und dann erst bergab. Da das Holz lufttrocken bei gleichem Gewicht noch nicht die Hälfte der Heizkraft besitzt wie Steinkohlen, so würde das Holz, selbst wenn es kostenlos am Stamm dargeboten würde, in der Hütte zerkleinert und getrocknet nicht billiger stehen als die Steinkohlen in Wolterdingen.

Weiter kommt in Betracht die Fracht. Nach Äule muß alles Rohmaterial von weither zugeführt werden. Bei Wolterdingen finden sich wenigstens Kalk und Sand für halbweißes Glas in der Nähe. Böhringer gibt jährlich 7000 Mark für Fracht an die Bahn nach Donaueschingen aus. Die Fracht von Äule an den Titisee zu der zu-

künftigen Bahn würde nach seiner Überzeugung mit 20 000 Mark nicht bestritten werden können.

Endlich kommt noch hinzu, daß viele Bestellungen gegenwärtig auf sofortige Lieferung telegraphisch erfolgen. Von Wolterdingen gehen täglich mindestens zwei Fuhren nach Donaueschingen. Eine solche Regelmäßigkeit in der Bedienung wäre in Äule unmöglich, wo im Winter mitunter tage- und wochenlang bei Schneefall jeder Verkehr unterbrochen ist.

Böhringer ist der Überzeugung, daß eine Glashütte in Äule sich nie wird rentieren können. Natürliche Bedingungen für die Errichtung einer solchen finden sich keine; die im Augenblick niedrigen Holzpreise ermöglichen nicht die Konkurrenz mit der Kohle, und in ein paar Jahren werden die Holzpreise infolge der nahegerückten Bahn sich bedeutend heben“ (30. März 1885).

Böhringer sollte nur zu sehr recht behalten. Die Glashütte in Äule war und blieb außer Betrieb. Im Jahr 1892 wurden die eigentlichen Hüttengebäude, Hütte und Streckhütte, abgerissen.

Mit der Zerstörung der Hüttenanlagen in Äule fand der Glashüttenbetrieb anfangs des Klosters St. Blasien, dann des badischen Staates im Raum nördlich und nordöstlich von St. Blasien bis zur vormalig sankt-blasisch-fürstenbergischen Grenze nach 300jährigem Bestand sein Ende.

Bei der Errichtung der Hütten hatte der Glasmacher, darin stimmen alle Quellen überein, zuvörderst die Aufgabe, Holz, das weitab von Transportwegen, Straßen und Flosslinien, und Stätten des Bedarfs in unerschöpflicher Fülle stand, nutzbar zu machen und gegen geringe Entschädigung zu verbrauchen.

Diese Aufgabe blieb dem Glashüttenbetrieb zunächst auch noch geraume Zeit. Für die sankt-blasischen Wälder um Bonndorf wird beispielsweise 1650 erklärt, es fänden sich reichbewaldete Täler, in denen das Holz gar schwer zu Nutzen zu bringen sei, es sei denn, man lasse eine Säge bauen. Wenn man auf eine Säge reflektiere, so sei allerdings die Abfuhr schwierig und nur mit größter Mühe zu bewerkstelligen. Verwendbar seien nur die größten Blöcke. Das Kleinholz bleibe im Wald unverwendbar liegen. „Paut man hingegen ein glashütten, so wird das Holz alles genutzt, und es trägt außerdem noch zins ein“. Wenig zuvor, 1627, hatte man für die Waldgebiete vom Windgfällweiher bis gegen den Feldberg hin dem fürstenbergischen Nachbarn des Klosters St. Blasien berichtet, man halte es „für das allerratsamste, daß man ein Glashütten hinbauen täte; denn dadurch werden die Wälder eröffnet und könnte gleich gesehen werde, ob es Heu- oder Ackerfeld gebe, und gehe der Herrschaft keine Kosten drauf, tragen auch ziemlichen ein“.

Damit ist indes auch die nächste Aufgabe, die alsbald dazukam, umrissen: Aus dem Waldland sollte durch Roden und Reuten der Glasmacher und ihrer Hintersassen Bauernland werden, wo es anging, Ackerland, wo nicht, zum mindesten Weidfeld. In den frühesten Verträgen werden die Glasmacher ausdrücklich verpflichtet, den Wald „gut auszustocken, krautgärten, hanff und flachs, roggen und hafer zu bauen“. Auch ein St. Blasischer Kontrakt von 1646 verlangt von den Meistern, daß sie den ihnen neu zugewiesenen Wald roden und dann das Neuland bebauen. Die Verleihung von 1671 erfolgt unter der Bedingung, daß die Meister noch mehr Matten und Äcker anlegten, um „damit dem Kloster Nutzen zu schaffen“.

In diesen Jahrzehnten erwartet das Kloster — wie übrigens jede andere Herrschaft auch — vom Glasmacher den Holzverbrauch und befiehlt ihm eine intensive Rodungstätigkeit.

Allmählich wandelt sich aber die Auffassung. Trotzdem die Glasmacher augenfällig beängstigend viel Wald niederlegten und die Waldnutzung auch sonst weite Ausmaße annahm¹¹, können die Zurückhaltung der Herrschaften des Hochschwarzwaldes und die Drosselung der Zuteilungen nicht einzig und allein ihren Grund darin gehabt haben, daß man befürchtet hätte, die anscheinend unerschöpflichen Waldbestände könnten doch einmal aufgebraucht sein. Der Wechsel in den Hüttenplätzen zeigt zusammen mit dem Kartenbild, daß dem Abholzen häufig wieder ein Aufforsten folgte. Oft mochte dies allerdings der Naturverjüngung überlassen bleiben.

Die Gründe des Wandels sind unwägbar. Wahrscheinlich regten zur Waldschonung auch im Hochschwarzwald die Forstordnungen an, die da und dort herauskamen. St. Blasien hat die Mode, Ordnungen aller Art zu erlassen, durchaus mitgemacht und so auch 1766 eine „Forst- und Waldordnung“ veröffentlicht.

Jetzt ist auf einmal die Waldpflege richtungweisend. Jetzt schaut man den Glasmachern beim Holzverbrauch scharf auf die Finger. Sie „müssen“ nicht mehr Äcker und Matten bereitmachen, sie „dürfen“ es nur noch — daß ihnen dies gestattet wird, ist ein besonderes Zugeständnis der Herrschaft an die Exponenten eines notwendigen Übels.

Darüber kommt nach dem Suchen von Bauernland, dann der Schonung des Waldes schließlich die letzte, groteske Entwicklungsphase: die Sorge um den Menschen und dessen Existenzmöglichkeiten auf dem gerodeten Raum, inmitten der schonlich betreuten Wälder! Ihm war das Fundament, auf dem er sein Leben und das seiner Familie aufgebaut hatte, allmählich unter den Füßen weggeglitten. Mit jedem, dessen Platz am Glasofen leerstand, wurden — was früher schon manche Entscheidung mitbestimmt hatte — andere brotlos, Schürer, Holzhauer, Fuhrleute, Händler.

Mit dieser Sorge war nicht fertig zu werden. Die äußeren Zeitumstände erwiesen sich als stärker, hier früher, dort später. Die Hüttenbetriebe endeten nicht jäh, mit einer Katastrophe, sie sanken allmählich in sich zusammen. Der langsame Niedergang brachte es mit sich, daß nicht wie bei einem plötzlichen Ende mit einemmal aller Erwerb aufhörte — einer um den andern fand den Entschluß, sich zurückzuziehen und nach einem andern Verdienst umzusehen.

Die Bewohner des Tälchens Aule erwerben sich heute ihre Nahrung in einer sehr bescheidenen Landwirtschaft, den Hauptverdienst jedoch finden sie in den ausgedehnten Staatsforsten der Waldmark¹².

Q u e l l e n

- I. Akten des Badischen Generallandesarchivs Karlsruhe: Provinzialarchiv Freiburg St. Blasien/Aule, Gewerbe, 1/2 bis —/9; Forst- und Domänenndirektion 391/11, 391/2097 bis 2102; Bezirksamt St. Blasien 373/299 bis 299 c.
- II. Katholisches Pfarramt Schluchsee: Kirchenbücher.
- III. Katholisches Pfarramt St. Blasien: Kirchenbuch 1670—1699.

¹¹ Über die Waldnutzung im Gebiet des Feldbergs vgl. den vorzüglichen, erschöpfenden Beitrag von Hermann Stoll in „Der Feldberg im Schwarzwald“, herausgegeben von K. Müller, Freiburg, 1948, 423—492.

¹² Die Gliederung und Deutung der Flurformen gibt mit klaren Vergleichen Ekkehard Siehl a. a. O. 541—545, eine Untersuchung der Hausformen legt Hermann Schilli in „Alemannisches Jahrbuch“ 1953, 314—323, vor; dort auch die in Anm. 9 erwähnte Lagekizze.

Neue Kunde über die Besitzer des Freiburger Colombi-Schlößles

Don William Freiherrn von Schröder

I.

Vor hundert Jahren, als Freiburg nur wenig Fremdenverkehr hatte, wurde das Erscheinen der Gräfin Maria Gertrudis de Zea Bermudez und Colombi, der Erbauerin des nach ihr benannten Schlößles, zu einer erregenden Sensation. Diese



Dona Maria Gertrudis Antonia Colombi,
Comdesa de Colombi (1809—1863)

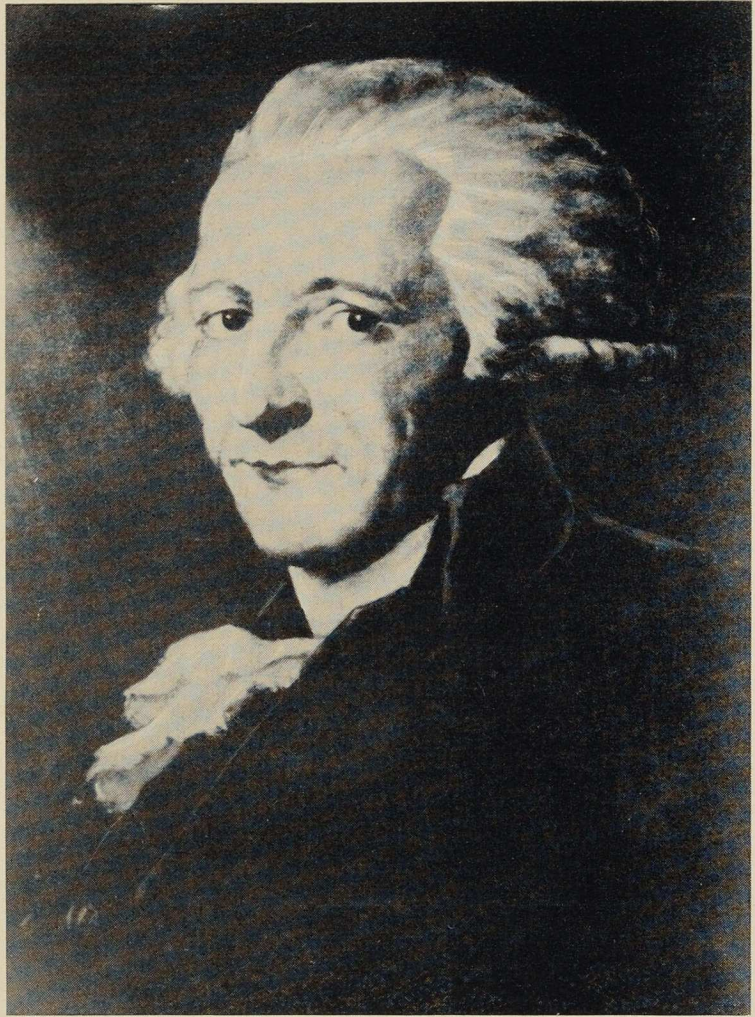
märchenhaft reiche Frau, geboren in St. Petersburg als Tochter eines Spaniers, durch ihre englische Großmutter und deren deutschblütigen Gatten international versippt, diese Aristokratin, die sich mitten in der Stadt eine Residenz von feudalem Zuschnitt schuf, bot allerhand Stoff zu mysteriösen Erfindungen. Ins Schauerromantische wurden diese Gerüchte übersteigert, als Maria-Christina, die 25jährige Tochter der Gräfin, wenige Tage vor ihrer Hochzeit mit dem Munzinger Grafen Richard von Kageneck plötzlich verstarb. Wie man munkelte: durch Selbstmord oder durch das Gift einer eifersüchtigen Nebenbuhlerin.

Fortan wurde für die Freiburger das Schlößle, wo man um Mitternacht einen Pudel mit teuflischen Glühaugen zwi-

schen den Blumenbeeten umherstreichen sah, wo die Gestalt des verstorbenen Mädchens hinter der steinernen Brüstung des Daches geisterte, zu einer Stätte eines gespenstischen Spuks. In diese Gruselmären einbezogen wurde auch Coreto, die andere Tochter der Gräfin. Von ihrem Gatten, dem Schweizer Leon Feune, der in Wirklichkeit ein angesehenes Mitglied des Großrates von Bern war, munkelte man, er habe die gesamte Mitgift im Spiel vertan, so daß seine Frau bettelarm ihr Leben in der Dachkammer ihrer Jose fristen mußte.

Mit all diesen Gruselgeschichten hat der Freiburger Oberschulrat Joseph Ludolph Wohleb gründlich ausgeräumt. Sein aus Magistrats- und Nachlassakten aus Inventarverzeichnissen und im Kageneck-Archiv gewonnenes dokumentarisches Material hat er vor zwei Jahren im „Schau-ins-Land“ veröffentlicht und damit ein tragfähiges Fundament für jede spätere Forschung geschaffen.

Neuerdings wurde Wohlebs Darstellung durch die Funde des Hamburger Übersee-Kaufmanns Eduard Rudolph Eggers wesentlich erweitert, ergänzt und bereichert. Als Verwandter der Colombis hat Eggers seine aufschlußreichen Ergebnisse, die aus staatlichen und privaten Archiven, sowie besonders von einem Colombi-Urenkel in Buenos Aires stammen, in einem bisher unveröffentlichten Buch zusammengesetzt. Diese Darstellung bildet die Grundlage für unsere Ausführungen.



Don Antonio Colombi y Papet (1749—1811)

II.

Antonio de Colombi y Papet, der Vater der Besitzerin des Schloßles, war ein in Katalonien beheimateter Spanier. Seinen Reichtum hatte er nicht etwa, wie man in Freiburg munkelte, durch Sklavenhandel erworben, sondern als ein tüchtiger Kaufmann, der 1775, mit sechsundzwanzig Jahren, in St. Petersburg ein florierendes Geschäft mit Weinen, Ölen, Farbstoffen und kolonialen Erzeugnissen begründete und der seine Firma durch Filialen in anderen europäischen Ländern zu einem auf dem Weltmarkt dominierenden Unternehmen erweitert hat. Gleichzeitig war Colombi spanischer Generalkonsul und als solcher derart angesehen, daß ihm auch, während sich Rußland und Spanien (1799—1801) im Kriegszustand befanden, auf Zusicherung des Zaren für seine Person und sein Geschäft die Unantastbarkeit garantiert blieb. Er und seine Angestellten genossen dieselben Rechte und Freiheiten wie jeder russische Staatsbürger.

Geweckt wurde Colombis diplomatisches Talent durch seinen Landsmann Francisco de Sea Bermudez y Buzo, der nach der Besetzung Malagas durch Napoleon in St. Petersburg einen geheimen Nachrichtendienst mit der nach Cadix geflohenen

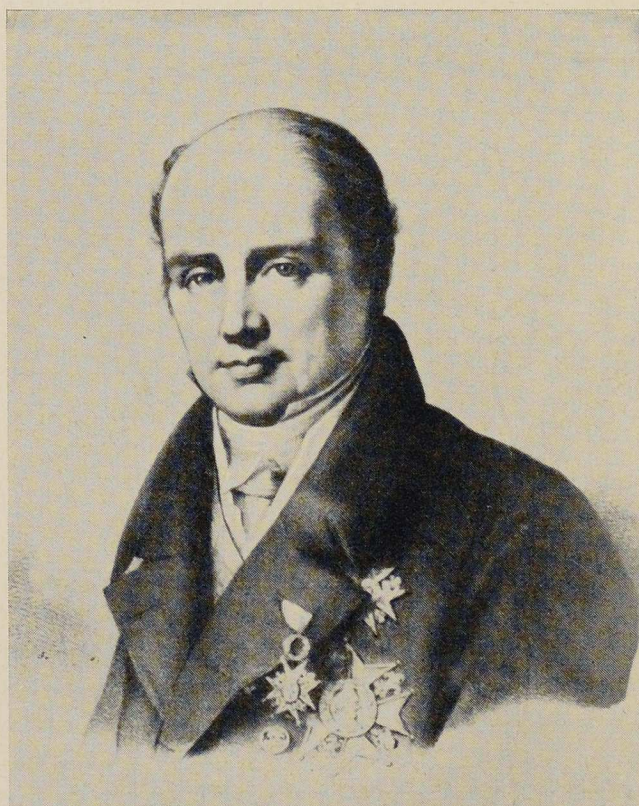
spanischen Regierung organisierte. Um diese heikle Mission zu tarnen, wurde er Teilhaber von Colombis Firma.

Als glühende Patrioten und erbitterte Napoleongegner setzten sich Zea und Colombi für einen baldigen Friedensschluß zwischen Rußland und Spanien ein. Sobald sie merkten, daß ihre Bemühungen an dem Wankelmuth des Zaren scheiterten, suchten und fanden sie Rückhalt bei dem britischen Gesandten Charles Whitworth. Die Zentrale für eine gegen die zaristische Politik gerichtete Verschwörung war damals der Salon einer Aristokratin. Dort machten Zea Bermudez und Colombi Bekanntschaft mit der Witwe des Barons Friedrich August von Bode, der als Colonel in einem Zweibrücker Regiment Ludwigs XVI. französischer Staatsangehöriger geworden war. Als Maria von Bode durch die Französische Revolution aus ihres Gatten elsässischen Besitzungen vertrieben wurde, fand sie in Rußland ein Asyl. Die Zarin Katharina schenkte ihr einen Landsitz in der Krim und entthob sie durch eine auch von ihrem Nachfolger gezahlte Rente aller materiellen Sorgen. Als eine repräsentative und intelligente Grande Dame war sie stets über die jeweilige Stimmung am Zarenhofe aus erster Hand orientiert. Als geborene Engländerin und Kusine des britischen Gesandten hatte sie gleichzeitig Kontakt mit dessen Kreisen.

Über alles Politische hinaus bewarb sich Colombi um ihre Gunst, weil sein Herz ihrer 27jährigen Tochter gehörte. Da er schon nahe an Sechzig war, und die Baronin an dem Altersunterschied Anstoß nahm, mußte sich der Zar, um ihr das Jawort abzunötigen, als Fürsprecher einschalten. In welchem hohem Maß Colombis diplomatische Position durch seine Heirat gefestigt worden war, merkte er, als er im Februar 1811 vom Zaren zur Audienz geladen wurde. Völlig unerwartet unterbreitete ihm

Alexander I. seinen Entschluß, an Frankreich den Krieg zu erklären, sofort mit der Cadix-Regierung einen Frieden zu schließen und diese Ausöhnung durch ein Bündnis zu besiegeln. Dies war ein Wagnis zu einer Zeit, als Napoleon, auf dem Gipfel seiner Macht, kurz zuvor durch die Besetzung von Tarragona und Saragossa weitere Gebiete der iberischen Halbinsel seiner Herrschaft untertan gemacht hatte.

Da Colombi leidend und den Strapazen einer weiten Reise nicht gewachsen war, begab sich Zea Bermudez mit der Vollmacht zur Unterzeichnung des russisch-spanischen Bündnisvertrags als sein Stellvertreter nach Cadix. Colombi war es nicht vergönnt, das Echo der Begeisterung zu vernehmen, die der Friedensschluß in ganz Spanien ausgelöst hatte. Denn noch vor Zeas Heimkehr war er am 11. März 1811 in Petersburg gestorben.



Don Francisco de Zea Bermudez y Buzo
(1779—1850)

III.

In seinem Testament hat Colombi seinen Freund Zea Bermudez zum Vormund seiner einzigen Tochter und Alleinerbin ernannt. Gleichzeitig hatte er ihn als seinen Nachfolger im spanischen Generalkonsulat vorgeschlagen. Außerdem verfügte er, daß, als bleibender Ausdruck ihrer Verbundenheit, der Name seiner Firma fortan Colombi, Zea und Co“ lauten solle. Den Dank, welchen die Cadix-Regierung ihrem treuesten Anhänger schuldete, hat sie seiner Tochter durch die Verleihung eines Titels, den sie sich selbst wählen durfte, abgestattet. Da Maria-Gertrudis damals erst zwei Jahre alt war, vollzog ihre Mutter die Wahl und erbat sich für ihre Tochter das Adelsprädikat einer „Gräfin Colombi“.



Gräfin Maria Colombi geb. Freiin v. Bode u. Kyppersley
(1782—1872)

Schon bald nach dem Tode ihres Gatten hat sie Petersburg, dessen rauhes Klima ihr nicht bekam, verlassen.

Nach einem jahrzehntelangen Wanderdasein in Frankreich und England, in Deutschland und Rußland sehnte sich Maria Colombi nach Ruhe und Beschaulichkeit. Schließlich fiel ihre Wahl für einen dauernden Wohnsitz auf Freiburg, wo ihr, als Besitzerin eines Hauses am Karlsplatz, gegenüber der Karlskaserne, am 1. Februar 1830 das Bürgerrecht zuerkannt wurde.

IV.

Auch Zea Bermudez blieb nur noch drei Jahre in St. Petersburg. Nach der Vertreibung Napoleons begann seine große diplomatische Karriere. Auf verschiedenen Gesandtenposten bestens bewährt, wurde er 1824—1825 und 1832—1834 zweimal spanischer Ministerpräsident. Enttäuscht durch Parteienhader, erschöpft durch ein Übermaß von Arbeit, das ihn oft fünfzehn Stunden pausenlos an seine Kanzlei fesselte, hatte er sich schließlich nach Karlsruhe ins Privatleben zurückgezogen. Hier erreichte diesen treuesten Paladin seiner Krone Königin Isabellas Auftrag, wegen ihrer Heiratsabsichten mit einem Sohn des Erzherzogs Karl von Österreich in Wien die Lage zu sondieren. Eingeschüchtert durch die wilde Polemik, mit der die französische Presse auf diesen Plan reagierte, hat Staatskanzler Fürst Metternich, energisch abwinkend, alle Verhandlungen mit Zea abgelehnt.

V.

In das eintönige Altersdasein des vereinsamten Francisco de Zea Bermudez, der zuletzt in Paris lebte, fiel ein heller Freudenschein, als er erfuhr, daß sein jüngerer Bruder Salvador, der ebenfalls Diplomat war, in Freiburg um die Hand der 23jährigen Maria-Gertrudis, der Tochter seines verstorbenen Freundes, angehalten hatte. In der Pfarrkirche von St. Martin wurde das Paar am 4. Oktober 1832 eingesegnet. Als Trauzeugen fungierten der badische Staatsminister Baron Konrad von Andlaw und der Basler Domherr Carolus Franziskus von Wangen. Da nach spanischem Gesetz der Ehemann an dem Adelstitel seiner Frau partizipiert, durfte sich Salvador de Zea Bermudez fortan „Graf Colombi“ nennen.

Die Neuvermählten übersiedelten nach Paris, wo Salvador als Erster Sekretär an der spanischen Botschaft tätig war. Über Brüssel und Lissabon führte ihn seine Karriere als Gesandter nach Wien. Hier erreichte ihn im Herbst 1852 der ehrenvolle Auftrag der spanischen Regierung, nach mehrjähriger Unterbrechung mit dem heiligen Stuhl ein neues Konkordat abzuschließen. Auf seiner Reise nach Rom blieb Salvador einige Tage in Paris, um den Nachlaß seines 1850 verstorbenen Bruders Francisco zu ordnen. Unmittelbar nach seinem Eintreffen in Rom befiel ihn eine Krankheit, welche die italienischen Ärzte „Miserere“ nannten. Es war eine Blinddarmentzündung, an der Salvador nach zehn Tagen qualvollster Schmerzen am 31. Oktober 1852 mit 49 Jahren verstarb.

Mit großem Pomp, mit einem Gefolge hoher geistlicher Würdenträger und von Vertretern des diplomatischen Korps, wurde er in der Kirche Santa Maria de Montserrat beigesetzt. Seine letzte Ruhestätte bezeichnet auch heute noch ein Monument aus weißem Marmor.



Salvador de Zea Bermudez y Buzo, Conde de Colombi (Graf v. Colombi) 1803—1852

VI.

Zutiefst erschüttert über diesen jähen Verlust, versuchte die Gräfin Maria-Gertrudis ihren Schmerz durch planloses Umherreisen zu betäuben: zuerst in Madrid bei einem Neffen, dann in Malaga, wo ihr der Tod ihren erst 17jährigen Lieblingssohn Manuel entriß. Nach diesem neuen Schicksalsschlag lebte sie zeitweise in Italien und Baden-Baden. Schließlich fand sie einen tröstlichen Ruhepunkt bei ihrer Mutter im Hause am Freiburger Karlsplatz.

Rund um den Rottecksplatz, auf dem Hügelgelände, wo einst eine Daubansche Festungsbatterie gestanden hatte, erwarb die Gräfin Colombi seit 1858 nicht weniger als 21 Grundstücksparzellen, bestehend aus Gartenland und Rebgelände. Inmitten

eines Parks mit einem prächtigen alten Baumbestand ließ sie durch den Freiburger Universitätsbaumeister Georg Jakob Schneider, mit architektonischen Anklängen an die spanisch-maurische Gotik, das Schloßle errichten. Von dessen hochherrschastlicher Innenausstattung vermitteln J. L. Wohlebs Schilderungen eine fesselnde Vorstellung.

Nur knapp drei Jahre hat die Gräfin Colombi mit ihren beiden Töchtern das Schloßle bewohnt. Denn mit 54 Jahren starb sie am 6. August 1863. Ihr in fran-

zösischer Sprache abgefaßtes Testament mit Verfügung über ihr Begräbniß bezeugt ihre schlichte Herzensfrömmigkeit:

„Sollte es mir nicht vergönnt sein, in Rom an der Seite meines lieben Gatten zu ruhen, oder in Malaga neben meinem Sohn, oder in Rußland an der Seite meines Vaters, oder etwa in der Kapelle unserer Ahnen auf dem Friedhof Père Lachaise in Paris, so wünsche ich, daß meine vier Kinder in Freiburg einen Fleck Erde für mein Grab kaufen und daß ein schlichter Stein den Platz kennzeichne, wo meine sterblichen Reste ruhen. Als einzige Inschrift sollen auf diesem Stein die Worte stehen: „Betet ein Ave für das Heil meiner Seele zum Angedenken für meine Nachkommen“.

In Spanien, wo sie Posten als hohe Ministerialbeamte bekleideten, erreichte Salvador und Ferdinand de Zea Bermudez und Colombi die Kunde von dem Tod

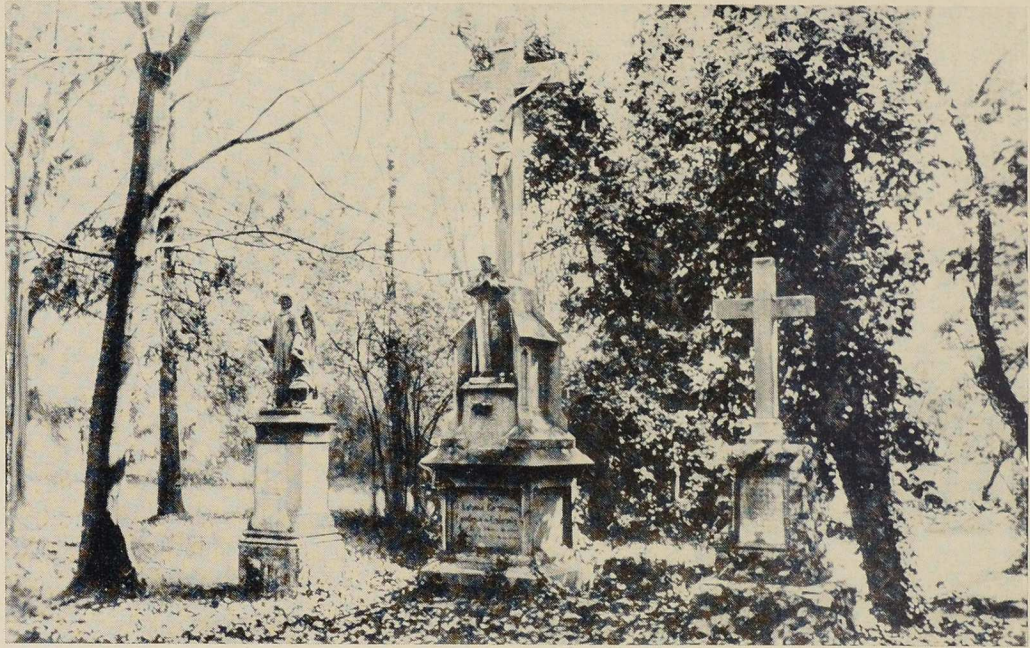


Doña Maria Antonia de Anduaga (Ehefrau von Don Francisco de Zea-Bermudez) (1788—1847)

ihrer Mutter. An ihrem Grabe auf dem Alten Friedhof von Freiburg trauerten nur ihre beiden Töchter Coreto und Maria Christina, die drei Jahre später, am 5. September 1866, starb. Über ihrer Ruhestätte, links neben der Mutter, erhebt sich eine edle Engelsgestalt, die mit segnender Hand einen Kranz über das Bahrtuch eines wappengeschmückten Sarges hält. Über Maria Christinas letzte Lebensstage hat Wohleb aus dem Kageneck-Archiv ergreifende Dokumente zutage gefördert. Dort fand er Briefe, die sie im August 1866 bei voller Gesundheit an ihre Jugendgespielin Frieda Fezer, die Postsekretärstochter aus der Freiburger Schiffsgasse, gerichtet hat. Während der Vorbereitungen für ihre Hochzeit auf der Kageneckschen Besitzung in Munzingen war sie plötzlich bedenklich erkrankt. Während ihr Bräutigam in dringenden Angelegenheiten abwesend war, bezeugt ihr letzter Brief, daß der Arzt eine geringe Besserung festgestellt habe. Schon am nächsten Morgen hatte der Tod sie ereilt.

VII.

Als ehrwürdige Patriarchin, der ein Alter von fast 90 Jahren beschieden war, hat die Mutter der Gräfin Colombi in ihrem Hause am Karlsplatz ihre Tochter und Enkelin überlebt. Bis zuletzt im Vollbesitz geistiger Regsamkeit, beschwichtigte sie



Freiburg, Alter Friedhof:
 Grabstätte (von links nach rechts) von Christina de Zea Bermudez v. Colombi
 (1841—1866), Maria Gertrudis Antonia Gräfin v. Colombi (1809—1863) und
 Gräfin Maria Colombi, geb. Freiin v. Bode v. Kymsersley (1782—1872)

1870, bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges, die pessimistischen Besorgnisse ihrer Enkel: „Während meines langen Lebens war ich Zeuge von so vielen Kriegen, daß der jetzige für mich nichts Neues bedeutet. Noch näher war ich den Ereignissen der Französischen Revolution, als meine Eltern ihr gesamtes Vermögen verloren. Schaut nur stets mutig in die Zukunft, dann wird sich schon alles günstig fügen.“

In solcher Enthobenheit über alles Tagesgeschehen war Maria Colombi, geborener von Bode, am 20. Juni 1872 ein sanftes Ende beschieden. Im Familiengrab an der Mauer des Freiburger Alten Friedhofs hat sie rechts neben ihrer Tochter ihre letzte Ruhestatt gefunden.

VIII.

Don den Schwestern der Brüder Francisco und Salvador de Zea Bermudez heiratete die 1798 geborene Anna den aus einer Rostocker Ratsherrnsippe stammenden Johann Heinrich Theodor Petersen, der als belgischer und mecklenburgischer Konsul in Malaga Chef einer Handelsfirma von internationalem Rang war. Zu ihren direkten Nachkommen zählen der in München lebende 89jährige Hamburger Handelsherr Eduard Eggers und dessen Sohn Eduard Rudolph, der durch seine Funde und Forschungen das Andenken an die einstigen Besitzer des Freiburger Colombi-Schlößles neu belebt hat.

Das Wirtshaus zum Erbprinzen in Weisweil

Don Alfred Engler

Im Jahrlauf 18 des „Schauinsland“ erzählt Dr. Hermann Sussann sehr anschaulich von dem in Weisweil lebenden Förster Georg Lydin, einem gewaltigen Nimrod und ständigen Begleiter des Erbprinzen Karl Ludwig. Lydin erbaute 1770 ein neues Forsthaus, und zwar, wie Sussann schreibt, „an der Stelle, wo die Straße von Kenzingen und die Rheinstraße sich schnurgerade treffen“¹. „Es war das Haus“, schreibt Sussann weiter, „an welchem jetzt noch das Schild prangt.“

Hier muß dem Autor ein Versehen unterlaufen sein, das klargestellt werden soll. Aber zuvor müssen wir Sussann noch etwas folgen:

Über dem kleinen Eingangstor, berichtet er, steht die Jahreszahl 1770, darüber ein Hase, über dem größeren Eingangstor ein Hirsch. Anlässlich seiner Vermählung mit Amalie Friederike von Hessen-Darmstadt im Jahre 1774 schenkte der Erbprinz dem Förster Lydin, der seine besondere Zuneigung gewonnen hatte, die Wirtschaftsgerechtigkeit. So wurde aus dem Forsthaus ein Gasthaus, das den Namen „Zum Erbprinzen“ bekam. Zum Andenken und zu Ehren des fürstlichen Gönners ließ Georg Lydin bei einem berühmten Meister, dem Schlosser Morstadt in Lahr, das schmiedeeiserne Riesenschild anfertigen, das ursprünglich noch größer gewesen sein und Bilder aller in Weisweil vorkommenden Jagdtiere enthalten haben soll. — Lydin starb im Alter von 56 Jahren. Sein Lebensabend war nicht ungetrübt: verlor er doch fast sein ganzes, nicht unbedeutendes Vermögen.

Das Haus wurde mit der Schildgerechtigkeit verkauft und blieb nicht in festen Händen. Das Schild war eine Zeitlang an einer Brauerei im Unterdorfe angebracht. 1866 kaufte der Vater des Prinzenwirtes zu Sussanns Zeit, der bis dahin eine Wirtschaft auf dem Schönberg bei Lahr betrieben hatte, das Gasthaus zum Erbprinzen. Er ließ das inzwischen ganz verwitterte Schild wiederherstellen. Auf dem oberen Spruchband steht: „Georg Stulz 1868“, auf dem unteren: „Gasthaus zum Erb-Prinzen“.

Eine kleine topographische Untersuchung soll Sussanns Irrtum aufklären:

Da, wo die von Kenzingen kommende Straße auf die Hinterdorfstraße, die mitunter als Teil der von Breisach nach Kehl, also den Rhein entlang führenden Straße, auch Rheinstraße heißt, steht rechter Hand das heutige Rathaus, das zwar auch von einem Förster erbaut worden ist, aber später als Lydins Haus. Dafür spricht schon der Stil des Hauses. Und auf der „Topographischen Carte des Rheinstromes und seiner beiderseitigen Ufer von Hüningen bis Lauterburg“² findet sich östlich der heutigen Hinterdorfstraße kein Gebäude eingezeichnet.

¹ „Das Schild zum Erbprinzen in Weisweil“, Schau-ins-Land 1893, S. 45—47.

² 1:20 000, Lith., Blatt 8, Freiburg 1828.

Nun fand ich neulich im Grundbuch der Gemeinde Weisweil folgenden Eintrag vom 25. 6. 1867: „Es erscheint Herr Bezirksförster Christian Melter von hier und trägt vor: Laut Grundbuch Band 7 Nr. 109, Seite 65b, Band 7, Nr. 111 Seite 68a und Band 16, Nr. 35, Seite 109 bin ich Eigenthümer von 1½ Jauchert Acker hinterm Dorf, neben mir selbst und Georg Friedrich Dienlin, Dreher. Auf dieses Grundstück habe ich in den 1830er Jahren ein zweistöckiges Wohnhaus von Stein, samt Scheuer, Stallung und Waschhaus, errichtet bzw. erbaut, und bitte daher den Gemeinderat, diese meine Erwerbung in das Grundbuch einzutragen. Da Herr Bezirksförster Melter wirklich (als) Eigenthümer des oben beschriebenen Güterstückes im Grundbuch eingetragen, auch notorisch ist, daß er die genannten Gebäulichkeiten, welche im Feuerversicherungsbuch auf seinen Namen notiert sind, erbaut hat, so haben wir keinen Anstand genommen, seinem Gesuch zu entsprechen und seine Erwerbung hiermit zu gewähren.“³

Das von Johann Georg Lydin 1762 erbaute und wahrscheinlich nach Verleihung der Schildgerechtigkeit erweiterte Haus befindet sich aber nicht hinterm Dorf, sondern oben im Dorf, in dessen Südteil⁴. Der Haupteingang in das Dorf befand sich früher an seiner Südostecke, bei der Zehntscheuer, die 1953 abbrannte und 1954 abgetragen wurde. Dort trafen sich die zum Teil schon außerhalb des Dorfes vereinigten Wege von Wühl, Amoltern, Endingen und Forchheim und der auf einer anderen Karte auch Salzweg genannte Weg von Riegel. Die an der Zehntscheuer beginnende, relativ breite Herrengasse verläuft westlich und stößt senkrecht auf die von Süden nach Norden ziehende Hauptstraße der Ortschaft. Dort an der Südostecke, auf dem im Lagerbuch früher als Prinzenstraße 15 bezeichneten Grundstück liegen die Überreste des früheren, 1945 zerstörten Gasthauses zum Erbprinzen. Nach Aussage des Besitzers befindet sich unter den erhaltenen Bausteinen noch der mit der eingemeißelten Jahreszahl 1770, den mit dem Hasen habe ich selbst gesehen.

Damit ist die am Ort kolportierte und, wie man sieht, auch in die Literatur eingegangene Verquickung der Geschichte der zwei Försterhäuser gelöst und die Lage des früheren Gasthauses zum Erbprinzen urkundlich eindeutig bestimmt.



³ Grundbuch der Gemeinde Weisweil, Bd. 16, S. 110—112, Nr. 36.

⁴ Grundbuch, Bd. 3, S. 396.